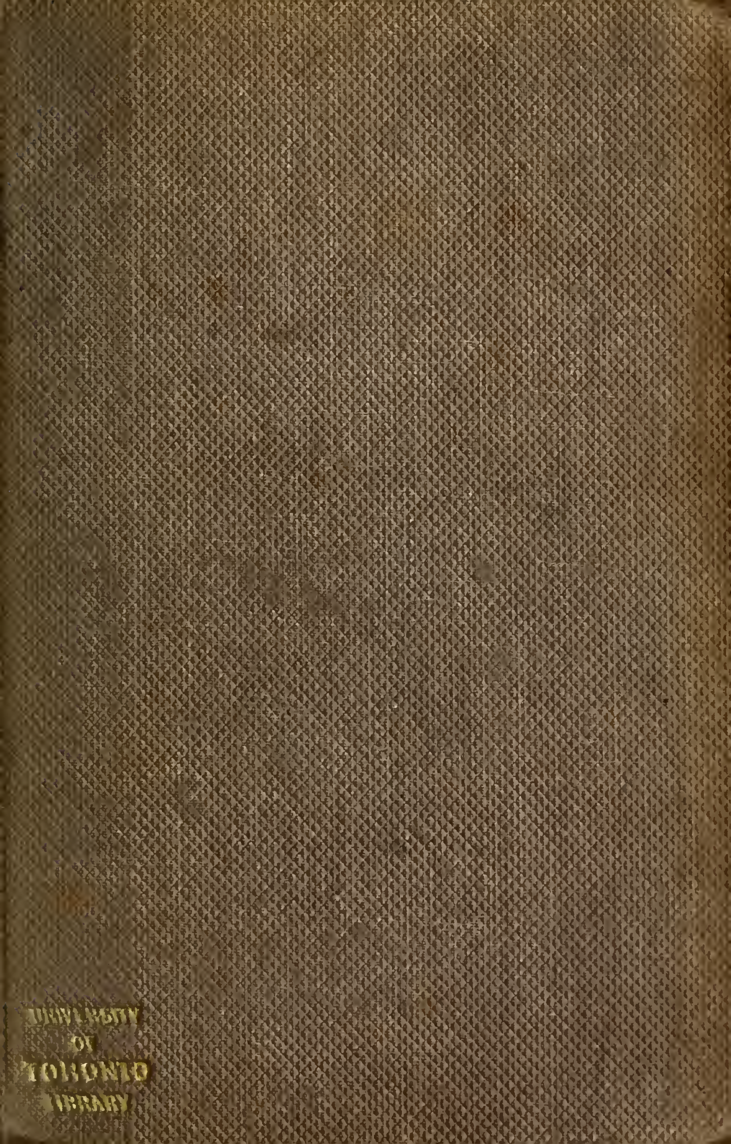

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY



Seelenlehre.

Sämmtliche

Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Achtes Bändchen.

Seelenlehre für Kinder.

Nebst siebzehn Kupfertafeln.

In der Reihe die elfte Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.



Vorrede

zur ersten Auflage.

Eine Seelenlehre für Kinder ist, so viel ich weiß, noch keine gewöhnliche Erscheinung unter uns; und es dürfte daher wol Mancher verlegen sein, was er über den Einfall, sie zu schreiben, für ein Urtheil zu fällen habe. Für solche also, und für alle Diejenigen, die sich dieses Büchleins zur Unterweisung ihrer Kinder bedienen wollen, will ich hier kürzlich die Ansichten auseinanderlegen, die ich dadurch zu erreichen hoffte.

Diejenigen, welche mich, oder einige meiner Erziehungsschriften kennen, werden wissen, daß wol Keiner von der Schädlichkeit einer frühreifen Verstandes-Ausbildung der Kinder, besonders durch Bücherunterricht, inniger durchdrungen sein kann, als ich es durch Grundsätze und aus Erfahrung bin. Diese werden sich daher vielleicht wundern, wie gerade ich es sein müsse, der sich einfallen läßt, ein neues Werkzeug zu einer solchen Ausbildung mehr

zu ersinnen, und, nachdem es vollendet war, es jedem Meister und jedem Pfuscher zu beliebigem Gebrauche oder Mißbrauche anzubieten. Diese Verwunderung macht mir Ehre, und verdient daher meine aufmerksamste Erwiederung.

Ich muß demnach zuvörderst versichern, daß keine in meinen Grundsätzen vorgefallene Veränderung, sondern vielmehr die öftere lebhafte Empfindung eines wirklichen Bedürfnisses, welches ich wahrzunehmen glaubte, mich vermocht hat, dieses Werkchen auszuarbeiten und bekannt zu machen. So sehr ich nämlich auch wünschte, daß man den eigentlichen zusammenhangenden Unterricht in der Religion und in der Tugendlehre bis dahin verschieben möchte, wo die Seele des Kindes zum zusammenhangenden Denken reif zu werden anfängt, so wenig Wahrscheinlichkeit ist gleichwol da, daß der größere Theil der Väter, der Erzieher und der Aufseher derselben in die Gründe dieses Wunsches eingehen und die Richtigkeit derselben anerkennen werde. Ich selbst, der ich das Glück habe, unter allen Erziehern Deutschlands vielleicht der unabhängigste zu sein, sehe mich, nach Abwägung des größern, bei einigem Nachgeben gegen allgemeine Vorurtheile mir erreichbaren sittlichen Nutzens, genöthiget, von der Strenge einiger meiner Grundsätze in der Ausübung hie und da ein wenig nachzulassen, weil ich mit jedem andern Weltbeobachter die Erfahrung ge-

macht habe, daß man gemeiniglich alles Gute hindert, wenn man alles erkannte Gute auf einmahl hartnäckig zu erringen strebt.

Sonach glaube ich annehmen zu dürfen, daß auch der freieste Erzieher fremder Kinder wol nicht umhin könne, schon acht- bis zehnjährigen Kindern eine Art von zusammenhangender Unterweisung in der Religion und Sittenlehre zu geben, ungeachtet er sich, wenn er weise ist, nach Möglichkeit bemühen wird, die gelehrten Denkbande, die er dem jungen Geiste anlegen soll, so sehr er kann, zu verstecken. Nun möchte ich aber wissen, wie es möglich sei, bei einem solchen, schon auf wirkliche Gründe gebauten Unterrichte (er sei übrigens so kurz und so sehr herabgestimmt, als er nur immer wolle!) auf eine vernünftige Weise zu Werke zu gehen, ohne bei jedem neuen Schritte eine Lücke anzutreffen, über welche irgend eine Vorerkenntniß aus der Seelenlehre zur Brücke dienen muß? — wie man, z. B. einen wahren und würdigen Begriff von Gott, von seiner Geistigkeit, von seinem unendlichen Verstande, von seinem heiligen Willen, von allen daraus abfließenden untergeordneten Eigenschaften desselben erwecken könne, ohne erst die nothdürftigsten Vorbegriffe von dem Wesen und den Eigenschaften des menschlichen Geistes entwickelt zu haben? — wie man ferner die in jedem Unterrichte über sittliche Gegenstände unvermeidlichen Wörter

Verstand, Vernunft, Neigungen, Begierden, Sinnlichkeit, Naturtrieb, Leidenschaft u. s. w. vernünftigerweise gebrauchen könne, ohne Dasjenige, was dadurch ausgedruckt werden soll, den Kindern vorher erst anschaulich gemacht zu haben?

So gewiß also bei einem überlegten Unterrichte die Naturgeschichte der Naturlehre, die Zergliederungskunst der eigentlichen Heilkunst vorausgeschickt werden muß, eben so gewiß muß auch ein Inbegriff von Vorkenntnissen aus der Seelenlehre dem eigentlichen Religionsunterrichte und der Sittenlehre vorhergehen. Und dies ist der erste Grund, der mich bestimmte, die folgenden Gespräche, welche die besagten nothdürftigen Vorerkenntnisse entwickeln, erst mit meinen eigenen Zöglingen anzustellen, und sie dann zum beliebigen Gebrauche anderer Erzieher drucken zu lassen.

Hier ist ein zweiter. Einer von denjenigen Erziehungsgrundsätzen, welche den wenigsten Einschränkungen und Ausnahmen unterworfen sind, und die ich daher auch in der Ausübung am unablässigsten vor Augen habe, ist der: daß die vollkommenste Erziehung diejenige ist, welche alle körperliche und geistige Anlagen der Kinder, in dem besten Verhältnisse zu einander, gleichmäßig auszubilden sucht.

Diesem Grundsatze zufolge bemühe ich mich, so sehr es immer möglich ist, die Uebungen der unter meiner Aufsicht zu erziehenden Kinder so abzumessen und auf einander folgen zu lassen, daß keine ihrer Kräfte vorzugsweise entwickelt, keine der andern nachgesetzt, sondern jede gleichmäßig bearbeitet werde. Daß übrigens dies nicht mit Zirkel und Maßstab in der Hand geschehen könne, und daß der Zufall oder der Inbegriff aller derjenigen Dinge, welche nicht in unserer Gewalt stehen, das von uns abgezielte Gleichgewicht gar oft verrücken, versteht sich, denke ich, wol von selbst *). Nun wird aber jeder Lehrer, der über Das, was er lehrt, gehörig nachdenken und Beobachtungen anstellen kann, gestehen, daß bei weiten der beträchtlichste Theil des gewöhnlichen Schulunterrichts nur das Gedächtniß der Kinder in Wirksamkeit setze, und alle die übrigen Seelenfähigkeiten bald mehr, bald weniger, in ungestörtem Schlummer ruhen lasse. Ich glaube daher, bei meiner eigenen Ausübung dies Uebergewicht der Uebungen des Gedächtnisses von Zeit zu Zeit unterbrechen, und Etwas unterschieben zu müssen, das unmittelbar die übrigen Seelenkräfte, das Ge-

*) So wie es sich auch von selbst versteht, daß bei zunehmendem Alter des Kindes auf die künftige ganze Bestimmung desselben Hinsicht genommen, und in der Anwendung des obigen Grundsatzes danach verfahren werden muß.

dächtniß hingegen nur mittelbarerweise beschäftigen möge. Daher entstehen denn besondere Uebungen für den Verstand, besondere für die Einbildungskraft, für den Witz, für den Scharfsinn und für jede andere vorzügliche Seelenkraft, die wir, ihren Wirkungen nach, mit Recht von einander unterscheiden, ungeachtet sie im Grunde nichts anders, als eben so viele Artungen (Modificationen) einer und eben derselben Denkkraft sind.

Eine von solchen, zur Beförderung des Gleichgewichts unter den Seelenkräften der Kinder angestellten Uebungen des Verstandes waren diese Gespräche, die ich am Ende einer jeden Lehrstunde mit allen den örtlichen Umständen aufschrieb, unter welchen sie gehalten waren.

Aber wozu dieses Oertliche in Gesprächen, die nun bestimmt sind, öffentlich aufgestellt zu werden? Um diese Frage zu beantworten, muß ich eine dritte Absicht anzeigen, die mich zur Bekanntmachung derselben bewogen hat.

Ich glaube nämlich, mir ohne Selbstgefälligkeit bewußt sein zu dürfen, daß ich, nach ziemlich langen Uebungen im Unterrichte, und nach eben so langen Beobachtungen über die Kinderseelen, in der Kunst, Begriffe zu entwickeln und mitzutheilen, nach und nach einige Vortheile bemerkt haben mag, welche nicht jedem Anfänger in der ausübenden Erziehungslehre bekannt und geläufig sind. Solche

bemerkte Vortheile als Regeln vorzutragen, hat wenig Nutzen, weil diese Regeln nur für Diejenigen ganz einleuchtend sind, die während ihrer eigenen Ausübung schon von selbst darauf gekommen waren — also für solche, die sie schon kannten, schon angewandt hatten, und ihrer folglich am wenigsten bedürfen. Für den übrigen größern Haufen ist zwischen Regel und Anwendung eine solche Kluft befestigt, daß die meisten bei der ersten wol für immer stehen bleiben müssen, ohne zu der andern fortschreiten zu können. Aber eine treue Darstellung einer wirklich geschehenen Anwendung solcher Regeln gewährt den Vortheil, daß auch dem langsamsten Verstande das Wie? die Art und Weise dieser Anwendung, vor's Auge gerückt, und der ihm, wie allen Menschen, eigene Nachahmungstrieb zu eigenen Versuchen in ähnlichen Fällen gereizt wird. Ich glaube daher diese Gespräche, ohne Verletzung der Bescheidenheit, der Aufmerksamkeit junger Erzieher, als einen kleinen Beitrag zu einer angewandten Methodenlehre empfehlen zu dürfen.

Wollen solche junge Leute sich die Mühe geben, von den Verfahrungsarten, die ich in diesen Gesprächen angewandt habe, das Allgemeine abzuziehen, so werden sie von selbst auf folgende Lehre stoßen. Um Begriffe aus der Seelen- und Pflichtenlehre für Kinder aufzuklären und sie ihnen anschaulich zu machen, giebt es verschiedene Mittel, wo-

von aber freilich das eine besser, als das andere ist. Am sichersten erreicht man seinen Zweck, wenn man sie alle, eins nach dem andern, anwendet, um die junge Seele zu verschiedenen Mahlen, von verschiedenen Seiten her und auf ganz verschiedenen Wegen auf einen und eben denselben Fleck zu führen, der ihr dadurch um so viel bekannter und unvergeßlicher werden muß. Diese Mittel sind folgende:

1. Man kann bloß wörtlich erklären: — die schlechteste und unwirksamste Lehrart unter allen, vornehmlich wenn man damit anfängt. Der Lehrer von Einsicht wendet sie zuletzt, oder nur alsdann an, wenn ihm ganz und gar keine andere zu Gebote steht.
2. Man kann dergleichen Begriffe in sinnlichen Vorstellungen, Gemählden, Kupferstichen u. s. w. darstellen, und die Kinder sie davon abziehen lassen.
3. Man kann sie durch wahre, oder erdichtete Beispiele, von Andern hergenommen, und für die junge Seele anziehend gemacht, bis zu einem gewissen Grade der Anschaulichkeit erheben; noch besser aber durch solche Beispiele, welche aus dem eigenen kleinen Erfahrungskreise der jungen Kinderseele selbst hergenommen sind.
4. Endlich (und dies ist unstreitig die beste Ver-

fahrungsart von allen) kann man die junge Seele, durch allerlei leicht zu erfindende Anstalten, selbst in den Fall setzen, daß sie Dasjenige thun oder empfinden muß, was man ihr anschaulich zu machen zur Absicht hat, so daß der Lehrer sie alsdann nur erinnern darf, ihren Blick in sich selbst zu kehren, um Dasjenige zu lesen, was man ihr lehren wollte.

Man wird finden, daß ich alle diese Lehrarten, vornehmlich die letzte, so oft angewandt habe, als es in Gesprächen, die gedruckt werden sollten, ohne gar zu große Weitläufigkeiten geschehen konnte. Dem Zwecke der Kürze mußten auch die meisten sittlichen Anwendungen aufgeopfert werden, in der Voraussetzung, daß die Gelegenheiten dazu sich einem aufmerksamen Lehrer, auch ohne Fingerzeig, von selbst darbieten würden.

Ein paar Gedanken zu Vorstellungen auf den Kupfertafeln sind von den Basedowschen Elementarbildern entlehnt, weil ich keine zweckmäßigere anzugeben wußte. Diese Kupfer müssen nicht in das Buch eingebunden, sondern aus einander geschnitten werden, damit man den Kindern jedes Mahl nur dasjenige Viertel vorzeigen könne, dessen man gerade bedarf. Am Ende des Unterrichts können sie, auf Pappe geklebt, in dem Lehrzimmer neben der über diese Gespräche zu machenden Inhaltstafel, zur täglichen Erinnerung, aufgehängt werden.

Noch ein Wort von dem Gebrauche für Kinder, den ich von diesem Werkchen gemacht zu sehen wünsche. Es soll, meiner Absicht nach, kein eigentliches Lesebuch, aber auch kein sogenanntes Kompendium oder Lehrbuch, sondern vielmehr Etwas sein, das zwischen beiden die Mitte hält. Ich wünsche nämlich, daß der Lehrer, der dies Hülfsmittel gebrauchen will, vor jeder zu gebenden Unterrichtsstunde sich selbst mit dem Inhalte eines dieser Gespräche bekannt machen, und sich dann bemühen möge, die darin entwickelten Begriffe den Kindern auf eine gleiche oder ähnliche Weise abzulocken. Am Ende eines jeden Unterrichts möge er ihnen dann das denselben betreffende Gespräch zur Wiederholung erst selbst vorlesen, und nachher es auch von ihnen lesen lassen. So, hoffe ich, wird für den Nutzen des angehenden Lehrers und den seiner Schüler zugleich gesorgt sein.

Ich war anfänglich gesonnen, diese Gespräche noch um einige zu vermehren, und das Ganze in einen sogenannten ersten unb zweiten Lehrgang abzutheilen, so daß die ersten Bogen eine Anleitung enthalten sollten, ganz jungen Kindern die allerersten Begriffe von sich selbst auf eine ihrem Alter und ihren Fähigkeiten angemessene Weise beizubringen. Aber ich fand, daß ich das Wesentliche davon schon in denjenigen kleinen Religionsgesprächen mitgetheilt hatte, die im ersten Theile

meiner Erziehungsschriften, S. 251, und in der zu Altona von mir erschienenen neuen Methode, die Kinder auf eine leichte und angenehme Weise lesen zu lehren, abgedruckt worden sind. Ich glaubte daher, daß es besser wäre, Diejenigen, welche sich dieser kleinen Hülfsmittel bedienen wollen, auf die jetzt genannten Bücher zu verweisen, als ihnen Etwas vorzulegen, welches ihnen, dem Hauptinhalte nach, schon bekannt sein konnte.

Hamburg, im Wintermonat 1770.

Vorrede

zur dritten bis siebenten Ausgabe.

Seitdem ich dieses Büchlein schrieb, haben die Vernunftwissenschaften überhaupt, und die Seelenlehre insonderheit, bekanntlich eine gänzliche Umwälzung erfahren. Wir leben in dem Zeitalter der Umwälzungen. Die neue Kantische Seelenlehre sieht der Leibnitzischen und Wolfischen nicht viel ähnlicher mehr, als die neue Französische Verfassung

derjenigen, welche durch sie verdrängt worden ist. Bei beiden hat man die Grundlagen weggerissen, um andere (ob haltbarere? wird die Erfahrung lehren) an ihre Stelle zu legen.

Dies hätte mich nun abschrecken sollen, gegenwärtige Kleinigkeit, die zu einer Zeit entstand, da die Leibnitzische Philosophie, wie die Französischen Alleinherrscher, noch ruhig auf ihrem unangefochtenen Throne saß, jetzt, da Alles anders ist, noch einmahl drucken zu lassen. Das würde auch wol geschehen sein, wenn nicht theils das Verlangen einer ziemlich beträchtlichen Zahl von Lesern, welche eine neue Auflage foderten, theils der ehrlose Kunstfleiß der Nachdrucker, welche sich auch dieses Werkchens schon längst bemächtiget haben, und sich an meine Unterdrückung desselben nicht kehren würden; theils endlich, und zwar vorzüglich, auch folgende Betrachtungen, mich zum Gegentheil dennoch zuletzt bestimmt hätten.

Eine Seelenlehre für Kinder ist, wie ich wol nicht erst zu sagen nöthig habe, etwas ganz Anderes, als eine Seelenlehre für Männer; und von einer Seelenlehre für Vernunftforscher oder Philosophen ist sie vollends himmelweit unterschieden. Sie maßt sich, wie Jedermann sieht, keinesweges weiter etwas an, als nur, diejenigen Begriffe aus der Seelenlehre auf dem Wege der Erfahrung zu entwickeln,

welche bei dem Zöglinge, als Vorbegriffe, vorausgesetzt werden müssen, wenn er irgend eines zusammenhangenden und auf Vernunftwahrheiten gegründeten Unterrichts in der Religion und Sittenlehre fähig werden soll. Diese Vorbegriffe nun haben bei der Umwälzung unserer Vernunftwissenschaften, so viel ich merken kann, entweder gar nicht, oder doch nur in sofern gelitten, daß der Sprachgebrauch in Ansehung ihrer hin und wieder verändert worden ist; und sonach ist der Inhalt dieses Buchs, bei dem es auf jene Vorbegriffe nur allein angesehen war, größtentheils jetzt noch eben so wahr und noch eben so brauchbar, als er es vorher war. Das Wenige, was ich aus der ehemahligen Satzungs-Seelenlehre oder der sogenannten dogmatischen, damahls, als ich dieses Werkchen entwarf, aufnehmen zu müssen glaubte, konnte, ohne Besorgniß einer Verstümmelung, füglich davon abgeschnitten werden. Dies ist denn auch geschehen.

Dennoch würde ich es nicht gewagt haben, diesem kleinen Buche die Ehre, unter die Zahl der Schulbücher aufgenommen zu werden, zu wünschen, wenn es nicht theils seit mehren Jahren an vielen Orten wirklich schon in Besitze derselben gewesen wäre, und wenn ich nicht andern Theils von der Unentbehrlichkeit eines solchen oder ähnlichen vorbereitenden Unterrichts, ohne welchen in dem kleinen

Gebäude unserer ersten Schulkenntnisse immer eine große und schädliche Lücke bleiben würde, die vollkommenste Ueberzeugung hätte. Da mir nun kein anderes, zu diesem Zwecke geschriebenes Buch bekannt war, und da die Entwickelungsarten, die ich hier angewandt habe, von sachverständigen Beurtheilern werth gefunden worden sind, angehenden Kinderlehrern zur Nachahmung empfohlen zu werden, so habe ich mir erlaubt, zu hoffen, daß man — bis zu der Zeit, da uns Jemand einen noch zweckmäßigern Leitfaden zu diesem Unterrichte liefern wird — mein Büchlein in seiner nunmehrigen verbesserten Gestalt, auch ferner noch, wie bisher, mit Nachsicht gegen seine Mängel und Unvollkommenheiten, werde benützen wollen. Die Verbesserungen bestehen theils in genauerer Bestimmung einiger Begriffe, theils in Sprachberichtigungen, theils da, wo es nöthig schien, in Hinweisungen auf die Lehrsätze unsers großeu Verbesserers der Vernunftwissenschaften.

Braunschweig, 1807.

Eine Gesellschaft kleiner Menschen, die schon vor Jahr und Tag Ebendas von ihrer Seele gehört hatten, was Lotte, die jüngste unter ihnen, in den Gesprächen mit ihrer Mutter lernte *), war oft sehr begierig, noch mehr davon zu hören. Der Vater hatte ihnen auch zuweilen den Gefallen gethan, ihnen bald Dieses, bald Jenes davon zu erzählen, so wie die Gelegenheit es gerade mit sich brachte. Aber das war ihnen immer noch zu wenig. Sie wollten gar zu gern ihre und anderer Menschen Seelen noch etwas genauer kennen lernen, und des Fragens war daher kein Ende.

Da sagte endlich der Vater:

Nun, Kinder, weil ihr denn so sehr verlangt, mit eurer Seele, oder, welches einerlei ist, mit euch selbst bekannt zu werden, so soll es mir auf ein Dutzend halbe Stunden, die wir dazu nöthig haben werden, eben nicht ankommen. Aber das sage ich euch voraus, es wird viel, viel Aufmerksamkeit erfodert werden, wenn ihr Alles so recht verstehen und begreifen wollt.

Kinder.

O! wir wollen auch so still sein, wie die Mäuschen; Vater soll nur sehen!

---

*) S. Campe's Erziehungsschriften, I. Theil, S. 251.

Vater.

Wohl denn! — Nichts hält uns ab, jetzt gleich anzufangen. Lagert euch!

(Die Kinder setzten sich, und da begann zwischen ihnen und dem Vater folgendes Gespräch.)

Erstes Gespräch.

So viel, Kinder, habt ihr doch Alle wol schon längst gewußt, daß nicht dieser unser Leib, sondern unsere Seele es ist, die da lebt und Alles thut, was wir vornehmen; nicht?

Johannes.

O ja, — wenn die Seele aus dem Leibe hinaus ist, so liegt er ja da, wie ein Klumpen Fleisch, und kann sich gar nicht bewegen.

Vater.

Ganz recht; aber wie werden wir es denn nun wol anfangen, um die Seele, die in diesem Leibe verborgen ist, kennen zu lernen? — Wie? wenn Einer von euch so gut sein wollte, sich den Leib vom Kopfe bis zu den Füßen aufschneiden zu lassen, damit wir Andern hineinsehen und bemerken könnten, was für ein Ding es doch wol eigentlich sein möge, das bis jetzt ihn belebt hat?

Alle.

Ei, großen Dank! Das Schneiden thut weh.

Dietrich.

Ja, und was würde es auch helfen? Die Seele kriegten wir ja doch nicht zu sehen! Die kann ja nicht gesehen werden.

Vater.

Woher weißt du denn das so zuverlässig?

Dietrich.

Sind nicht oft schon Leute dabei gewesen, wenn Einer starb, oder wenn Einem der Kopf mitten entzweigehauen wurde? Na, da ging doch die Seele des Menschen hinaus aus dem Körper; aber hat sie wol jemahls Einer gesehen?

Vater.

Hast Recht, Dietrich! Daraus scheint wirklich zu folgen, daß man die Seele mit Augen nicht sehen könne. — Aber wenn sie nun gleich nicht sichtbar ist, so ist sie vielleicht hörbar, wie der Wind, oder fühlbar, wie das Feuer, oder schmeckbar, wie Salz oder Zucker, in Wasser aufgelös't?

Nikolas.

Ich habe mein Lebtage keine Seele gehört, oder gefühlt; und geschmeckt habe ich auch keine.

Vater.

Ich bin in dem nämlichen Falle; und andere Menschen, so viel ich weiß, sind es auch. — Sonderbar! Sollte es sich denn etwa gar so mit ihr verhalten, wie mit dem Dufte einer Rose, oder einer Nelke, den man auch nicht sehen, nicht hören, nicht fühlen und nicht schmecken, aber doch riechen kann?

Gottlieb.

Hat Vater denn schon eine Seele gerochen?

Vater.

Nein!

Matthias.

Oder haben andere Menschen sie gerochen?

Vater.

So viel ich weiß, auch nicht!

Ferdinand.

Nun, so muß man sie ja also wol auch nicht riechen können; sonst würde ja wol Einer wenigstens sie doch einmahl gerochen haben!

Vater.

Das denke ich auch. — Immer sonderbarer! Die Seele ist also ein Wesen, welches man nicht sehen, nicht hören, nicht fühlen, nicht schmecken und nicht riechen kann.

Johannes (hastig).

I, so ist sie gar nichts!

Vater.

Wie meinst du das?

Johannes.

Ja, wenn man gar nichts sehen, hören, riechen, schmecken oder fühlen kann, so ist ja gar nichts da!

Vater.

So scheints, aber der Schein betrügt uns oft. Nikolas, hole mir einmahl deine Zauberleuchte her.

(Der Vater machte unterdeß die Fensterladen zu, damit es im Zimmer finster würde; stellte sich darauf mit der Zauberleuchte hinter einen Schirm, worin ein kleines Loch von der Größe eines Thalers war, hielt das Glas der Leuchte in einer kleinen Entfernung, so, daß es von außen nicht gesehen werden konnte, vor dieses Loch, und ließ einige Abbildungen auf die entgegenstehende Wand fallen.)

Vater.

Nun, sagt mir doch, Kinder, was ist denn wol

die Ursache von den Bildern, die ihr da an der Wand sehet?

Alle.

Die Zauberleuchte.

Vater.

Was ist denn eigentlich in der Leuchte, was diese Wirkungen hervorbringt?

Dietrich.

Ein Licht, und dann auch bemahlte Gläser, die davor gehalten werden.

Vater.

Könnt ihr dieses Licht und die bemahlten Gläser denn jetzt wol sehen?

Alle.

Nein!

Vater.

Oder könnt ihr sie etwa hören, riechen, schmecken oder fühlen?

Alle.

Nein!

Vater.

Nun, woher wißt ihr denn, daß die Leuchte mit dem Lichte und den bemahlten Gläsern hier im Zimmer ist?

Johannes.

Weil wir den Schein des Lichts und die Bilder an der Wand sehen.

Vater.

Also daher, weil das Licht und die bemahlten Gläser hier Etwas machen, Etwas hervorbringen, was sonst nicht da sein würde?

Johannes.

Ja!

Vater.

Noch eins; was habe ich hier?

Alle.

Ah! den Magnet!

Vater.

Was thut er jetzt?

Alle.

Er zieht die Nadel an; ah! das ist doch nårrisch.

Vater.

Kőnnt ihr die Kraft, womit der Magnet das Eisen an sich zieht, sehen?

Alle.

Nein!

Vater.

Oder kőnnt ihr diese Kraft hőren, riechen, schmecken, fühlen?

Alle.

Nein!

Vater.

Woher wißt ihr denn abermahls so zuverlåssig, daß der Magnet diese Kraft hat? daß sie wirklich da ist?

Johannes.

Weil wir sehen, daß diese Kraft etwas macht.

Vater.

Also, wo etwas gethan oder verrichtet wird, da, meinst du, müsse auch ein Ding sein, das dieses thut oder verrichtet?

Johannes.

Ja, so meine ich.

Vater.

Wohl! Wenn du nun also mit Gewißheit erführest, daß unsere Seele auch etwas thut, oder et-

was verrichtet, würdest du dann wol noch zweifeln, daß sie dasei? daß sie wirklich etwas sei?

Johannes.

Nein, dann nicht mehr.

Vater.

Wohlan! so laßt uns denn einmahl versuchen, ob wir sie nicht etwa auf der That ertappen können, indem sie gerade etwas macht. (Mit leiser Stimme.) Seid Alle ganz still, damit wir sie nicht stören. Sch! Sch! — Nun werden wir gleich etwas von ihrer Arbeit zu sehen bekommen. — (Den Hund rufend.) Spadille! (Er nimmt den Hund, und setzt ihn auf den Tisch.) Da seht ihn Alle einmahl recht an! Nun macht Alle die Augen fest zu: so! — und nun versucht einmahl, ob ihr euch Spadillen wol wieder vorstellen könnt, ohne daß ihr die Augen aufmacht. Könnt ihr das?

Alle.

O ja! O! es ist ordentlich, als wenn wir ihn noch mit Augen sähen.

Vater.

Ihr könnt euch also, auch mit verschlossenen Augen, ein Bild von etwas machen, euch etwas vorstellen; nicht?

Alle.

Ja, das können wir.

Vater.

Und wer sind denn die Wir's, die das können? Sind es eure Leiber?

Nikolas.

Ah! das werden wol unsere Seelen sein, die das thun!

Vater.

Und wer könnte es denn auch sonst wol sein?

Daß unser Leib für sich selbst nichts zu thun vermag, das wissen wir ja; Alles also, was wir thun, das muß ja nothwendig unsere Seele thun. Also auch, wenn wir uns etwas vorstellen, wer thut es, unser Leib oder unsere Seele?

Alle.

Unsere Seele.

Vater.

Nun, Johannes, scheint es dir nun noch immer so, als wenn unsere Seele gar nichts sei?

Johannes.

Nein, wenn sie etwas thun kann, so muß sie ja selbst auch wol etwas sein.

Vater.

Wenn nun aber Jemand wissen wollte, was unsere Seele denn eigentlich sei, was könnten wir, nach Dem, was wir jetzt von ihr erkannt haben, ihm antworten?

Johannes.

Die Seele ist ein Ding, das sich etwas vorstellen kann.

Vater.

Ein solches Ding pflegen wir eine Vorstellungskraft zu nennen.

Johannes.

Nun, also ist unsere Seele eine Vorstellungskraft.

Vater.

Aber ist nicht eben das auch der Spiegel, der an der Wand hängt? Stellt der nicht auch Etwas vor, das außer ihm ist?

Matthias.

Ja!

Vater.

Spiegel und Seele sind also wol einerlei? Die Seele ist ein Spiegel, und der Spiegel ist eine Seele; nicht?

(Alle machten große Augen, und wußten nicht, was sie dazu sagen sollten.)

Ihr stutzt? Nun, ich will euch auf die Spur helfen. — Wenn eure Seele sich etwas vorstellt, weiß sie denn auch wol, was sie thut? Weiß sie, daß sie sich etwas vorstellt?

Dietrich.

O ja!

Vater.

Wenn ihr aber vor den Spiegel tretet, und dieser dann euer Bild darstellt, könnt ihr glauben, daß auch er wisse, was er thut? was für ein Bild jetzt in ihm zu sehen sei? Sagt, glaubt ihr das?

Alle.

O nein! der Spiegel weiß ja nichts davon!

Vater.

Wenigstens giebt er durch nichts zu erkennen, daß er etwas davon wisse; wir haben also auch ganz und gar keinen Grund, ihm ein solches Wissen zuzuschreiben. — Da wäre also ein großer Unterschied zwischen der Seele und dem Spiegel: wer von euch hat diesen Unterschied gefaßt? Worin besteht er nun?

Johannes.

Die Seele weiß, was sie sich vorstellt; der Spiegel aber nicht.

Vater.

Der Spiegel also stellt bloß etwas vo

die Seele hingegen stellt sich etwas vor; das heißt ja wol mit andern Worten: die Seele ist sich bewußt, sowol ihrer selbst, als auch der Dinge, die sie sich vorstellt; aber der Spiegel weiß nichts, weder von sich selbst, noch von den Dingen, die er vorstellt; nicht so?

Alle.

Ja, ja, so ists!

Vater.

Nun, so wissen wir also schon zweierlei von unserer Seele; sie ist —

Johannes.

O, soll ichs sagen? — Sie ist ein Ding oder ein Wesen, das sich etwas vorstellt, und das sich seiner und seiner Vorstellungen bewußt ist.

Vater.

Richtig! Nun wollen wir unsere Seelen einmahl wieder Dies und Das thun lassen, damit wir erfahren, was sie etwa noch mehr können mögen. Seht her, hier ist ein Buch; — indem ihr eure Augen darauf richtet, was thut eure Seele?

Alle.

Sie stellt sich das Buch vor.

Vater.

Hier ist eine kleine Glocke; horcht, wie sie klingt! Kling! kling! Indem ihr darauf hört, was thut eure Seele?

Alle.

Sie stellt sich den Klang vor.

Vater.

Hier ist eine Hiazinte, die ich im Zimmer gezoen habe; versucht einmahl, wie schön sie riecht. —

Was thut jetzt eure Seele, indem der Hiazintengeruch in eure Nasen steigt?

Alle.

Sie stellt sich den Geruch der Hiazinte vor.

Vater.

Hier sind acht Rosinen, für Jeden eine; geschwind damit zum Munde! — Was macht eure Seele jetzt, indem ihr die Rosinen kostet?

Alle.

Sie stellt sich den Geschmack der Rosinen vor.

Vater.

Wer etwas Angenehmes von einem Andern empfangen hat, der muß sich nicht weigern, auch einmahl etwas Unangenehmes von ihm anzunehmen. Also, her euren Rücken! Für jede Rosine Jedem einen kleinen Klapps.

Alle.

Au! Au! Au! Au!

(Allgemeines Freudengeschrei.)

Vater.

Nun, was that eure Seele jetzt?

Alle.

Sie stellte sich das Wehthun vor.

Vater.

Nun sagt mir, wenn ihr keine Augen hättet, um damit zu sehen, keine Ohren, um damit zu hören, keine Nase, um damit zu riechen, keinen Gaumen, um damit zu schmecken, und keine Nerven durch den ganzen Leib, um damit zu fühlen, — kurz, wenn ihr gar keine Sinne hättet, würde eure Seele sich dann wol das Alles auch vorgestellt haben, was sie sich jetzt vorstellte?

Nikolas.

Nein, gewiß nicht!

Vater.

Was also dem Zimmermanne seine Axt, dem Schneider die Nadel, dem Mahler der Pinsel ist, das sind der Seele die Sinne — ihre Werkzeuge. Diese gebraucht sie nothwendig, wenn sie sich ein Bild von einer Sache machen, oder, welches einerlei ist, wenn sie sich etwas vorstellen will *). Also schon

*) Nach den Grundsätzen und dem Sprachgebrauche der neuern Seelenlehre müßte es hier heißen: »wenn sie anschauen, d. i. Dinge, die im Raume sind, oder Erscheinungen wahrnehmen will.« Ich fand es aber unthulich, den obigen alten Sprachgebrauch hier danach abzuändern; denn da hätte ich mich zugleich in Erörterungen und Erklärungen, nach Kantischen Grundsätzen, einlassen müssen, die zu den Fähigkeiten desjenigen Alters, für welches mein Büchlein geschrieben ist, unmöglich herabgestimmt werden können. Ich hätte z. B. zeigen müssen, daß der Sinn nur den Stoff der Vorstellung liefert, d. i. Anschauung möglich macht, der Verstand aber, als der zweite Bestandtheil des Erkenntnißvermögens, die Form der Vorstellung hergiebt, oder denkt; daß also ein Blindgeborner nur eine leere Vorstellung der Farbe, ein Taubgeborner nur eine leere Vorstellung vom Schalle, also im Grunde gar keine Vorstellung davon hat, oder sich nichts dabei denkt. — Dann hätte ich ferner anzeigen müssen, daß wir nur Das erkennen, was wir zugleich anschauen und denken; und daß da, wo Eins von Beiden, das Anschauen oder das Denken fehlt, keine eigentliche Erkenntniß möglich ist; daß in diesem Falle entweder nur leere Töne, wie Farbe für den Blindgebornen, oder bloße Ideen (Vernunftbegriffe), wie ein Geist, Gott, u. s. w. Statt finden. Da hätte ich mich endlich gar auf die Gedankenformen oder Kategorien, und worauf nicht sonst noch mehr einlassen müssen, was ich für Kinder sowol begreiflich, als auch nützlich machen zu können verzweifelte.

wieder etwas von unserer Seele erkannt! Was wissen wir nun schon Alles von ihr?

Nikolas.

O ich! ich! — Unsere Seele ist ein Wesen, das sich seiner selbst bewußt ist, — und das sich etwas vorstellt — durch Hülfe der Sinne.

Vater.

Brav, Nikolas! — Nun will ich euch auch ein Bild zeigen, wobei ihr euch an dies Alles wieder erinnern könnt. Seht hier! *)

Alle.

Ah! ah! das ist nett!

Vater.

Da sind fünf Knaben abgebildet, deren Seelen sich etwas vorstellen. Sagt mir, was sich Jeder derselben wol eigentlich vorstellen mag?

Dietrich.

Der da stellt sich ein Bild vor, dae er in der Hand hält.

Johannes.

Und der zweite, der mit der kleinen Glocke läutet, stellt sich den Klang derselben vor.

Nikolas.

O! und ich weiß, was sich der da vorstellt, der die Nase zudrückt: — den Geruch der Feder, die er ins Licht hält.

Gottlieb

Nun ich! — Der stellt sich den Geschmack des Apfels vor, den er ißt.

---

*) Tafel. I. 1.

Ferdinand.

Und der da, der sich mit dem Messer in den Finger geschnitten hat, stellt sich den Schmerz vor, den ihm das macht.

Vater.

Und wodurch stellt sich die Seele dieser Knaben das Alles vor?

Alle.

Durch die Sinne!

Dietrich.

Meiner durchs Gesicht.

Johannes.

Meiner durchs Gehör.

Nikolas.

Meiner durch den Geruch.

Gottlieb.

Meiner durch den Geschmack.

Ferdinand.

Und meiner durchs Gefühl.

Vater.

Ich sehe noch Einen, in welchem auch Etwas vorgestellt wird. Ihr auch?

Alle.

O ja! den Spiegel, der da hinter dem einen Knaben hängt.

Vater.

Ihr seht in ihm das Bild des Knaben, der vor ihm steht. Aber weiß der Spiegel wol, daß dies Bild in ihm ist?

Alle.

Nein! — o nein!

Vater.

Weiß denn aber die Seele der Knaben, was sie sich jetzt vorstellt?

Johannes.

Ja, wenn es wirkliche Menschen, und keine Bilder wären!

Vater.

Nun, wir bilden uns ein, daß es wirklich lebendige Menschen sind. Woraus schließt ihr nun, daß ihre Seelen wissen, was sie sich vorstellen?

Dietrich.

Weil der da sich freuet über das Bild, daß er ansieht.

Johannes.

Und der da auch über den Klang der Glocke.

Nikolas.

Und dieser über den Apfel, der ihm so gut schmeckt.

Gottlieb.

Meiner, der sich den häßlichen Geruch der Feder vorstellt, hält sich die Nase zu; er muß ja also wol wissen, was er riecht.

Ferdinand.

Und meiner, der sich geschnitten hat, auch; er macht ja so ein grämliches Gesicht.

Vater.

Ganz gewiß wissen alle diese Knaben, woran sie jetzt denken, oder was sie sich vorstellen; aber der Spiegel?

Johannes.

Der weiß nichts davon.

Vater

Der freuet sich über nichts, und betrübt sich über nichts. Das macht, er weiß weder etwas von

sich selbst, noch etwas von Dem, was in ihm vorgestellt wird. Er ist also ein todter, unsere Seele aber ein lebendiger Spiegel; er ein Spiegel ohne Bewußtsein, unsere Seele ein Spiegel mit Bewußtsein ihrer selbst. — Morgen mehr davon!

Zweites Gespräch.

Vater.

Nun, habt ihr Lust, so plaudern wir wieder ein wenig von unserer Seele.

Alle.

O ja, lieber Vater! Wir möchten gern noch mehr davon hören.

Vater.

Seht, ich habe eine weiße Tafel mitgebracht, um jedes Mahl mit wenigen Worten darauf zu schreiben, was wir Neues von unserer Seele erfahren. Dann will ich die Tafel an die Wand hängen, und neben ihr die Bilder, die uns von Zeit zu Zeit wieder daran erinnern können.

Johannes.

Ah! so wie wir es mit der Erdbeschreibung und mit der Geschichte gemacht haben?

Vater.

Gerade so!

Nikolas.

O das ist prächtig! Da können wir's denn auch immer wieder ansehen, daß wir es recht behalten.

Vater.

Also zur Sache! — Tretet einmahl hieher, wo ihr die Thurmspitze von Wandsbeck sehen könnt. Seht ihr sie?

Alle.

O ja! dort!

Vater.

Seht ihr nicht auch oben auf derselben etwas Schwarzes flimmern?

Alle.

O ja! O ja!

Dietrich.

Das wird wol die Fahne sein.

Vater.

Möglich! Aber vielleicht ist es auch keine Fahne, sondern ein Hahn, oder ein Stern, oder eine Sonne. Oder könnt ihr etwa unterscheiden, was es eigentlich ist?

Alle.

Nein!

Vater.

Ich auch nicht. Seht, da hat also unsere Seele eine Vorstellung von einer Sache, die sie von andern Sachen zu unterscheiden nicht im Stande ist. Wißt ihr, wie man eine solche Vorstellung nennt? — Man nennt sie eine dunkle Vorstellung. — Hat eure Seele wol schon mehr dergleichen dunkle Vorstellungen gehabt?

Johannes.

O ja! da wir in Travemünde bei der Ostsee waren, da sahen wir weit weit hin ein Schiff auf dem Meere, das uns nur als ein kleiner schwarzer Fleck vorkam. Das konnten wir ja auch nicht von

andern Dingen unterscheiden; wir wußten nicht, ob es eine Krähe, oder ein Schiff war.

Vater.

Also auch davon hatten wir eine dunkle Vorstellung. — Aber indem das Schiff nun etwas näher kam, konnten wir es da nicht von einer Krähe unterscheiden?

Dietrich.

O ja, doch wol!

Vater.

Aber konnten wir schon die Masten, das Tauwerk, das Steuerruder und andere einzelne Theile des Schiffes erkennen?

Alle.

Nein!

Vater.

Wenn uns also Jemand gefragt hätte, welches die einzelnen Theile des fernen Schiffes wären, an welchen Zeichen oder Merkmahlen wir es erkennten, und wodurch wir es also von andern Sachen unterschieden: hätten wir ihm auf diese Fragen antworten können?

Alle.

Nein!

Vater.

Was mochte denn also das wol für eine Vorstellung sein, die unsere Seele sich damahls von dem Schiffe machte? — Eine dunkle war's doch nicht mehr; denn wir waren schon überzeugt, daß es nichts anders, als ein Schiff war; wir konnten es also schon von andern Sachen unterscheiden, und doch konnten wir noch nicht sagen, wodurch es von

andern Sachen eigentlich unterschieden werde? — Hört, Kinder, eine solche Vorstellung nennt man eine zwar klare, aber auch zugleich verworrene Vorstellung.

Gottlieb.

O! das muß Vater nun auch anschreiben an die Tafel!

Vater.

Was denn?

Gottlieb.

Daß sich unsere Seele zuweilen eine dunkle, zuweilen eine klare, aber verworrene Vorstellung macht.

Vater.

Nur noch einen Augenblick Geduld; dann sollt ihr mir vorsagen, was ich anschreiben muß. — Sagt mir erst, seht ihr nicht etwa auch hier um euch her Etwas, wovon eure Seele sich eine, zwar klare, aber doch zugleich verworrene Vorstellung macht?

Nikolas.

O ja; von dem Baume dort, der jenseits der Bille*) steht!

Vater.

Warum sagst du, daß du von diesem Baume keine dunkle, sondern eine klare, aber doch verworrene Vorstellung habest?

Nikolas.

Ja, ich kann wol sehen, daß es ein Baum ist, aber ich weiß doch nicht, was für einer; es mag wol ein Obstbaum sein, aber vielleicht ist es auch

*) Ein kleiner Fluß, der bei Hamburg in die Elbe fällt.

kein Obstbaum, sondern eine Eiche, oder eine Linde, oder ein anderer Baum.

Vater.

Also deßwegen, weil du zwar den Baum von andern Dingen unterscheiden, aber doch nicht die einzelnen Theile desselben — die Blätter, die Zweige, die Rinde — dir vorstellen kannst; nicht?

Nikolas.

Ja, Vater!

Vater.

Du hattest also Recht, zu sagen, daß du von diesem Baume eine klare, aber auch zugleich verworrene Vorstellung habest. — Nun siehe aber einmahl den Birnbaum an, der hier dicht vor uns steht. Sollte deine Seele wol von diesem nicht noch eine andere Vorstellung haben, als von jenem entfernten Baume?

Nikolas.

O ja!

Vater.

Und warum?

Nikolas.

O, an diesem kann ich ja so viel unterscheiden! Ich sehe die Rinde, die Zweige, die kleinen Blätterchen, die eben erst hervorgekrochen sind.

Vater.

Bei diesem Baume kannst du also sagen, wodurch, oder durch welche Kennzeichen er von allen andern Bäumen unterschieden wird?

Nikolas.

Ja, das kann ich.

Vater.

Also hast du von diesem Baume keine verwor-

rene, sondern — horcht auf, ihr Andern! — eine deutliche Vorstellung. Indem man nun eine deutliche Vorstellung von einem Dinge bekommt, so merkt man leicht, daß die Kennzeichen, wodurch es sich von andern unterscheidet, nicht alle von einerlei Art sind. Einige davon kommen nämlich nur diesem Einen Dinge allein zu, oder werden nur an ihm allein bemerkt; andere hingegen findet man an mehren Dingen, die eine Aehnlichkeit mit diesem haben. An unserm Birnbaume z. B. sehen wir, daß er gerade nur fünf Aeste hat, daß er etwas schief gewachsen ist, daß er in der Mitte seines Stammes ein Loch hat u. s. w.; lauter Kennzeichen, woran wir ihn unter allen andern Bäumen erkennen und von allen unterscheiden können. Die übrigen Kennzeichen, z. B., daß er einen Stamm, Aeste, Zweige und Blätter hat, daß er durch seine Wurzeln mit der Erde zusammenhängt, durch dieselben seine Nahrung aus der Erde saugt u. s. w., sind solche, die er mit allen andern Bäumen gemein hat. Durch diese können wir ihn daher nur von solchen Dingen, die keine Bäume sind, z. B. von einem Hause, von einem Hunde u. s. w., aber nicht von andern Bäumen unterscheiden. Wir nennen sie daher allgemeine Kennzeichen, weil sie allen Dingen, die von einerlei Art sind, zugleich zukommen. Wenn wir uns nun diese allgemeinen Kennzeichen, welche die Dinge von einerlei Art mit einander gemein haben, und wodurch sie sich von Dingen anderer Art unterscheiden, vorstellen oder denken, so nennen wir das allgemeine Vorstellungen oder Begriffe.

Johannes.

Ah! Nun kennen wir schon viererlei Vorstellungen — dunkle, klare, deutliche und allgemeine!

Vater.

Gut gemerkt! — Nun wollen wir unser gestriges Bild noch einmahl ansehen. Wer von euch kann mir sagen, was für eine Vorstellung sich wol eben jetzt die Seele dieses ersten Knaben macht, der das Bild ansieht: eine deutliche, verworrene oder dunkle?

Johannes.

Eine deutliche.

Vater.

Warum?

Johannes.

I, weil er das Bild von allen andern Sachen unterscheiden kann, und weil er auch zu sagen weiß, wodurch es sich von allen andern Sachen unterscheidet.

Vater.

Wenn er nun aber, indem er dieses Bild ansieht, sich bloß diejenigen Kennzeichen desselben dächte, wodurch nicht dies Bild insbesondere von andern Bildern, sondern wodurch ein Bild überhaupt sich von jeder andern Sache, die kein Bild ist, unterscheidet: was für eine Vorstellung hätte er dann?

Johannes.

Eine allgemeine, oder einen Begriff.

Vater.

Richtig! Aber was für eine Vorstellung hat denn wol die Seele des andern Knaben, der auf den Klang der Glocke horcht? (Alle schweigen.) Laßt uns versuchen, ob wir's nicht errathen können. Glaubt ihr nicht, daß er den Glockenklang von allen andern Tönen unterscheiden könne?

Dietrich.

Ja, das wol.

Vater.

Aber wenn ihn nun Jemand fragte, wodurch denn dieser Glockenklang von allen andern Tönen unterschieden sei: glaubt ihr, daß er die Kennzeichen desselben bestimmt anzugeben im Stande wäre?

Nikolas.

Nein!

Vater.

Was hat er also wol jetzt für eine Vorstellung?

Nikolas.

O ich weiß, ich weiß! Zwar eine klare, aber doch noch verworrene Vorstellung.

Vater.

Getroffen! — Aber wer von euch kann mir Einen zeigen auf diesem Bilde, dessen Seele eine dunkle Vorstellung hat?

Gottlieb.

Der da, der sich die Nase zuhält.

Vater.

So! Also meinst du, daß die Seele dieses Knaben den Geruch der angebrannten Feder von jedem andern Geruch, z. B. von dem Geruch einer Rose, nicht unterscheiden könne?

Gottlieb.

Nein, das meine ich nicht.

Vater.

Also hat sie ja auch keine dunkle Vorstellung mehr, sondern eine klare.

Ferdinand.

O nun weiß ich! Der da, der den Apfel speiset!

Vater.

Du meinst also, der wisse nicht, ob er in einen Apfel, oder in ein Stück Rhabarberwurzel beiße?

Ferdinand.

Nein, das kann nicht der Fall sein. Er kann ja wol schmecken, daß er einen Apfel, und nicht Rhabarber ißt.

Vater.

Also unterscheidet er ja auch etwas; er hat also gleichfalls keine dunkle, sondern schon eine klare, nur freilich auch verworrene Vorstellung.

Matthias.

O, nun ist es gewiß Der, der sich in den Finger geschnitten hat!

Johannes.

Ja, du hast es getroffen! Der wird ja auch wol den Schmerz, den ihm das macht, von andern Dingen unterscheiden können!

Vater.

Sicher! Es wird ihm gewiß nicht so dabei zu Muthe sein, als wenn ihn etwa Einer nur ein wenig kitzelte.

Nikolas.

Ja, so ist Keiner darunter, der eine dunkle Vorstellung hat.

Vater.

Und ich — nun wundert euch einmahl! — getraue mir zu sagen, daß die Seele eines Jeden von ihnen, keinen Einzigen ausgenommen, irgend eine dunkle Vorstellung von Etwas habe.

Johannes.

J, wie können sie das? Der Eine hat ja eine deutliche, und die Andern haben ja Alle klare Vorstellungen!

Vater.

Thut nichts! Du mußt nur wissen, lieber Johannes, daß unsere Seele mehr als eine Vorstellung zu gleicher Zeit haben kann. Indem sie sich nämlich etwas deutlich oder klar vorstellt, kann sie sich zu eben der Zeit auch noch viele andere Dinge dunkel vorstellen. Zum Beispiel: meinst du nicht, daß jeder dieser Knaben den Schall der kleinen Glocke hört, die Der da läutet?

Johannes.

O ja!

Vater.

Aber da Jeder von ihnen seine ganze Aufmerksamkeit auf etwas Anderes richtet, und auf das Läuten also gar nicht Acht hat: sollte ihre Seele wol in diesem Augenblicke den Schall, den sie hört, von jedem andern Schalle unterscheiden?

Johannes.

Nein!

Vater.

Also, was für eine Vorstellung hat denn nun wol die Seele dieser Knaben von dem Schalle der Glocke, den Einzigen ausgenommen, der darauf achtet?

Johannes.

Eine dunkle.

Vater.

Siehst du? — Aber dieser Einzige, der sich ganz allein mit der Glocke beschäftiget, sollte der wol nicht auch irgend eine dunkle Vorstellung nebenbei haben?

Johannes.

Ich wüßte nicht, welche!

Vater.

Ich aber glaube doch eine solche in seiner Seele

wahrzunehmen. — Siehe nur Den da, der sich geschnitten hat, recht aufmerksam an: nicht wahr, er scheint zu schreien? Dies Geschrei dringt ohne Zweifel auch in die Ohren Dessen, der da mit der Glocke spielt. Seine Seele stellt sich also wirklich dies Geschrei seines Bruders oder Freundes mit vor; aber nur dunkel, weil sie mit etwas Anderem beschäftiget ist. Stellte sie sich dasselbe klar vor, das heißt, unterschiede sie wirklich das Geschrei des Schmerzes, welches dieser anhebt, von jedem andern Geräusche, so würde er sich ja nach ihm umsehen, ob er ihm nicht etwa helfen könne. Meinst du nicht auch, Johannes?

Johannes.

Ja!

Vater.

Du siehst also, daß auch die Seele dieses Knaben in dem Augenblicke eine dunkle Vorstellung hat. — Jetzt sagt mir vor, was ich anschreiben soll.

Nikolas.

O, soll ichs sagen?

Alle.

Nein! ich! ich! ich!

Vater.

Nun, Alle zugleich könnt ihrs doch nicht sagen! — Wir müssen losen. Geschwind nenne Jeder, so wie die Reihe an ihn kommt, einen der alten Persischen Könige, und zwar in der Ordnung, wie sie auf einander gefolgt sind. Der, auf welchen der letzte, Darius Kodomannus, trifft, habe gewonnen.

(Sie nennen die Könige, und Darius Kodomannus fällt auf Nikolas.)

Also du, Nikolas, sag' an!

Nikolas.

Unsere Seele stellt sich einige Dinge dunkel vor.

Vater.

Halt! — Nun mußt du mir auch erst sagen, was das heißt.

Nikolas.

Das heißt: sie kann das Ding, das sie sich vorstellt, nicht recht von andern Dingen unterscheiden.

Vater.

Gut! — Nun weiter.

Nikolas.

Unsere Seele stellt sich auch zuweilen etwas klar vor.

Vater.

Das heißt?

Nikolas.

Das heißt: sie kann zwar das Ding, das sie sich so vorstellt, von andern unterscheiden, aber sie kann nicht die Kennzeichen angeben, wodurch es von andern Dingen unterschieden wird.

Vater.

Und wie wird eine solche klare Vorstellung deßwegen auch genannt?

Nikolas.

Eine verworrene.

Vater.

Ich hab's; nur weiter!

Nikolas.

Unsere Seele stellt sich auch zuweilen etwas deutlich vor.

Vater.

Das heißt?

Nikolas.

Das heißt: sie kann Das, was sie sich so vorstellt, nicht bloß von andern Dingen unterscheiden, sondern sie kann auch die Kennzeichen angeben, wodurch es von andern Dingen unterschieden wird.

Vater.

Gut!

Nikolas.

Wenn sie aber dabei bloß an solche Kennzeichen denkt, welche das Ding mit allen andern Dingen, die zu einerlei Art gehören, mit einander gemein hat, so heißt die Vorstellung davon eine allgemeine, oder ein Begriff.

Vater.

Punktum! — Nun, Kinder, ehe wir weiter gehen, sagt mir doch, sollte das Alles, was wir von unserer Seele nun schon erkannt haben, auch wol auf die Seelen der Thiere passen? — Erstens, was meint ihr, sollten diese auch wol solche Wesen sein, die man nicht sehen, hören, fühlen, schmecken, oder riechen, mit Einem Worte, die man durch keinen unserer fünf Sinne wahrnehmen kann?

Johannes.

O ganz gewiß! Ich wenigstens habe sie auf diese Weise niemahls wahrgenommen.

Vater.

Ich auch nicht, und so viel ich weiß, Niemand.

— Und sollten diese Thierseelen sich wol auch etwas vorstellen können?

Dietrich.

O freilich! — Wenn ich dem Hunde ein Stück Brot hinwerfe, so schnappt er danach; er muß sich ja also wol das Brot vorgestellt haben.

Vater.

Aber sollte die Hundeseele auch wol wissen, daß sie sich etwas vorstellt, und sollte sie sich also ihrer Vorstellungen bewußt sein?

Nikolas.

I, sonst würde er ja nicht danach schnappen!

Vater.

Stellt aber die Seele der Thiere sich auch wol die Dinge durch Hülfe der Sinne vor?

Gottlieb.

O ja; unser Spadille kann ja auch sehen, hören, riechen, schmecken und fühlen, eben so, wie wir.

Vater.

Riechen kann er noch besser, als wir. Die Thiere haben gemeiniglich einen oder den andern Sinn viel schärfer, als die Menschen. Bei einigen findet man weniger Sinne, als wir haben; andere mögen vielleicht mit Sinnen begabt sein, die wir gar nicht kennen. — Nun, also haben die Thiere auch Sinneskraft. Laßt uns weiter fragen: unsere Seele stellt sich einige Dinge dunkel vor; was meint ihr, sollten das die Thierseelen auch wol thun?

Ferdinand.

Ich glaube, ja.

Vater.

Und warum glaubst du, ja?

Ferdinand.

Ich weiß es nur nicht so zu sagen.

Vater.

Das heißt, du hast selbst noch keine deutliche Vorstellung davon; sonst könntest du es sagen. Laß sehen! Nicht wahr, wenn wir träumen, so stellen wir uns die Dinge, von welchen wir träumen, dunkel vor?

Ferdinand.

Ja!

Vater.

Nun, hast du nie bemerkt, daß die Hunde auch zu träumen pflegen?

Ferdinand.

Ach ja, zuweilen bellen sie ordentlich im Schlafe, und wedeln mit dem Schwanze.

Vater.

Zweifelst du also noch, ob ihre Seelen auch zuweilen dunkle Vorstellungen haben?

Ferdinand.

Nein! — Aber haben sie auch wol klare Vorstellungen?

Vater.

Das wollen wir gleich sehen. — Hier ist ein Stein und hier ein Stück Brot von gleicher Größe, und fast von gleicher Farbe; die wollen wir Spadillen vorlegen, und dann sehen, ob er sich wol vergreifen werde, oder ob er das Brot von dem Steine sogleich zu unterscheiden wisse. Rufe ihn Einer her.

Matthias (der zurückkommt).

Spadille war nicht da, aber hier ist Cerberus.

Vater.

Gleich viel. Nun gebt Acht; Cerberus! — Haha! seht ihr?

Matthias.

O, der weiß das Eine von dem Andern gut genug zu unterscheiden!

Vater.

Was hat er jetzt also für eine Vorstellung gehabt?

Gottlieb.

Eine klare.

Vater.

Aber sollte er wol dabei gedacht haben, wodurch eigentlich dies Brot von anderm Brote unterschieden wird?

Johannes.

Nein!

Vater.

Oder sollte er dabei etwa an diejenigen Kennzeichen des Brotes gedacht haben, wodurch es sich vom Fleische, von Fischen und von andern Dingen unterscheidet?

Johannes.

Nein!

Vater.

Wir haben wenigstens keine Ursache, es zu vermuthen. Deutliche Vorstellungen und allgemeine Begriffe äußern die Thiere niemahls; man hat daher Recht, zu sagen, daß sie zu solchen Vorstellungen unfähig sind. Das ist also der erste Vorzug, den der liebe Gott unsern Seelen vor den Seelen aller Thiere gegeben hat. Und wollt ihr wissen, wie man diesen unsern Vorzug zu nennen pflegt? Man nennt ihn — den Verstand. Wenn man also sagt, unsere Seele habe Verstand, was heißt das nun wol mit andern Worten?

Johannes.

Sie kann sich etwas deutlich vorstel-

len und sich allgemeine Begriffe machen.

Vater.

Richtig! Auch das wollen wir auf unserer Tafel anmerken. — So! Und nun noch eine Frage: wenn der Verstand in dem Vermögen besteht, sich etwas deutlich vorzustellen und allgemeine Begriffe zu bilden, wie werden wir es denn wol anzufangen haben, um diesen unsern Verstand zu vergrößern, zu erweitern, zu vervollkommnen?

Johannes.

Wir müssen suchen, uns von allen Dingen recht deutliche Vorstellungen zu machen, oder uns die Kennzeichen zu merken, wodurch sie von andern Dingen unterschieden werden.

Vater.

Richtig! Aber wie machen wir nun das? — Wer weiß?

Gottlieb.

O ich! ich! — Wir müssen nur recht Acht geben, wenn wir etwas sehen, oder hören.

Vater.

So ists. Je mehr wir auf Das, was wir sehen oder hören, achten und darüber nachdenken, desto deutlicher wird unsere Vorstellung davon, desto besser können wir es unterscheiden und behalten. — Seht, ihr jungen Freunde, da habt ihr also auf einmahl ein sicheres Mittel gelernt, recht viel Verstand zu bekommen; und dieses Mittel heißt?

Alle.

Achtsamkeit!

Vater.

Genug für heute.

Drittes Gespräch.

Der Vater erschien am folgenden Tage mit einem zusammengedrehten Schnupftuche in der Hand, und gab, ohne etwas dabei zu sagen, Jedem einen Klapps.

Alle.

Au! au weh! hi! hi! au weh! ha! ha!

Vater.

Was ist?

Einige.

Es thut weh.

Vater.

Das ist mir lieb.

Einige.

Warum denn?

Vater.

Weil ihr dadurch wieder eine schöne Eigenschaft unserer Seele kennen gelernt habt.

Johannes.

Was denn für eine?

Vater.

Nicht wahr, ihr fühltet Alle ein wenig Schmerz?

Alle.

Ja!

Vater.

Ihr wißt doch auch Alle, woher dieser Schmerz kam?

Alle.

Ja!

Vater.

Der Plumpsack nämlich war die Ursache dieses Schmerzes, und der Schmerz war eine Wirkung des Plumpsacks; nicht?

Alle.

Ja!

Vater.

Eine Seele kann also von einigen Wirkungen die Ursache, und von einigen Ursachen die Wirkung einsehen?

Nikolas.

Was ist denn das eigentlich — Ursache und Wirkung?

Vater.

Das, was etwas macht, heißt die Ursache, und Das, was durch etwas gemacht wird, heißt die Wirkung. Der Plumpsack, oder eigentlicher zu reden, mein Arm, der den Plumpsack führte, machte den Schmerz; er war also die Ursache desselben; der Schmerz wurde durch diesen meinen Arm mit dem Plumpsacke gemacht; er war also eine Wirkung davon. Versteht ihr?

Alle.

O ja!

Vater.

Nun, kann eure Seele nicht von einigen Dingen die Ursache deutlich einsehen, und weiß sie nicht auch eben so deutlich von andern Dingen, was sie für eine Wirkung haben?

Alle.

Ja!

Vater.

Noch eins! Wenn euch Jemand sagte: Die

Mäßigkeit erhält uns gesund, also müssen wir mäßig sein, wäre euch das begreiflich?

Einige.

O ja!

Vater.

Aber wenn ein Anderer euch sagte: Die Mäßigkeit erhält uns gesund, also müssen wir nicht mäßig sein, wäre euch das auch begreiflich?

Einige.

O nein; das wäre ja dumm!

Vater.

Ihr meint also, aus dem Grunde, daß die Mäßigkeit gesund erhält, fließe nur die Folge, daß man mäßig leben müsse; aber es folge keinesweges daraus, daß man unmäßig leben müsse?

Alle.

Ja!

Vater.

Ihr könnt also auch einsehen, wie eine Sache in der andern gegründet ist, oder ob eine Sache aus der andern folgt, oder nicht. Nun, so hört denn, was ich euch eigentlich sagen wollte: weil unsere Seele das Alles kann, weil sie die Ursachen und Wirkungen, Gründe und Folgen erkennen und begreifen kann, so sagt man, sie habe Vernunft. Hat also eure Seele auch wol schon Vernunft?

Alle.

O ja!

Vater.

Warum?

Dietrich.

I, das haben wir ja eben erfahren: weil sie deutlich einsehen kann, daß etwas gemacht wird, und wodurch es gemacht wird; und weil sie begreifen kann, ob eine Sache in der andern gegründet ist, oder nicht.

Vater.

Habt ihr wol schon von mehren Dingen die Ursache oder den Grund, und wiederum von andern die Wirkung oder die Folge eingesehen? — Zum Beispiel: es regnet jetzt; woher kommt der Regen?

Gottlieb.

Aus den Wolken.

Vater.

Was sind also die Wolken?

Matthias.

Die Ursache des Regens.

Vater.

Und was ist der Regen?

Johannes.

Eine Wirkung der Wolken.

Vater.

Ein anderes Beispiel. Gebt einmahl Acht, ob ihr von einem Satze, den ich euch vorlegen will, den Grund, und von einem andern die Folge erkennen und angeben könnt.

Man muß, wo es etwas zu lernen giebt, aufmerksam sein; warum?

Einige.

I, weil man sonst nichts lernt.

Vater.

Wer ein recht geschickter und brauchba-

rer Mann werden will, der wünscht auch viel zu lernen; was folgt daraus?

Einige.

Daß er auch immer aufmerksam sein wird, wo es etwas zu lernen giebt.

Vater.

Und wie heißt nun die Kraft, mit welcher eure Seele dies Alles erkannte?

Alle.

Vernunft.

Vater.

Wohl! — Seht hier ein Bild *), das uns an diese Eigenschaft unserer Seele wieder erinnern kann. Am Himmel ist ein Regenbogen vorgestellt; und dieser Jüngling hier bemüht sich, die Ursachen desselben einzusehen.

Nikolas.

Was hat er denn in der Hand?

Vater.

Ein dreieckiges geschliffenes Glas, Prisma oder Farbenspalter genannt. Wenn man ein solches Glas gegen die Sonnenstrahlen hält, so daß sie dadurch schießen müssen, so werden sie sieben Mahl gespalten, und jeder Theil derselben zeigt sich unter einer besondern Farbe, — veilchenfarbig, purpur, blau, gelb, pomeranzengelb und roth. Eben diese Farben bemerkt der Jüngling auch in dem Regenbogen. Da er nun beobachtet hat, daß zur Zeit eines Regenbogens immer viele feuchte Dünste oder Regentropfen in der Luft sind, so schließt er, daß

*) Tafel I., 2.

die Sonnenstrahlen, indem sie dadurch schießen, eben so getheilt werden, als wenn man ihnen das Prisma vorhält. Um dessen noch gewisser zu werden, setzt er ein Glas mit Wasser an die Sonne, und da sieht er nun mit Vergnügen, daß hinter dem Glase ebendieselben Farben entstehen, die er hinter dem Prisma und in dem Regenbogen wahrnahm. Er ist daher nun völlig überzeugt, daß der Regenbogen eine Wirkung der Sonnenstrahlen und der wässerigen Dünste ist, die sich in der Luft befinden. Er hat also die Ursache des Regenbogens deutlich erkannt; — und mit welcher Kraft seiner Seele that er das?

Dietrich.

Mit seiner Vernunft.

Vater.

Was meint ihr nun: sollten die Seelen der Thiere wol auch Vernunft haben?

Alle.

Nein! — man nennt sie ja unvernünftige Thiere.

Vater.

Aber giebt man ihnen auch diesen Namen wol mit Recht? Können sie wirklich in keinem Falle die Ursache von etwas erkennen, und wissen sie wirklich in keinem Falle, was eine Sache für Wirkungen habe?

Johannes.

O ja! — wenn man unserm Cerberus die Peitsche zeigt, so läuft er fort, weil er einige Mahle Schläge damit gekriegt hat, als er in dem Garten Löcher kratzte.

Vater.

Du meinst also, er wisse, die Peitsche sei die Ursache von dem Schmerze, den ihm die Schläge verursachten?

Johannes.

Ja!

Vater.

Aber sollte er sich von dieser Peitsche, von dem dadurch verursachten Schmerze, und von dem Zusammenhange, der zwischen beiden Statt findet, wol eine deutliche Vorstellung machen?

Johannes.

Nein; die Thiere haben ja nur dunkle und verworrene Vorstellungen.

Vater.

Oder sollte der Hund, oder irgend ein anderes Thier, wol eben so, wie ihr es konntet, den Grund und die Folge von den Sätzen einsehen können, die ich euch jetzt eben vorlegte?

Alle.

O nein!

Vater.

Also hat er auch keine Vernunft! Also abermahls ein großer Vorzug, den der Schöpfer uns vor allen andern lebenden Wesen hienieden verliehen hat! — Und welcher Vorzug! Er ist es, der uns in den Stand setzt, Gott, unsern Schöpfer, zu erkennen, zu lieben, und durch die Erfüllung seiner Gesetze einer Glückseligkeit theilhaftig zu werden, deren kein vernunftloses Wesen fähig ist. Laßt uns ihm dafür danken, und durch einen guten Gebrauch dieses Geschenkes uns dessen immer würdiger zu ma-

chen suchen! — Nun, Johannes, sage mir vor, was ich anschreiben soll.

Johannes.

Unsere Seele hat auch Vernunft.

Vater.

Und was heißt das nun mit andern Worten?

Johannes.

Sie kann von vielen Dingen die Ursache und auch die Wirkung deutlich einsehen, und sie kann begreifen, wie Eins in dem Andern gegründet ist, oder wie Eins aus dem Andern folget.

Vater.

Und wie müssen wir es denn nun wol anfangen, um recht viel Vernunft zu bekommen?

Johannes.

Ja, wir müssen uns nur immer bemühen, die Ursachen und Wirkungen, den Grund und die Folge der Dinge einzusehen.

Vater.

Das heißt ja wol mit andern Worten: wir müssen uns gewöhnen, bei jeder Sache, die uns vorkommt, zu fragen: wie entstand sie? woher rührt sie? wer hat sie gemacht? wozu nützt sie? was bringt sie hervor? oder wozu gebraucht man sie?

Johannes.

Ja!

Vater.

Und wenn wir etwas denken, hören, oder lesen, so müssen wir uns oft die Fragen vorlegen: warum das? und, was folgt daraus? Nicht?

Alle.

Ja!

Vater.

Jetzt, Kinder, laßt uns fortfahren, unserer Seele aufzupassen, ob wir nicht vielleicht noch mehre Eigenschaften in ihr entdecken können. Um aber unterdeß nicht müßig zu sein, wollen wir mit einander plaudern.

Nikolas.

Worüber?

Vater.

Ueber die große hölzerne Tafel da. Ich will das Gespräch anfangen; sage ich etwas, worin ich euch zu irren scheine, so habt ihr die Erlaubniß, mir zu widersprechen, welches sonst, wie ihr wol wißt, sich nicht schickt für Kinder. — Die Tafel ist schneeweiß.

Alle (lachend).

Nein, diese Tafel ist nicht schneeweiß; sie ist pechschwarz.

Vater.

Da sind wir ja auf einmahl ganz verschiedener Meinung. Ich bejahe, daß die Tafel schneeweiß sei, und ihr Alle verneint es. War es nicht so?

Alle.

Ja wohl!

Vater.

Ihr glaubt doch auch wol Alle eurer Sache recht gewiß zu sein?

Alle.

O ja! so gewiß!

Vater.

Halt! Da hätten wir ja, ehe wir es vermutheten, wieder eine neue Kraft in unserer Seele ent-

deckt. — Sie kann also auch einsehen, ob etwas müsse bejaht oder verneint werden?

Alle.

Ja, das kann sie.

Vater.

Nun, das ist mir lieb: so weiß ich, daß unsere Seele auch urtheilen kann.

Johannes.

Urtheilen?

Vater.

Ja; denn das nennt man ja urtheilen, wenn Jemand einsieht, ob etwas müsse bejaht oder verneint werden. Kann das nun eure Seele nicht auch?

Alle.

O ja!

Vater.

Wir wollen doch gleich noch einmahl sehen, ob es auch wirklich wahr sei. Ich will etwas an die Tafel schreiben, und ihr sollt mir sagen, ob Das, was ich angeschrieben habe, bejaht, oder verneint werden müsse.

(Er schreibt an die Tafel:) Unsere Erde ist viereckig.

Nun, sieht eure Seele ein, ob dieser Satz bejahet oder verneint werden müsse?

Alle.

O ja; er muß verneint werden! Unsere Erde ist ja rund; wie kann sie denn viereckig sein?

Vater.

Nun, ich sehe wol, es ist wirklich wahr; eure Seele hat auch schon eine Urtheilskraft. — Aber nicht zu voreilig; es könnte doch wol nicht wahr

sein! Es fragt sich nämlich: sieht eure Seele auch wol, und zwar ganz deutlich, den Grund ein, warum der Satz, den ich an die Tafel schrieb, nicht bejahet, sondern verneint werden müsse?

Johannes.

O, wir wissen ja wol vier Gründe für einen, daß die Erde rund sein muß!

Vater.

Laß doch hören! Erstens —

Johannes.

Es sind ja Leute rund um die Erde herumgefahren.

Vater.

Wie konnten diese aber wissen, daß sie rund um die Erde gefahren wären?

Johannes.

I, weil sie immer gegen Westen schifften, und doch von Osten her wieder zurückkamen an den Ort, von welchem sie ausgefahren waren.

Vater.

Richtig; daraus konnten sie es allerdings wissen. Nun, der zweite Grund?

Nikolas.

O ich, Vater! — Wenn man aufs Meer fährt, und immer weiter vom Lande weggetrieben wird, so kann man bald darauf das flache Land, wobei man abgefahren ist, gar nicht mehr sehen; nach und nach verschwinden auch die Häuser aus unsern Augen, dann die Thürme, und endlich die höchsten Berge.

Vater.

Nun, was folgt daraus?

Nikolas.

Ja, daß die Erde rund sein müsse.

Vater.

Wie so?

Nikolas.

I, wenn sie nicht rund wäre, so müßte man ja das Niedrige eben so lange, als das Hohe sehen können!

Vater.

Du hast Recht, Nikolas!

Gottlieb.

Ja, und denn auch, wenn —

Vater.

Es ist an den gesagten beiden Gründen für dies Mahl genug, lieber Gottlieb! Ihr habt mir bewiesen, daß ihr diese deutlich erkannt habt, und so ist es also gewiß, daß ihr mit Urtheilskraft versehen seid. Freuet euch, Kinder, das ist wieder ein Vorzug, den der liebe Gott uns Menschen vor allen andern Wesen auf dieser Erde verliehen hat!

Johannes.

Können denn die Thiere nicht urtheilen?

Vater.

Meinst du etwa, daß sie es können?

Johannes.

Ich weiß nicht.

Vater.

Du möchtest es aber doch vermuthlich gern wissen?

Johannes.

Ja!

Vater.

Nun gut; mir fällt ein Mittel ein, wie wir es

erfahren können, ohne daß wir nöthig haben, Jemand darum zu fragen.

Johannes.

Was ist das für ein Mittel?

Vater.

Ich habe einmahl gehört, daß unsere Seele eine besondere Kraft haben soll, wodurch sie in den Stand gesetzt wird, Wahrheiten, die sie von Andern niemahls gehört hat, selbst zu erfinden. Man sagt nämlich, wenn sie nur erst zwei Urtheile habe, so könne sie aus denselben mit leichter Mühe ganz von selbst ein drittes ziehen, welches ihr Keiner jemahls gesagt hat. Und diese ihre Geschicklichkeit nennt man das Vermögen, zu schließen, oder durch Vernunftschlüsse etwas zu erfahren. Nun wollen wir doch gleich einmahl versuchen, ob unsere Seelen ebendieselbe Kraft besitzen, und wenn sie dieselbe besitzen, ob wir wol damit erforschen können, ob die Thiere Urtheilskraft haben, oder nicht?

Zwei Urtheile, sage ich, müssen der Seele erst gegeben werden; dann weiß sie aus denselben, ohne alle Hülfe, ein drittes herzuleiten. — Hier sind zwei Urtheile, die ich an die Tafel schreiben will; gebt einmahl Acht, ob ihr daraus wol von selbst ein drittes machen könnet.

Erstes: Wer sich keine deutliche Vorstellungen machen, und nicht den Zusammenhang zwischen Grund und Folge einsehen kann, kann auch nicht urtheilen.

Zweites: Die Thiere können dies nicht.

Drittes: Also —

Johannes.

Also können die Thiere auch nicht urtheilen.

Vater.

Sieh, sieh! Da ist ja das dritte Urtheil, als wenn es Jemand herbeigerufen hätte! — Wer hat dir das vorgesagt, Johannes?

Johannes.

Kein Mensch!

Vater.

Nun, so muß es doch wol wahr sein, daß unsere Seele diese sonderbare Kraft besitzt! Aber ist es nicht recht wunderbar, daß wir auf diese Weise Manches erfahren können, was wir mit allen unsern Sinnen nicht wahrzunehmen vermögen, und was uns kein Mensch gesagt hat? — Laßt uns gleich noch eine andere Probe machen. Seht, hier sind drei versiegelte Päckchen; in jedem ist eine gewisse Anzahl von Rechenpfennigen. Ihr sollt sie nicht erbrechen; ihr sollt sie nicht einmahl anfassen; und doch wette ich, daß eure Seele durch Schlüsse erfahren kann, ob in dem einen Päckchen mehr Rechenpfennige, als in dem andern, sind.

Nikolas.

O, das können wir doch wol nicht!

Vater.

Eure Seele kann mehr, als ihr glaubt! Ihr sollt gleich sehen. Ich muß euch nur erst wieder zwei Urtheile geben, so ist mir für das dritte gar nicht bange. — Ich will sie euch abermahls an die Tafel schreiben:

Erstes: In dem ersten Päckchen sind nicht mehr und nicht weniger Pfennige, als in dem zweiten.

Zweites: In dem zweiten Päckchen sind nicht

mehr und nicht weniger Pfennige, als in dem dritten.

Nun das dritte Urtheil: Also —

Dietrich.

Also sind in allen dreien gleich viel.

Vater.

Also in keinem mehr oder weniger, als in dem andern?

Alle.

Nein, in keinem mehr, als in dem andern!

Vater.

Nun wollen wir doch sehen, ob unsere Seele auch recht geschlossen hat. (Er erbricht das Päckchen.) In diesem sind — sechs, in dem zweiten — auch sechs, und in dem dritten —

Johannes.

Ja wirklich auch sechs! Das ist doch närrisch!

Vater.

Erstaunt über die wunderbaren Fähigkeiten, die unserer Seele verliehen sind!

Gottlieb.

Den Seelen der Thiere hat Gott diese Kraft wol auch nicht gegeben?

Vater.

Das brauche ich euch wieder nicht zu sagen, weil eure Seele es ebenfalls von selbst wissen kann.

Ferdinand.

Das auch?

Vater.

Allerdings; gebt nur Acht! — Nicht wahr, ihr begreift wol, daß Einer, der nicht urtheilen kann, auch nicht zu schließen vermag?

Johannes.

O ja! — Denn wenn man schließen will, so muß man ja das dritte Urtheil selbst machen.

Vater.

Richtig! — Nun laßt uns das erst wieder an die Tafel schreiben.

Erstes Urtheil: Wer nicht urtheilen kann, der kann auch nicht schließen.

Nun fragt sichs: können die Thiere urtheilen, oder nicht?

Johannes.

I, nein! Das haben wir ja eben erst ausfindig gemacht, daß sie das nicht können.

Vater.

Gut, so sei das unser zweites Urtheil:

Zweitens: Die Seelen der Thiere können nicht urtheilen.

Nun das dritte: Also —

Johannes.

Also können die Seelen der Thiere auch nicht schließen.

Vater.

Seht ihr? Da haben wir es ja! Und hat uns das wieder Jemand gesagt?

Alle.

Nein!

Vater.

Also ist es völlig ausgemacht, unsere Seelen haben wirklich Kraft, zu schließen. — Auch an diese beiden Fähigkeiten unserer Seele, die wir jetzt erkannt haben, an die Urtheilskraft und an die Kraft zu schließen, könnt ihr euch erinnern, indem ihr unser heutiges Bild ansehet. Sagt mir,

was denket wol der Knabe, der hier vorgestellt ist?

Nikolas.

Er denkt, daß die Sonnenstrahlen und die feuchten Dünste in der Luft die Ursache des Regenbogens sind.

Vater.

Er sieht also ein, daß der Satz, den du mir jetzt sagst, bejahet, und nicht verneint werden muß?

Nikolas.

Ja!

Vater.

Was thut er also?

Nikolas.

Er urtheilt.

Vater.

Richtig. Also können wir uns erstlich dabei erinnern? —

Nikolas.

Daß unsere Seele Urtheilskraft hat.

Vater.

Ich vermuthe aber, daß in der Seele dieses aufmerksamen Knaben noch mehr vorgeht. Sollte er nicht vielleicht, indem er den Regenbogen beobachtet, auch noch dies denken: Der Regenbogen kommt von den Sonnenstrahlen und von den wässerigen Dünsten oder Regentropfen her, die jetzt in der Luft sind; wenn aber viele wässerige Dünste in der Luft sind, so regnet es entweder gleich, oder doch gemeiniglich bald: also ist es wahrscheinlich, daß wir heute oder morgen auch hier bei uns Regen haben werden, es müßte denn sein, daß der Wind die Regenwolken vertriebe. — Und gesetzt nun, daß seine Seele dies denkt, was thut sie da?

Dietrich.

Sie schließt.

Vater.

Ganz recht: sie schließt. Wenn wir den Schluß, den seine Seele macht, an die Tafel schreiben wollten, so würde er ungefähr so lauten:

Erstes Urtheil: Wenn viele wässerige Dünste in der Luft sind, so ist zu vermuthen, daß es bald regnen werde.

Zweites: Jetzt eben sind viele wässerige Dünste in der Luft.

Drittes: Also ist zu vermuthen, daß es bald regnen werde.

An welche Seelenkraft kann uns dies Bild also gleichfalls erinnern?

Alle.

An die Kraft, zu schließen.

Vater.

Dietrich, sage du mir jetzt vor, was ich anschreiben soll.

Dietrich.

Unsere Seele kann auch urtheilen.

Vater.

Das heißt?

Diterich.

Sie kann einsehen, ob etwas müsse bejahet, oder verneint werden.

Vater.

Ferner?

Dietrich.

Unsere Seele kann auch schließen.

Vater.

Und was heißt das?

Dietrich.

Sie kann aus zwei Urtheilen von selbst ein drittes ziehen, ohne daß es ihr Jemand sagt.

Vater.

Gut! — Und so weit für heute!

Viertes Gespräch.

Am folgenden Tage, da die Gesellschaft sich wiederum versammelt hatte, und der Vater eben in Begriff stand, den Faden des gestrigen Gesprächs wieder aufzunehmen, hielt er plötzlich ein, neigte den Kopf nach der Gartenseite hin, und schien auf einmahl ganz Ohr geworden zu sein.

Johannes.

Was ist?

Vater.

Horch! horch! —

(Alle horchen und Alle schrein, wie mit Einem Munde: „Ah! die Nachtigall!“ Es war die erste, die sich wieder hören ließ.)

Vater (winkend).

Still! still!

(Alle beobachten ein tiefes Schweigen, bis die Nachtigall selbst eine Pause macht.)

Vater.

Was haben wir jetzt gethan?

Alle.

Wir haben der Nachtigall zugehört.

Vater.

Hat wol Einer unter uns, indeß wir ihr zuhörten, an etwas Anderes gedacht?

Alle.

Nein!

Vater.

Unsere Seele hat also alle andere Gedanken unterdrückt, um nur allein an den lieblichen Gesang der Nachtigall zu denken; nicht?

Alle.

Ja!

Vater.

Könnt ihr mir Dies, was unsere Seele jetzt that, mit einem einzigen Worte sagen?

Johannes.

O ja! sie war aufmerksam.

Vater.

Richtig! Also wieder ein neues Vermögen unserer Seele: sie kann auf etwas aufmerksam sein; oder mit andern Worten, sie kann, wenn sie will, ihre Gedanken oder Vorstellungen von allen andern Dingen abziehen, um sie auf eine einzige Sache zu richten.

Nikolas.

Aber das können doch die Thiere gewiß auch?

Vater.

Woraus schließest du das, Nikolas?

Nikolas.

Ja, spitzen nicht manchmahl die Hunde und die Pferde die Ohren, als wenn sie recht aufmerksam nach etwas hinhorchten?

Vater.

Das thun sie; und wirklich denkt ihre Seele dann auch an nichts Anderes, als an Das, worauf sie hören oder sehen. Aber, sage mir, hast du wol jemahls bemerkt, daß die Thiere auf Etwas aufmerksam sind, das nicht einen oder den andern ihrer Sinne rührt? Zum Beispiel, auf Etwas, das abwesend ist, wie etwa auf den großen Mogul?

Nikolas (lachend).

Nein!

Vater.

Oder auf Etwas, das durch die Sinne gar nicht wahrgenommen werden kann, wenn es uns auch gegenwärtig ist, wie z. B. auf die Kräfte und Fähigkeiten ihrer oder unserer Seelen?

Nikolas.

Nein!

Vater.

Aber kann unsere Seele auf Etwas achten, das abwesend ist?

Nikolas.

O ja!

Vater.

Z. B., da wir in der Erdbeschreibung zu dem Reiche des großen Moguls kamen, war eure Seele da nicht aufmerksam auf Das, was ich von ihm und seinem Lande euch erzählte?

Nikolas.

Ja wol!

Vater.

Und seid ihr jetzt nicht eben so aufmerksam auf Das, was wir von unserer Seele entdecken können, ungeachtet nichts davon weder gehört, noch gesehen,

noch durch irgend einen andern äußern Sinn wahrgenommen werden kann?

Nikolas.

Ja!

Vater.

Unsere Seele kann also aufmerksam sein 1. auf Etwas, das uns nicht gegenwärtig ist; 2. auf Etwas, das durch keinen der äußern Sinne wahrgenommen werden kann, wenn es auch dicht bei uns wäre!

Alle.

Ja!

Vater.

Und auf solche Dinge können die Seelen der Thiere nicht aufmerksam sein?

Alle.

Nein!

Vater.

So ist ja zwischen unserer Aufmerksamkeit und der Aufmerksamkeit der Thiere ein großer Unterschied! — Noch eins! Glaubt ihr wol, daß die Thiere sich so ganz von freien Stücken vornehmen können, auf Etwas aufmerksam zu sein? Oder, mit andern Worten, daß sie sich diejenigen Dinge, auf welche sie aufmerksam sein wollen, von freien Stücken wählen können?

Dietrich.

Nein, das glaube ich nicht.

Vater.

Ich auch nicht; denn nie habe ich bemerkt, daß sie anfangen, auf etwas aufmerksam zu sein, als wenn sie durch etwas Sinnliches dazu gereizt werden. — Aber unsere Seele? Kann die nicht von

freien Stücken sich Dasjenige wählen, worauf sie ihre Aufmerksamkeit richten will?

Alle.

O ja!

Vater.

Jetzt sind wir auf die Fähigkeiten der Seele aufmerksam; aber sobald wir wollen, denken wir an etwas Anderes. Also hängt es ja von uns selbst ab, worauf wir achtsam sein wollen, und wie lange wir es sein wollen. Die Aufmerksamkeit also, deren wir fähig sind, unterscheidet sich himmelweit von derjenigen, deren die Thiere fähig sind. — Nun will ich euch auch wieder ein Bild zeigen*).

Seht, hier ist einer von den großen Affen vorgestellt, die man Orang-Utang nennt, und die euch schon aus der Naturgeschichte bekannt sind. Vor ihm stehen zwei Knaben, die ihn aufmerksam betrachten. Gewiß denken die Seelen der Knaben jetzt an nichts anderes, als an diesen Affen; was sind sie also in diesem Augenblicke?

Alle.

Sie sind aufmerksam.

Vater.

Sollte aber diesen Kindern, indeß sie den großen Affen betrachten, nicht einfallen, daß er eine Aehnlichkeit mit irgend einem andern Wesen habe?

Gottlieb.

O ja, mit dem Menschen.

Vater.

Die Knaben halten also wol das Bild des Af-

---

*) Tafel. I. 3.

fen mit dem Bilde eines Menschen in Gedanken zusammen?

Ferdinand.

Vermuthlich.

Vater.

Und wißt ihr, wie man das nennt, wenn die Seele erst Ein Ding, dann ein Anderes denkt, dann beide mit einander in Gedanken zusammenhält? — Das nennt man, ein Ding mit dem andern vergleichen. — Was thun also diese Knaben, Matthias?

Matthias.

Sie vergleichen den Affen mit einem Menschen.

Vater.

Und warum thun sie das?

Matthias.

Ja, sie wollen wissen, ob der Affe eben so aussieht, wie der Mensch.

Vater.

Das heißt mit andern Worten, sie wollen wissen, ob Affe und Mensch einander ähnlich oder unähnlich sind. — Der eine dieser Knaben scheint seine Aufmerksamkeit vornehmlich auf die Hände oder Vorderfüße des Affen zu heften, der andere hingegen auf die Füße oder Hinterhände desselben. Jener findet, daß die Vorderhände des Affen eine große Aehnlichkeit mit menschlichen Händen haben; dieser hingegen bemerkt, daß die Hinterhände desselben sich von den Füßen eines Menschen merklich unterscheiden, weil sie gleichfalls völlig wie Hände gestaltet sind. Jener entdeckt also eine Aehnlichkeit, dieser hingegen eine Unähnlichkeit oder Verschiedenheit zwischen Affen und Men=

schen. Und wollt ihr wissen, welche Kräfte ihrer Seele sie dabei anwenden?

Alle.

O ja!

Vater.

Die Seele des ersten übt ihren Witz, die Seele des andern hingegen ihren Scharfsinn. Durch den Witz nämlich stellen wir uns die Aehnlichkeiten, durch den Scharfsinn die Verschiedenheit der Dinge vor. — Sollte eure Seele wol auch schon etwas Witz und etwas Scharfsinn haben? — Doch das könnt ihr ja nicht eher wissen, bis ihr es versucht habt; laßt uns also diesen Versuch gleich jetzt einmahl anstellen. Jeder von euch vergleiche in Gedanken den Affen, dessen Bild wir hier sehen, mit sich selbst; dann wollen wir hören, wer von euch eine Aehnlichkeit und eine Verschiedenheit zwischen Beiden wahrgenommen hat. Ich gebe euch eine volle Minute Bedenkzeit. — Nun, Gottlieb, sage du zuerst, was du bemerkt hast.

Gottlieb.

Dieser Affe geht aufrecht, und die Menschen gehen auch aufrecht.

Vater.

Darin sind sie also einander ähnlich; — und wodurch unterscheiden sie sich von einander?

Gottlieb.

Der Affe ist ganz rauh, die Menschen aber sind glatt.

Vater.

Gut; nun du, Matthias!

Matthias.

Der Affe kann mit seinen Händen etwas anfas-

sen, ordentlich wie ein Mensch — darin ist er uns ähnlich; aber er hat einen größern Mund, als wir, und ein altes, runzeliges Gesicht — darin ist er von uns verschieden.

Vater.

Auch gut! — Jetzt, Ferdinand, ist die Reihe an dir.

Ferdinand.

Der Affe ahmt gern nach, so wie wir —

Vater.

Das ist abermahls eine Aehnlichkeit, die er mit uns, besonders mit Kindern, hat. Damit wir aber nicht zu viel Zeit verlieren, so soll der Eine von euch bloß eine Aehnlichkeit, der Andere eine Verschiedenheit angeben. Also nun du, Nikolas!

Nikolas.

Der Affe kann nicht sprechen.

Vater.

Richtig! Abermahls eine Verschiedenheit. Johannes, weiter!

Johannes.

Der Affe ist sehr gelehrig, fast wie ein Mensch.

Vater.

Was kann denn so ein großer Affe wol Alles lernen?

Johannes.

Wir haben in der Naturgeschichte ja gehört, daß er tanzen, reiten, Holz eintragen, die Schubkarre schieben, bei Tische aufwarten, auf dem Seile tanzen, wie ein Soldat Waffen-Uebungen anstellen, und die Trommel schlagen lernen kann.

Vater.

Das wäre also wieder eine Aehnlichkeit, die er

mit uns hat; und nun, Dietrich, noch eine Verschiedenheit!

Dietrich.

Der Affe hat keine Vernunft.

Vater.

Woraus schließest du das?

Dietrich.

Ja, weil er Alles so blindlings nachmacht, ohne zu wissen, warum er es thut, und sich dadurch oft unglücklich macht.

Vater.

Wie so?

Dietrich.

Haben wir nicht gehört, wie dumm sich die Affen zuweilen fangen lassen? Da setzt sich Einer unter dem Baume, worauf Affen sitzen, hin, und zieht sich die Schuhe oder Beinkleider an; dann geht er weg, und läßt ein Paar kleine Schuhe, oder kleine Hosen, die mit Pech ausgeschmiert sind, an dem Orte zurück. Gleich ist ein Aeffchen da, und wills dem Menschen nachmachen. Er zieht die Schuhe oder die Hosen an, und hat er sie angezogen, so kann er sie nicht wieder ausziehen, weil sie fest ankleben. Da kann er denn auch nicht laufen, und muß sich gefangen geben. — Würde er wol so einfältig sein, wenn er Vernunft hätte?

Vater.

Freilich, da würde er wol erst denken: was nützt es dir, dieses nachzuahmen? und kann es dir nicht auch schädlich sein? — Nun, Kinder, ich sehe wol, eure Seelen haben, wie alle anderen Menschenseelen, auch schon eine Fähigkeit, die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten der Dinge einzusehen.

— Sagt mir doch jetzt wieder vor, was ich auf unserer Tafel anschreiben soll. Dietrich macht den Anfang; die Andern lösen ihn ab, Jeder in seiner Ordnung. Nun?

Dietrich.

Unsere Seele kann auf etwas aufmerksam sein; das heißt —

Vater.

Halt! daß ich dies erst ausschreibe. — Nun weiter!

Dietrich.

Das heißt: sie kann alle anderen Gedanken unterdrücken, um sich bloß eine Sache allein vorzustellen.

Johannes.

Nun ich! — Die Seele kann auch Dinge mit einander vergleichen, um zu sehen, ob sie ähnlich oder unähnlich sind. — Wenn sie —

Nikolas.

O nein, mit Erlaubniß, junger Herr, nun komme ich! — Wenn sie einsieht, daß die Dinge einander ähnlich sind, so thut sie das durch ihren Witz; und —

Gottlieb.

Halt, das ist ja für mich! — Und wenn sie einsieht, daß die Dinge einander unähnlich, oder von einander verschieden sind, so thut sie das durch ihren Scharfsinn. — Aber, Vater, was bedeuten denn die Zahlen da auf den Bildern?

Vater.

Siehst du, Gottlieb, hier auf der Tafel bezeichne

ich jedes neue Seelenvermögen, das wir kennen gelernt haben, auch mit Zahlen. Damit man nun sehen könne, welches Bild zu jedem derselben gehöre, so sind diese Bilder immer mit eben denselben Zahlen bezeichnet worden.

Gottlieb.

Ha! ha!

Vater.

Wenn du nun einmahl vergessen hättest, an was für eine Fähigkeit unserer Seele du dich bei diesem oder jenem Bilde erinnern sollst, so brauchst du nur die Zahl, die darauf steht, auf unserer Tafel aufzusuchen, so weißt du es gleich wieder.

Gottlieb.

Das ist gut! — O, wollen wir nun noch mehr von der Seele lernen?

Vater.

Morgen, morgen, lieber Gottlieb! Für heute mag es genug sein. Unsere Seele haben wir für dies Mahl genug geübt; jetzt laßt uns in den Garten gehen, um unsern Körpern eine Bewegung zu machen!

Johannes.

O, lieber Vater, nur noch Eine Frage! — Haben denn die Thiere auch wol Witz und Scharfsinn?

Vater.

Wessen Seele Witz und Scharfsinn besitzt, der kann nicht bloß die Dinge mit einander vergleichen, um zu urtheilen, ob sie einander ähnlich oder verschieden sind, sondern er kann auch die Kennzeichen angeben, waran sie entweder einander ähnlich sind, oder wodurch sie von einander unterschieden werden.

Denn dadurch sind ja Dinge einander gleich oder ähnlich, daß sie entweder alle oder einige Kennzeichen mit einander gemein haben, und dadurch sind sie ja eben verschieden, daß jedes seine eigenen besonderen Kennzeichen hat. — Glaubst du nun, daß die Seelen der Thiere Witz und Scharfsinn haben?

Johannes.

Nein!

Vater.

Warum nicht?

Johannes.

I, weil sie keinen Verstand haben!

Vater.

Und also auch über die Kennzeichen der Dinge nicht urtheilen können. — Genug!

Fünftes Gespräch.

Vater.

Lustig, Kinder! Heute werden wir wieder etwas sehr Merkwürdiges von unserer Seele kennen lernen!

Alle.

O! was denn?

Vater.

Wir werden erfahren, daß sie auch auf Etwas aufmerksam sein kann.

Alle.

I, das haben wir ja gestern schon gehört!

Vater.

Haben wir? Das wollen wir doch gleich sehen; was heißt denn das: auf etwas aufmerksam sein?

Dietrich.

Das heißt, alle andere Vorstellungen in seiner Seele unterdrücken, um sich nur Eine Sache allein vorzustellen.

Vater.

Deine Beschreibung ist richtig; ich muß also glauben, daß ihrs wirklich gestern schon gehört habt.

Alle.

O wirklich! Ganz gewiß!

Vater.

Nun, laßt es euch nicht leid sein, daß ich jetzt wieder davon angefangen habe; denn ich habe dadurch erfahren, daß eure Seele noch eine andere Fähigkeit hat, die wol eben so wichtig ist.

Johannes.

Was denn für eine?

Vater.

Eure Seele rief jetzt eine Vorstellung zurück, die sie schon gestern gehabt hatte; nicht?

Alle.

Ja!

Vater.

Und sie erkannte auch dabei, daß sie diese Vorstellung schon gestern gehabt hatte?

Alle.

Ja!

Vater.

Das ist mir lieb; denn nun weiß ich, daß eure Seele auch Gedächtniß hat. Das ist nämlich

diejenige Fähigkeit unserer Seele, durch welche sie schon gehabte Vorstellungen wieder hervorrufen kann, und sich dabei bewußt ist, daß sie dieselben schon einmahl gehabt hat. That das nicht jetzt eure Seele?

Alle.

Ja!

Vater.

Nun, so hat sie auch Gedächtniß. — Wir wollen indeß, zu mehrer Gewißheit, noch eine zweite Probe mit ihr anstellen. Habt ihr schon einen Löwen gesehen?

Alle.

O ja! O ja!

Vater.

Wie sah er aus?

Gottlieb.

Ah! er hatte so große dicke Augen im Kopfe!

Nikolas.

O, und einen Schwanz, der wol so lang war, und einen dicken, dicken Büschel daran!

Johannes.

Ja, und er hatte auch vom Kopfe bis mitten auf den Leib so lange dicke Haare, und dann war er nach hinten zu ganz glatt.

Vater.

Wann habt ihr diesen Löwen gesehen?

Alle.

J, vorigen Sommer, da wir noch in St. Jürgen *) wohnten.

*) Eine Vorstadt von Hamburg.

Vater.

Und wo sahet ihr ihn?

Gottlieb.

In der Bude auf dem Neumarkte, wo noch mehr fremde Thiere waren. Vater ging ja selbst mit uns dahin.

Vater.

Ich erinnere mich. — Nun, seht ihr, da hat eure Seele abermahls eine Vorstellung erneuert, die sie schon einmahl gehabt hatte; und sie wußte dabei recht wohl, daß ihr diese Vorstellung vom Löwen nicht neu sei, sondern daß sie dieselbe schon einmahl gehabt habe. Wie nennt man nun die Fähigkeit, womit sie das that?

Alle.

Gedächtniß.

Vater.

Da giebts also wieder etwas anzuschreiben! Wer von euch sagts mir vor?

Alle.

Ich! ich! ich! ich!

Vater.

Ja, wenn ihr Alle zugleich mir vorsagen wollte, da würde ich nichts verstehen. Wir werden also wol wieder losen müssen. Geschwind laßt uns Alles wiederholen, was wir von unserer Seele nun schon erkannt haben; Jeder, so wie die Reihe an ihn kommt, nennt mir eine Seelenfähigkeit, und Der, den das Gedächtniß trifft, hat gewonnen, und sagt mir vor.

(Die Kinder liefen geschwind das Vorhergehende wieder durch, und Nikolas gewann.)

Nikolas.

Ah! das ist schön; ich habe gewonnen!

Vater.

Nun, so sage mir denn vor, was ich schreiben soll.

Nikolas.

Unsere Seele hat auch Gedächtnißkraft.

Vater.

Setze hinzu, was das mit andern Worten sagen will.

Nikolas.

Das heißt: sie kann eine Vorstellung, die sie schon einmahl gehabt hat, wieder hervorrufen, und kann dabei wissen, daß sie dieselbe schon einmahl gehabt hat.

Vater.

Nun, wollen wir nicht wieder untersuchen, ob die Thierseelen wol auch Gedächtniß haben?

Alle.

O ja!

Johannes.

Ich glaube, daß sie es haben.

Vater.

Sage uns doch auch deine Ursachen, warum du das glaubest.

Johannes

Ja, wenn man einem Hunde etwas zu Leide gethan hat, und geht nachher einmahl wieder vor seinem Hause vorbei, so will er Einen gleich beißen.

Vater.

Die Erfahrung ist richtig; auch scheint daraus

wirklich zu folgen, daß die Hunde Gedächtniß haben. Die Seele derselben erneuert nämlich, allem Ansehen nach, die Vorstellung des ehemahligen Unrechts, das man ihnen that, und sie scheinen sich deßwegen rächen zu wollen. Aber sollte die Hundeseele auch wol deutlich wissen, daß sie diese Vorstellung jetzt nicht zum ersten Mahle habe, sondern daß es nur eine erneuerte Vorstellung sei? Was meinst du, Johannes?

Johannes.

Nein, das wird sie wol nicht wissen.

Vater.

Warum nicht?

Johannes.

Weil die Thierseelen gar nichts deutlich wissen; sonst müßten sie ja Verstand haben.

Vater.

Wenn das ist, so muß ja wol der Seele des Hundes, indem sie sich wegen einer ehemahligen Beleidigung rächen will, so zu Muthe sein, als wenn ihr die Beleidigung erst eben jetzt angethan würde?

Johannes.

Ich glaube, ja!

Vater.

So ist denn auch zwischen ihrer Erinnerungskraft und unserm Gedächtniß ein merklicher Unterschied! Die Hundeseele kann nämlich ehemahlige Vorstellungen bloß zurückrufen, aber sie kann sie nicht wiedererkennen, das heißt, sie ist sich nicht deutlich bewußt, daß sie diese Vorstellungen schon irgend einmahl gehabt hat. Können wir ihr also wol eigentliches Gedächtniß zuschreiben?

Alle.

Nein!

Vater.

Wenigstens kein solches, als wir haben. — Nun muß ich euch auch wol wieder ein Bild zeigen.

Alle.

O ja; bitte, bitte!

Vater.

Hier ists *)! Seht, da wird ein alter Mann vorgestellt, der kaum mehr gehen kann.

Gottlieb.

Der hat ja ein krummes Bein!

Vater.

Diesen Schaden hat er einer Unvorsichtigkeit zu verdanken, deren er sich in seiner Jugend schuldig machte.

Ferdinand.

Was für einer?

Vater.

Er kletterte gern; und das pflegte er auch wol dann zu thun, wenn kein Erwachsener zugegen war, der dahin sah, daß er keinen Schaden nähme. Einst, da er allein im Zimmer war, hatte er den Einfall, sich oben auf den Ofen setzen zu wollen, damit seine Brüder, wenn sie hereinkämen, ihn nicht gleich finden könnten. Er stieg hinauf, der Ofen wankte, stürzte, fiel ihm aufs Bein, und das Bein war zerschlagen. Nach vielen überstandenen Schmerzen wurde er zwar endlich geheilt, aber das Bein blieb steif und krumm sein Lebelang!

---

*) Tafel 1. 4.

Matthias.

Was bedeuten denn die Bilder, die da an der Wand hängen?

Vater.

Die stellen ihn selbst vor, so wie er zu verschiedenen Zeiten abgemahlt worden ist; erst als Kind im Husarenkleide —

Gottlieb.

Da hat er den Schaden am Beine noch nicht gehabt. —

Vater.

Aber bald darauf bekommen; denn seht da, wo er als Jüngling vorgestellt wird, zeigt sich schon sein krummes Bein. Das dritte Bild stellt ihn als Mann dar. — Nun, was glaubt ihr wol, das die Seele des Greises thut, indem er die Bilder ansieht?

Johannes.

Sie erinnert sich ihres verflossenen Lebens.

Vater.

Bei dem ersten Bilde fällt ihm der unglückliche Fall ein, wobei ihm das Bein zerschmettert wurde; bei dem zweiten, welches ihn in Reisekleidern darstellt, erinnert er sich Dessen, was er auf seinen Reisen Merkwürdiges gesehen und gehört hat. Indem er das dritte ansieht, gedenkt er seiner, schon verstorbenen, Gattinn, die er damahls heirathete. Seine Seele ruft also lauter Vorstellungen zurück, die sie schon einmahl gehabt hat, und sie ist sich dabei deutlich bewußt, daß sie diese Vorstellungen wirklich schon ehemahls gehabt hat. — Dies Bild kann uns folglich sehr bequem erinnern — woran?

Alle.

An unser Gedächtniß.

Vater.

Aber es kann uns auch Anlaß geben, noch etwas Neues in unserer Seele zu entdecken.

Johannes.

Nun?

Vater.

Beantwortet mir erst ein Paar Fragen: als dem Kinde, welches hier vorgestellt wird, das Bein zerschmettert wurde, was stellte sich die Seele desselben wol vor?

Johannes.

Sie stellte sich das zerbrochene Bein vor.

Vater

War ihr diese Vorstellung wol eben so gleichgültig, als wenn sie sich einen zerbrochenen Stock vorstellte?

Johannes.

Nein, gewiß nicht!

Vater.

Oder fühlte sie bei dieser Vorstellung wol gar ein gewisses Wohlgefallen, ein gewisses Vergnügen?

Johannes.

O nein! Sie fühlte vielmehr großes Mißvergnügen dabei.

Vater.

Und da er nachher, auf seinen Reisen, bald durch schöne, herrliche Gegenden fuhr, bald neue prächtige Städte und Schlösser, bald neue Kunstwerke, bald fremde merkwürdige Pflanzen und Thiere, bald andersgestaltete Menschen mit andern Sprachen, Sitten und Gebräuchen sah, — was meint ihr, sollte seine Seele das Alles wol auch eben so gleichgültig betrachtet haben, als wir diejenigen Dinge zu betrachten pflegen, die wir alle Tage sehen?

Nikolas.

O da müßte seine Seele ja recht hölzern gewesen sein.

Vater.

Aber glaubt ihr, daß sie bei der Vorstellung aller dieser Dinge Ebendas gefühlt habe, was sie damahls fühlte, da sie sich das zerbrochene Bein vorstellte?

Nikolas.

O nein! Damahls fühlte sie ja Mißvergnügen, und hier mußte sie großes Vergnügen empfinden.

Vater.

Ihr seht also, daß unsere Seele bei gewissen Vorstellungen nicht gleichgültig bleibt.

Alle.

Ja!

Vater.

Und daß sie vielmehr bei einigen Vorstellungen Vergnügen, bei andern hingegen Mißvergnügen fühlt?

Alle.

Ja!

Vater.

Wollt ihr nun wissen, wie man solche Vorstellungen, bei welchen die Seele entweder Vergnügen oder Mißvergnügen fühlt, zu nennen pflegt? — Man nennt sie Empfindungen.

Johannes.

Ah! wieder etwas Neues! Das nimmt ja gar kein Ende!

Vater.

O Kinder, unsere Seele ist ein unerschöpflicher

Quell von wunderbaren Kräften und Fähigkeiten! Ihr werdet nach und nach noch viel mehr in ihr entdecken. — Jetzt laßt uns noch einmahl unser Bild ansehen. Warum mag denn wol der alte Mann, indem er sein erstes Bild ansieht, mit der linken Hand nach seinem Beine greifen?

Dietrich.

Er scheint daran zu krabbeln.

Vater.

Und warum mag er das thun? Sollte es ihn wol jetzt noch schmerzen?

Dietrich.

O, das glaube ich nicht! Es ist ja schon lange her.

Vater.

Das denke ich auch! und doch sieht er ordentlich so aus, als wenn seine Seele noch jetzt die Empfindung des Schmerzes hätte.

Dietrich.

Er erinnert sich bloß daran.

Vater.

Seine Seele ruft also die Empfindung des ehemahligen Schmerzes zurück?

Dietrich.

So scheint es.

Vater.

Und da ist ihm vielleicht so zu Muthe, als wenn er den Schmerz jetzt wirklich wieder fühlte.

Dietrich.

Ja!

Vater.

Kann denn das auch wol unsre Seele? Kann sie wol angenehme oder unangenehme Empfindungen in sich erneuern? Das müssen wir doch mit

Gewißheit zu erfahren suchen. Laßt sehen! — Wißt ihr noch, wie wir voriges Jahr die Elbe hinunterfuhren, nach Jork, bei Stade?

Alle.

O ja! o ja! Das ging herrlich.

Johannes.

Wie wir laviren oder kreuzen mußten, und das Schiff bald auf der einen, bald auf der andern Seite lag!

Gottlieb.

Ja, und wie es tanzte auf den Wellen! Es war ordentlich, als wenn wir gewiegt würden!

Nikolas.

Und wie das aussah, da wir bei Neuenstädten und bei Blankenese vorbei fuhren!

Vater.

War's nicht gerade so, als wenn die Bäume und die Häuser bei uns vorbei liefen, und als wenn wir still lägen?

Alle.

Ach, ja! Das war eine prächtige Reise.

Vater.

Nicht wahr, das Alles machte euch damahls viel Vergnügen?

Alle.

O, sehr viel!

Vater.

Und indem ihr jetzt daran dachtet, war es euch nicht recht so, als wenn ihr eben wieder da gewesen wäret, und dasselbe Vergnügen noch einmahl geschmeckt hättet?

Alle.

Ja, wirklich!

Vater.

Nur war dies Vergnügen nicht völlig so groß, und dauerte auch nicht so lange, als damahls?

Alle.

Nein!

Vater.

Nun, was hat denn eure Seele jetzt gethan?

Dietrich.

O ich weiß! - Sie hat eine ehemahlige Empfindung wieder hervorgerufen.

Vater.

Ganz recht; und die Empfindung war eine angenehme. Laßt uns doch versuchen, ob wir auch wol eine unangenehme Empfindung wieder in uns erneuern können. — Lieber Dietrich, sage mir doch, was empfand deine Seele vor zwei Jahren, da du Nachricht kriegtest, daß deine gute Mutter gestorben sei? — (Dietrich fängt heftig an zu weinen, und Alle beobachten ein mitleidiges Stillschweigen. Nach einer Pause.) Deine Thränen, lieber Dietrich, haben eine zu gerechte Ursache, als daß ich sie tadeln könnte; aber vergiß nicht, daß es ein besseres Mittel giebt, das Andenken deiner lieben Mutter zu ehren; wenn du dich nämlich immer so aufführst, wie deine Mutter noch auf ihrem Sterbebette wünschte, daß du dich aufführen möchtest, um dereinst in einem seligen Aufenthalte mit dir, den sie so zärtlich liebte, auf immer wieder vereint zu werden. — Nun, Kinder, was hat die Seele unsers Dietrichs jetzt gethan?

Johannes.

Sie hat eine unangenehme Empfindung zurückgerufen.

Vater.

Unsere Seele kann also Beides, sie kann angenehme und auch unangenehme Empfindungen in sich erneuern, und es ist ihr in dem Augenblicke zu Muthe, als wenn ihr Ebendasselbe noch einmahl begegnete.

Johannes.

Mit welcher Kraft thut sie denn das?

Vater.

Mit ihrer Einbildungskraft.

Johannes.

Die ist ja wol einerlei mit dem Gedächtnisse.

Vater.

Deine Frage beweiset, daß du aufmerksam gewesen bist. Wirklich haben beide etwas mit einander gemein; aber laß sehen, ob unser Scharfsinn nicht auch irgend einen Unterschied zwischen beiden bemerken kann? — Beide rufen etwas in unsere Seele zurück; aber was denn? Das Gedächtniß Vorstellungen überhaupt; die Einbildungskraft hingegen nur solche Vorstellungen, bei welchen unsere Seele Vergnügen oder Mißvergnügen fühlt, das heißt: Empfindungen. Ferner, das Gedächtniß bemerkt deutlich, daß unsere Seele diejenige Vorstellung, die sie erneuert, schon einmahl gehabt habe; die Einbildungskraft hingegen, besonders wenn sie recht stark ist, macht, daß die Seele vergißt, daß sie die in ihr erneuerte Empfindung schon ehemahls gehabt habe, und weiß sie zu überreden, daß sie dieselbe jetzt erst habe, ungeachtet Dasjenige, was diese Empfindung ehemahls in ihr erweckte, ihr jetzt nicht mehr gegenwärtig ist. So geht es dem alten Manne auf unserm Bilde. Die Einbildungskraft spielt ihm

den Possen, ihm weis zu machen, daß er den ehemahligen Beinbruch noch jetzt fühle, ungeachtet das Bein schon seit funfzig Jahren wieder geheilt war. Daher seht ihr, daß er mit der Hand danach greift, wie wir zu thun pflegten, wenn uns etwas sehr weh thut. — Siehst du nun ein, Johannes, wie Gedächtniß und Einbildungskraft von einander unterschieden sind?

Johannes.

O ja!

Vater.

Nun, so wollen wir es heute dabei bewenden lassen.

Johannes.

Aber wollen wir nicht erst wieder anschreiben?

Vater.

Ja so! Das hätte ich bald vergessen. Nun, so sage mir, was ich schreiben soll.

Johannes.

Unsere Seele kann auch Empfindungen haben; — soll ich auch sagen, was Empfindungen sind?

Vater.

Allerdings.

Johannes.

— das sind solche Vorstellungen, die entweder Vergnügen oder Mißvergnügen machen.

Vater.

Ferner?

Johannes.

Ferner hat unsere Seele auch Einbildungskraft; — das heißt, sie kann ehemahlige

Empfindungen wieder in sich erneuern.

Vater.

So! — und nun hinaus in den Garten *)!

Sechstes Gespräch.

Gottlieb.

Vater, was bedeutet denn das Pferd mit den Flügeln, das auf dem Bilde vorgestellt ist?

Vater.

Es soll bloß eine Zierde des Ofens sein, auf den man es gesetzt hat.

Gottlieb.

Giebt es denn wol solche geflügelte Pferde?

Vater.

Nein! Der Künstler, der es machte, hat sich bloß eingebildet, daß es dergleichen gebe.

Gottlieb.

O, kann man sich denn wol so was einbilden?

Vater.

Warum nicht? — Ich kann mir ja einbilden,

---

*) Um nicht zu weitläufig zu werden, habe ich von hier an aufgehört, die menschlichen Seelen mit den Thierseelen zu vergleichen; und ich glaubte, dieses um so mehr thun zu dürfen, da diese Vergleichung in Ansehung des Folgenden für jeden nur einigermaßen geübten Lehrer gar keine Schwierigkeit mehr hat.

daß ich dich auf einem Truthahn reitend durch die Luft fliegen sehe.

Gottlieb.

Potztausend, das sollte einmahl schön gehen! — Aber das ist doch nicht wahr?

Vater.

Nein! Aber unsere Seele kann sich auch Etwas vorstellen, was wirklich nicht ist. Z. B. kannst du dir nicht vorstellen, wie das aussehen würde, wenn ich eine Nase hätte, die von hier bis an die Wand reichte?

Gottlieb (lachend).

O ja!

Vater.

Und willst du wissen, wie man diejenige Kraft unserer Seele nennt, womit sie sich solche Vorstellungen macht?

Gottlieb.

Nun?

Vater.

Man nennt sie Fantasie, auf Deutsch Dichtkraft; und die wunderbaren Vorstellungen, welche sie sich dadurch macht, die nennt man Fantasien, auf Deutsch Dichtungen oder Einbildungen.

Gottlieb.

Soll ich auch einmahl eine Dichtung machen?

Vater.

Immerhin!

Gottlieb.

Na, ich bilde mir ein, wie das aussehen würde, wenn der Puterhahn eine Perücke mit einem großen Haarbeutel trüge, und wenn er den Hut unterm Flügel, und einen Degen an der Seite hätte.

Vater.

Das müßte eben so närrisch aussehen, als wenn seine Frau, die Truthenne, wie eine Dame aufgeputzt wäre, und Pariser Taschen trüge.

Gottlieb.

Sieh! da hat Vater ja auch eine Dichtung gemacht.

Vater.

Ganz recht; ich habe, so wie du, mir Etwas vorgestellt, das wirklich nicht ist. Wißt ihr, welche Leute ihre Dichtkraft am meisten gebrauchen?

Alle.

Nein!

Vater.

Die Dichter, die Mahler und die Bildhauer. — Könnt ihr euch nicht gleich an ein Gedicht erinnern, worin eine Dichtung vorkommt?

Johannes.

O ja! in dem von Claudius — wie heißt es doch? — ich glaube, der Frühling.

Vater.

Nun, was für eine Dichtung ist denn darin enthalten?

Johannes.

I, da stellt er sich ja den Frühling als einen Mann vor, der sich mit Blumenkränzen bewunden hat, und dem die Nachtigallen auf den Schultern sitzen.

Vater.

Richtig!

Denn er kommt mit seiner Freudenschar
Heute aus der Morgenröthe Hallen!
Einen Blumenkranz um Brust und Haar,
Und auf seinen Schultern Nachtigallen.

Wenn wir künftig in unserer Kinderbibliothek lesen, und es kommt dann wieder einmahl eine Dichtung vor, so sagt mir es doch.

Alle.

Gut; das wollen wir nicht vergessen.

Gottlieb.

Vater, soll ich nun einmahl vorsagen?

Vater.

Laß sehen, ob du kannst.

Gottlieb.

O ja! ich habe es mir wohl gemerkt! — Unsere Seele hat auch Fantasie, oder Dichtkraft.

Vater.

Nun, was heißt denn das?

Gottlieb.

Ja, sie kann sich so Etwas vorstellen, was nicht ist.

Vater.

Gut! ich hätte kaum geglaubt, daß du mir das so ordentlich sagen könntest. Fahre nur fort, so aufmerksam zu sein.

Gottlieb.

Na, das will ich auch gewiß thun!

(Der Vater zieht stillschweigend eine Hand voll frühreifer Kirschen aus der Tasche.)

Alle.

Ah! Ah!

Vater.

Was ist?

Alle.

Ah! Kirschen!

(Alle schweigen voll Erwartung.)

Vater.

Jetzt wollte ich wol errathen, was eure Seele macht.

Alle.

Nun, was denn?

Vater.

Sie stellt sich etwas vor, was sie nicht gern haben möchte.

Nikolas.

O, ganz und gar nicht! Sie stellt sich etwas vor, was sie gern haben möchte?

Vater.

Nun, so habe ich mich geirrt.

(Er zieht ein kleines Büchschen hervor, worin Asa foetida ist, und hält es Einem nach dem Andern unter die Nase.)

Alle.

Fi! fi! fi!

Vater.

Nun, hat eure Seele wieder eine Vorstellung von Etwas, das sie gern haben möchte?

Matthias.

O nein! von Etwas, das sie gar nicht gern haben möchte.

Vater.

So? — Da haben wir also unsere Seele wieder bei einer doppelten Handlung angetroffen. Erstlich stellte sie sich Etwas vor, das sie gern haben möchte — wißt ihr, wie man das mit Einem Worte nennt?

Alle.

Nein!

Vater.

Sie begehrte etwas. — Dann stellte sie sich

Etwas vor, das sie nicht gern haben möchte; oder mit einem andern Worte?

Johannes.

Sie begehrte etwas nicht.

Vater.

Besser: sie verabscheute etwas. Sie hat also auch, wie ihr sehet, ein Vermögen, etwas zu begehren, und etwas zu verabscheuen. — Es ist zwar nicht immer gut, daß man ihr Dasjenige giebt, was sie begehrt, und daß man Dasjenige wegnimmt, was sie verabscheuet; aber diesmahl wollen wir ihr doch den Gefallen thun. Fort mit dem Stinkebüchschen! Her mit den Kirschen! — Nehmt; es sind gerade für jeden drei.

Alle.

Ah, danke, danke!

Vater.

Und was habe ich hier?

Alle.

Ah, ein Bild! *)

Vater.

Seht hier einen Knaben, der einen Schmetterling fangen will. Was thut die Seele desselben?

Johannes.

Sie stellt sich etwas vor, daß sie gern haben möchte.

Vater.

Sie begehrt also etwas. — Seht da einen andern, der Blumen sucht, und eine Kröte findet; was thut er dabei?

*) Tafel II. 1.

Nikolas.

Seine Seele stellt sich Etwas vor, das sie nicht gern haben möchte.

Vater.

Sie begehrt also die Kröte nicht, sondern sie verabscheuet dieselbe. Was macht denn wol der dritte Knabe, der da nach den reifen Aepfeln sieht?

Gottlieb.

Er begehrt die Aepfel.

Vater.

Warum mag er denn nicht zugreifen?

Dietrich.

Vielleicht hat er heute Arzenei eingenommen; und da denkt er wol erst nach, ob es ihm auch gut thun würde, Obst zu essen. — Was macht denn aber wol der vierte da?

Nikolas.

O, der soll gewiß etwas einnehmen!

Vater.

Das vermuthe ich auch. Seht, wie er das Gesicht verzerrt! Er scheint die Arzenei zu verabscheuen; warum mag er sie denn nicht wegwerfen?

Johannes.

Er denkt auch wol erst nach, ob es ihm gut sein würde, wenn er sie wegwerfe.

Vater.

Deine Vermuthung scheint richtig zu sein. — Also kann ja unsere Seele, wenn sie etwas begehrt oder verabscheuet, wol erst jedes Mahl überlegen, ob das Begehrte oder Verabscheute ihr nützlich oder schädlich sei?

Alle.

Ja, das kann sie!

Vater.

Sie kann also auch wol Etwas thun, was ihr zuwider ist, und Etwas unterlassen, was ihr angenehm wäre?

Alle.

Ja!

Vater.

Nun, das ist schön! So hat sie ja freien Willen! Freuet euch, Kinder, das ist wieder eine schöne Eigenschaft, die der liebe Gott unserer Seele anerschaffen hat! Ist es den Seelen der Thiere wol auch so gut geworden?

Johannes.

Das glaube ich nicht.

Vater.

Wenn wir's noch nicht wüßten, so könnten wir es von dem Vogel da auf unserm Bilde lernen.

Gottlieb.

Was will denn der?

Vater.

Er sieht, daß in dem Kästchen eine ihm angenehme Speise liegt, die seine Seele begehrt. Hätte er nun freien Willen, so wie wir, so würde er erst überlegen, ob es ihm auch wirklich nützlich, oder schädlich sei, davon zu fressen. So aber folgt er bloß seiner Begierde; er fliegt hinein, der Deckel fällt zu, und — er sieht sich gefangen!

Gottlieb.

Armes Vögelchen! Ich wollte, du hättest freien Willen, damit du nicht hineinflögst!

Vater.

Wenn nun ein Mensch eben so ohne Ueberlegung handelte, als die Thiere; wenn er auch gleich

Das thäte, wozu er Lust bei sich verspürt, und alles Das gleich unterließe, wogegen er eine Abneigung hat, ohne erst zu überlegen, ob es ihm nützlich oder schädlich sei: wozu würde sich ein solcher Mensch selbst machen?

Johannes.

Zum Thiere.

Vater.

Richtig! — Und es würde ihm dann auch eben so gehen, wie es den Thieren so oft zu gehen pflegt, er würde sich selbst unglücklich machen. — Merkt euch dies, meine Lieben, und laßt euch nie durch eure Begierden leiten, sondern zieht bei jeder Sache, die ihr gern haben oder nicht haben wollt, erst eure Vernunft und das Urtheil erfahrner Leute zu Rathe. Und dann übt euch alle Tage, etwas Nützliches, das euch unangenehm ist, zu thun, und etwas Schädliches, das euch angenehm sein würde, zu unterlassen: so werdet ihr von Tage zu Tage vollkommener, und von Tage zu Tage glücklicher werden. — Jetzt laßt uns wieder anmerken, was wir heute gelernt haben. Dietrich, sage mir vor.

Dietrich.

Unsere Seele hat ein Vermögen, etwas zu begehren.

Vater.

Und was thut sie, indem sie etwas begehrt?

Dietrich.

Sie stellt sich Etwas vor, das sie gern haben möchte.

Vater.

— haben möchte! — Weiter!

Dietrich.

Unsere Seele hat auch ein Vermögen, etwas zu verabscheuen.

Vater

Und was thut sie dann, wenn sie etwas verabscheuet?

Dietrich.

Sie stellt sich Etwas vor, das sie nicht gern haben möchte.

Vater.

Ist das Alles?

Dietrich.

O nein! Unsere Seele hat auch freien Willen; das heißt: sie kann, ehe sie etwas thun, oder nicht thun will, erst überlegen, ob es ihr auch nützlich, oder schädlich sein würde.

Vater.

Wollen wir es hiemit für heute gut sein lassen?

Alle.

O, es ist ja noch so früh!

Vater.

Ein paar Minuten kann ich allenfalls noch zugeben. — Wovon wollen wir denn nun sprechen? — Ja so! da fällt mir gleich noch etwas ein. Wir haben gehört, daß die Thiere keinen freien Willen haben. Wenn sie also etwas thun, so thun sie es nicht deßwegen, weil sie erkannt haben, daß es ihnen gut sei, und wenn sie etwas nicht thun, so unterlassen sie es nicht deßwegen, weil sie erkannt haben, daß es ihnen schädlich sei; aber so möchte ich doch in aller Welt wissen, warum sie eigentlich etwas thun, und warum sie etwas unterlassen? — Was

mag z. B. den Vogel antreiben, daß er in den Kasten hüpfen, und von dem Futter fressen will?

Johannes.

Ja, weil ihm das Futter gut schmeckt.

Vater.

Woher weiß er aber, daß es ihm gut schmecken werde? Er hat ja vorher gar nicht darüber nachgedacht!

Johannes.

O, er wird wol schon mehrmahls solche Körner gegessen haben! Er weiß also wol, daß sie gut schmecken.

Vater.

Aber er hat ja kein Gedächtniß, wie wir wissen; es ist also so gut, als wenn er jetzt zum ersten Mahle davon fressen sollte. — Und zudem, wer lehrt den jungen Vögeln, den jungen Küchlein und Entchen, wenn sie eben erst aus dem Eie gekrochen sind, daß das Futter, welches man ihnen vorwirft, gut schmecke? Die haben noch nie dergleichen gekostet; und doch picken sie gleich darauf los.

Johannes.

Ja, das weiß ich nicht.

Vater.

Nun, so will ich es euch sagen. Seht, Kinder, der liebe Gott hat die Seelen der Thiere so eingerichtet, daß sie einige Dinge begehren, andere verabscheuen müssen, ohne daß sie wissen, warum? Dieses Begehren und dieses Verabscheuen, dem sie folgen müssen, sie mögen wollen oder nicht, nennt man Instinkte, auf Deutsch, Naturtriebe. Diese hat Gott den Thierseelen gegeben, um sie wegen des Mangels an Vernunft und freiem Willen einiger=

maßen schadlos zu halten. Aus Naturtrieb also fliegt der Vogel in den Kasten, um von dem darin liegenden Futter zu fressen; aus Naturtrieb würde er wegfliegen, sobald irgend ein Geräusch neben ihm entstände; aus Naturtrieb bauen sich die Vögel Nester, brüten sie über den Eiern, und füttern ihre Jungen, bis sie groß geworden sind; aus Naturtrieb bauet der Biber Häuser, sucht die Biene Honig, und verwahrt ihn in Zellen, die sie selbst gemacht hat. Mit Einem Worte, Alles, was die Thiere thun, das thun sie aus einem innern Antriebe ihrer Natur, ohne daß sie wissen, wie und warum sie es eigentlich thun. Ist das nicht sonderbar?

Johannes.

Ja, sehr!

Nikolas.

Haben denn die Menschen keine Naturtriebe?

Vater.

Davon wollen wir morgen reden.

Siebentes Gespräch.

Vater.

Ob wir Menschen denn wol Naturtriebe hätten, wolltest du gestern wissen, Nikolas; war es nicht so?

Nikolas.

Ja, Vater.

Vater.

Darum wollen wir jetzt dieses Bild *) fragen; und ich hoffe, es wird uns die gehörige Antwort darauf geben.

Gottlieb.

Na, du Bild, haben wir denn Naturtriebe, so sag an! — (lachend.) Ja, es schweigt ja doch still!

Vater.

Du verstehst nur nicht, was es dir stillschweigend darauf antwortet; aber bald sollst du es verstehen. — Was wird hier vorgestellt?

Gottlieb.

Ein kleines Wickelkind, das an seiner Mutter Brust sauget.

Vater.

Die Seele dieses Kindes scheint etwas gern haben zu wollen, oder zu begehren?

Gottlieb.

Ja, die Milch.

Vater.

Und doch, glaube ich, weiß sie selbst nicht recht, was das eigentlich sei, was sie gern haben möchte. Ich glaube auch, daß sie sich nicht bewußt ist, warum sie die Milch so gern haben will? Und endlich kommt es mir vor, als wenn sie selbst nicht wüßte, wie ihr Mund es eigentlich macht, um die Milch aus der Mutterbrust herauszusaugen.

Gottlieb.

Das glaube ich auch; die kleinen Kinder sind noch so dumm!

---

*) Tafel II. 2.

Vater.

Die Seele dieses Kindes begehrt also etwas, ohne zu wissen, warum? Und sie befriediget dieses ihr Verlangen, ohne selbst zu wissen, wie sie das anfångt; nicht?

Nikolas.

Ach, ja! Nun sehe ich wol, das ist auch ein Naturtrieb, den das Kind hat.

Vater.

Richtig! — Setzt nun aber einmahl den Fall, daß die Brust dieser Mutter, statt der Milch, nichts als Dinte oder Rhabarbertrank enthielte; was meint ihr, wůrde das Kind, sobald es davon gekostet håtte, dann wol noch fortfahren zu saugen?

Alle.

O nein, gewiß nicht!

Vater.

Und warum nicht?

Matthias.

Ja, weil der Rhabarber so bitter schmeckt!

Vater.

Die Milch hingegen so sůß! — Die Seele des Kindes begehrt also die Milch, weil der Genuß derselben ihr eine angenehme Empfindung macht, und sie wůrde den Rhabarber verabscheuen, weil er ihr eine unangenehme Empfindung machte; nicht?

Alle.

Ja!

Vater.

Und wodurch bekommt denn die Seele des Kindes die Empfindung von der Milch?

Johannes.

Durch den Geschmack.

Vater.

Also durch einen ihrer Sinne?

Johannes.

Ja!

Vater.

Eine solche Empfindung, die die Seele durch Hülfe ihrer Sinne erlangt, nennt man eine sinnliche Empfindung. — Die Seele des Kindes wird also durch die Natur angetrieben, daß sie einige sinnliche Empfindungen, nämlich die angenehmen gern, andere hingegen, nämlich die unangenehmen, nicht gern haben will? Und wißt ihr, wie man diesen Naturtrieb zu nennen pflegt? — Den der Sinnlichkeit.

Nikolas.

Haben denn die großen Leute diesen Naturtrieb auch noch?

Vater.

Wir wollen sehen. — Ich habe diesen Morgen bemerkt, daß in unserm Garten einige reife Erdbeeren sind: hättet ihr wol Lust, nach der Stunde mit mir hinzugehen, um sie zu pflücken?

Alle.

O ja, o ja, lieber Vater!

Vater.

Warum wollt ihr denn so gern Erdbeeren essen?

Alle.

I, weil sie so trefflich schmecken!

Vater.

Also weil der Genuß derselben euch eine angenehme sinnliche Empfindung macht! — Aber hier habe ich ein vortreffliches Federmesser, welches so

scharf ist, daß ich euch Nasen und Ohren damit abschneiden könnte. Wer von euch hat Lust, den Versuch an sich machen zu lassen?

Alle.

Ich nicht! Ich nicht! Ich nicht!

Vater.

Warum denn nicht?

Alle.

Weil das Schneiden weh thut!

Vater.

Also, weil euch das eine unangenehme sinnliche Empfindung machen würde! — Nun, was meint ihr, sollte in eurer Seele wol auch noch der Naturtrieb der Sinnlichkeit sein?

Dietrich.

O ja.

Vater.

Warum?

Dietrich.

Weil unsere Seele die angenehmen sinnlichen Empfindungen auch gern haben mag, und die unangenehmen sinnlichen Empfindungen nicht gern.

Nikolas.

Ja, wir sind aber auch noch keine große Leute!

Vater.

Freilich nicht; aber ich versichere dir, Nikolas, mir und andern erwachsenen Leuten geht es nicht anders. Wir wollen Alle auch gern Erdbeeren essen, und wollen uns Alle ungern Nase und Ohren abschneiden lassen. Wir Erwachsenen müssen also auch wol noch ebendenselben Naturtrieb der Sinnlichkeit haben, den ihr habt, und den die kleinen Wik-

kelkinder haben. Nun, Gottlieb, hat uns das Bild keine Antwort auf unsere Frage gegeben?

Gottlieb.

Ja, das glaube ich, so eine Antwort, wobei man gar nicht spricht!

Vater.

Wer sagt mir jetzt vor, was uns das Bild gelehrt hat? — Aber, halt! das werdet ihr wieder Alle thun wollen: sagt mir also erst etwas, was ihr etwa heute auf Antrieb des Naturtriebes der Sinnlichkeit gethan habt. Wer zuerst etwas zu nennen weiß, der soll mir vorsagen!

Johannes.

Ich!

Vater.

Nun, was denn?

Johannes.

Ich habe mich gebadet.

Vater.

Thatest du denn das aus Sinnlichkeit?

Johannes.

Ja wol; that ich es nicht deßwegen, weil es mir eine angenehme sinnliche Empfindung macht?

Vater.

Hast Recht; tritt also her und sage mir vor!

Johannes.

Unsere Seele hat auch Instinkte oder Naturtriebe.

Vater.

Füge die Erklärung hinzu!

Johannes.

Das heißt: sie fühlt sich gezwungen, einige Dinge zu begehren, und andere

Dinge zu verabscheuen, ohne daß sie recht weiß, warum?

Vater.

Einen dieser Naturtriebe unserer Seele haben wir nun schon kennen gelernt; und welcher war das?

Johannes.

Der der Sinnlichkeit.

Vater.

Und worin besteht derselbe?

Johannes.

Der besteht darin, daß wir alle angenehme sinnliche Empfindungen gern, und alle unangenehme sinnliche Empfindungen ungern haben wollen.

Vater.

Brav! — Aber ich sehe, da ist ja noch mehr vorgestellt auf unserm Bilde. Was ist denn das da?

Matthias.

O fi! Der Mann will ja den armen Jungen mit dem Messer in den Hals schneiden!

Ferdinand.

Der wird wol ein Geschwür am Halse haben, das ihm aufgeschnitten werden muß.

Gottlieb.

Au weh! das muß schmerzen!

Vater.

Warum mag denn wol der Knabe zugeben, daß man ihn schneidet, wenns ihm so weh thut?

Dietrich.

Ja, er wird wol gehört haben, daß er sterben müßte, wenn er sich nicht schneiden ließe.

Vater.

Nun, wäre es ihm denn nicht besser, zu sterben, als solchen Schmerz zu leiden?

Johannes.

Ja — aber Jeder will doch gern so lange leben, als er kann.

Vater.

Warum mag denn Jeder das so gern wollen?

Johannes.

Das weiß ich nicht.

Vater.

Sollte das nicht etwa wieder ein Naturtrieb sein, den der liebe Gott unserer Seele eingepflanzt hat?

Johannes.

Ich glaube wol.

Vater.

Und du hast auch Recht, es zu glauben. Denn findet sich diese Liebe zum Leben nicht wirklich bei allen Menschen? Wollen nicht Alle ihr Leben so lange erhalten, als sie können?

Johannes.

Ja!

Vater.

Und wenn man krank, oder in irgend einer andern Lebensgefahr ist, erduldet man da nicht gern jeden Schmerz, wenn man nur sein Leben dadurch retten kann?

Alle.

O ja!

Vater.

Also haben wir Alle eine angeborne Begierde, unser Leben zu erhalten, und einen angebornen Abscheu gegen Alles, was unserm Leben schaden kann.

— Diese Begierde und diesen Abscheu nennt man den Trieb der Selbsterhaltung *).

Gottlieb.

Ah! das ist also der zweite!

Vater.

Ganz recht; aber wozu meint ihr wol, daß der liebe Gott uns diesen Naturtrieb gegeben habe?

Johannes.

Damit wir desto långer leben möchten.

Vater

Gott muß also wol nicht haben wollen, daß wir unser Leben selbst verkürzen?

Dietrich.

Nein; sonst würde er uns ja diesen Naturtrieb nicht gegeben haben.

Vater.

Er muß also vielmehr es gern sehen, daß wir unsere Gesundheit erhalten, und unser Leben, so viel wir können, zu verlängern suchen? — Und wißt ihr noch, was wir neulich lernten, welches die besten Mittel zur Erhaltung unserer Gesundheit sind?

---

*) Ein kleiner Knabe von ungewöhnlicher Herzhaftigkeit und Entschlossenheit, für den dieser Unterricht, seines Alters wegen, noch nicht gehörte, war zufälligerweise zugegen, da von dem Triebe der Selbsterhaltung die Rede war. Um ihn nicht ganz unbeschäftigt zu lassen, legte ihm der Vater, da er ein Beispiel dieses Triebes geben wollte, die Frage vor: Fritzchen, wenn da draußen auf dem Wege ein grimmiger Ochs auf dich zuliefe, und dich mit seinen großen spitzigen Hörnern stoßen wollte, was würdest du thun? — »Ich würde ihn wieder stoßen,« war seine unerwartete Antwort, bei der man ihm ansehen konnte, daß ers wirklich auch so meinte.

Nikolas.

Ach ja! wenn man höchst mäßig ist im Essen und Trinken.

Johannes.

Ja, und wenn man fleißig arbeitet.

Gottlieb.

Und wenn man auch vorsichtig ist, daß man nicht zu Schaden kommt.

Matthias.

O, ich weiß noch eins! Wenn man sich nicht erkältet, und nicht trinket, wenn man warm ist.

Vater.

Richtig! Mäßigkeit also, Arbeitsamkeit und Vorsichtigkeit sind dem lieben Gotte angenehm. Merkt euch dies, Kinder, und erinnert euch daran, so oft ihr in Versuchung gerathet, das Gegentheil zu thun. Jetzt Ferdinand, sage du mir vor, was ich anschreiben soll.

Ferdinand.

Der zweite Naturtrieb unserer Seele ist der Trieb der Selbsterhaltung.

Vater.

Und dieser treibt uns an — wozu, Ferdinand?

Ferdinand.

Daß wir unser Leben zu erhalten suchen, so lange wir können.

Vater.

Gut! (Er ging hierauf zum Fenster, stand plötzlich still, wie Einer, den etwas befremdet, und sagte): — Wie? — Was ist das? — der Elephant —

Alle.

(Aufspringend und laut schreiend) O wo? wo? Wo ist er?

Vater.

Wer denn?

Alle.

I, der Elephant!

Vater.

Was für ein Elephant?

Alle.

I, wir meinten, es wäre einer da zu sehen.

Vater.

Da habt ihr euch geirrt. Ich wollte nur fragen, wo denn das Bild des Elephanten geblieben sei, welches ich hier ins Fenster gelegt hatte, um es euch zu zeigen?

Alle.

(Unzufrieden und sich wieder setzend.) O, das ist Schade! Wir dachten wirklich, es wäre einer da.

Vater.

Nun, es ist mir recht lieb, daß ihr das gedacht habt; denn da haben eure Seelen wieder einen schönen neuen Trieb gezeigt, den wir noch nicht kannten.

Johannes.

Was denn für einen?

Vater.

Warum wollt ihr denn den Elephanten so gern sehen?

Johannes.

Weil wir in unserm Leben noch keinen gesehen haben.

Vater.

Also deßwegen, weil es etwas noch ganz Neues für euch ist?

Johannes.

Ja!

Vater.

Was mag eure Seele also gern sehen, oder hören, oder mit Einem Worte — was mag sie sich gern vorstellen?

Johannes.

Etwas Neues.

Vater.

Nun, das ist es eben, was wir jetzt von ihr gelernt haben. Unsere Seele mag gern sich etwas Neues vorstellen, das heißt mit andern Worten: sie hat einen Trieb der Neugierde. Und wozu mag uns Gott wol den gegeben haben?

Nikolas.

Daß wir recht viel lernen sollen.

Vater.

Getroffen! Aber warum will denn Gott, daß wir recht viel lernen sollen?

Nikolas.

Weil wir dadurch klüger werden.

Vater.

Je klüger wir aber werden, desto leichter wirds uns, gut zu werden, desto glücklicher werden wir auch. Gott hat uns also den Trieb der Neugierde gegeben, damit wir immer glücklicher werden möchten.

Wer kann mir hier auf unserm Bilde Jemand zeigen, der eben in Begriff ist, seinen Trieb der Neugierde zu befriedigen?

Dietrich.

O, Der da, der etwas durchs Vergrößerungsglas betrachtet!

Vater.

Der ists; denn hätte dieser Knabe kein Verlangen, sich etwas Neues vorzustellen, so würde er sich

ja nicht die Mühe geben, das Thierchen, welches er betrachten will, unter das Vergrößerungsglas zu bringen. — Nun, Matthias, dasmahl sollst du die Erlaubniß haben, mir vorzusagen.

Matthias.

Ah! das ist gut, daß ich endlich doch auch einmahl daran komme. — Der dritte Trieb unserer Seele ist der Trieb der Neugierde.

Vater.

Und was macht dieser Trieb?

Matthias.

Er macht, daß sich unsere Seele immer gern etwas Neues vorstellen will.

Vater.

Genug für heute!

Achtes Gespräch.

Gottlieb.

Wollen wir unser Bild von gestern nicht auch bei der Tafel anhängen?

Vater.

Das wollen wir; aber vorher laßt uns erst es noch einmahl ansehen.

Nikolas.

Es ist ja aber nichts mehr darauf, was wir nicht schon gesehen haben! Ich dachte, wir wollten heute wieder etwas Neues von der Seele lernen.

Vater.

Dein Trieb der Neugierde ist ja sehr geschäftig! Aber laß sehen; vielleicht ist auf diesem Bilde doch noch Nahrung für ihn. — Warum sieht denn wol die Mutter mit so innigem Wohlgefallen auf den Säugling hinab?

Nikolas.

Weil sie das Kind sehr lieb hat.

Vater.

Haben denn andere Aeltern ihre Kinder auch so lieb?

Nikolas.

O ja!

Vater.

Aber wer nun selbst kein Kind hat, der liebt wol Keinen? Zum Beispiel du, der du noch kein Vater bist, du hast wol Keinen, den du liebest?

Nikolas.

Habe ich nicht meine Aeltern, und meine Schwestern und meinen Bruder?

Vater.

Aber wenn du nun diese nicht hättest?

Gottlieb.

I, so hätte er ja dich noch, Vater!

Vater.

Habt ihr mich denn wirklich auch lieb? (Die Kinder sprangen an ihm auf und küßten ihn.) Aber, wenn nun eure Aeltern, und ich, und eure Pflegemutter, und Alle, die ihr jetzt liebt, auf einmahl stürben, da würdet ihr doch künftig keinen Menschen mehr haben, den ihr lieben könntet?

Gottlieb.

O, da wären ja doch noch andere Menschen in der Welt!

Vater.

Aber wenn ihr nun so, wie unser Freund Robinson, auf einer wüsten Insel lebtet, wo gar kein Mensch wäre: wie da?

Nikolas.

Ja, da wollte ich mir auch eine Spinne zahm machen, wie Robinson that.

Gottlieb.

Und ich wollte so ein Lama *) fangen, und das wollte ich recht lieb haben.

Ferdinand.

Und ich einen Papagei!

Vater.

Also Einen wenigstens, meint ihr, muß man zum Lieben haben, wenn man zufrieden leben soll?

Alle.

Ja!

Vater.

Und sollten andere Menschen wol eben der Meinung sein?

Johannes.

Ich glaube, ja!

Vater.

Ich auch, Johannes; denn so viel ich jemahls Menschen gesehen habe, so hatten Alle ein Verlangen, irgend Jemand zu lieben, und von Andern wieder geliebt zu werden. Sogar die Thiere scheinen nicht leben zu können, ohne durch Liebe mit andern Thieren ihrer Art verbunden zu sein.

---

*) Siehe Robinson den Jüngern, von J. H. Campe.

Gottlieb.

Ach ja, die Vögel und die Tauben!

Vater.

Nicht diese allein, sondern sogar die wilden und reißenden Thiere, die Löwen und die Tiger, suchen sich einen ihrer Gattung aus, mit dem sie vertraut und freundschaftlich umgehen. — Das muß ja denn auch wol ein Naturtrieb sein, der die Menschen und die Thiere antreibt, sich unter einander lieb zu haben?

Alle.

Ja!

Vater.

Und wie wollen wir diesen Naturtrieb nennen?

Johannes.

Den Naturtrieb der Liebe.

Vater.

Gut! — Aber sagt mir doch, wie ist uns denn wol zu Muthe, indem wir einen Andern lieb haben?

Johannes.

Ja, da wollen wir immer gern bei ihm sein.

Vater.

Vermuthlich, weil wir Freude über ihn empfinden?

Johannes.

Ja!

Vater.

Aber wenn nun der Andere, den wir lieben, keine Freude über uns empfindet, sehen wir das wol gern?

Johannes.

O nein!

Vater.

Also besteht die Liebe ja wol darin, daß wir

Freude über einen Andern empfinden, und wünschen, daß auch er Freude über uns empfinden, möge?

Johannes.

Ja!

Vater.

Wir suchen also auch wol, so viel an uns ist, Dem, den wir lieben, Freude zu machen?

Johannes.

Ja!

Vater.

Zum Beispiel, eure Aeltern, und wir, eure Pflege-Aeltern, was thun wir nicht Alles, um euch Freude zu machen! Und was wünschen wir wol mehr, als daß auch ihr uns Freude machen möget durch eure Artigkeit! — Fühlt ihr nun in eurem Herzen eben so etwas gegen uns?

Alle.

O ja, lieber Vater!

Vater.

Nun, so ist es ja gewiß, daß wir einander lieben! Und das wollen wir denn auch ferner thun; denn es ist doch gar zu schön, wenn man sich unter einander recht lieb hat! Da lebt man noch eins so fröhlich; und gewiß hat auch Gott recht großes Wohlgefallen daran, weil er den Trieb der Liebe uns und seinen lebendigen Geschöpfen so tief eingedruckt hat. Wenn ihm die Liebe nicht so sehr gefiele, so würde er uns wol einen Trieb des Hasses anerschaffen haben?

Gottlieb.

Fi, das wäre häßlich!

Vater.

Gottlob also, daß das nicht geschehen ist! —

Nun, Johannes, sage mir, was ich anschreiben soll.

Johannes.

Der vierte Naturtrieb unserer Seele ist der Trieb der Liebe; das heißt —

Vater.

Nun?

Johannes.

Ja, ich kann nur nicht die rechten Worte finden.

Vater.

Willst du nicht etwa sagen: das heißt, wir haben Alle ein angebornes Verlangen, Andere zu lieben, und von Andern geliebt zu werden.

Johannes.

Ach ja!

Vater.

Oder etwa lieber so: das heißt, wir haben Alle ein Verlangen, wenigstens einen oder den andern Menschen zu finden, in dessen Gesellschaft wir Freude empfinden, und der auch wieder an uns seine Freude haben möge.

Johannes.

Das ist ja wol einerlei?

Vater.

Völlig! — Nun sagt mir doch, Kinder, warum ihr eure Aeltern so vorzüglich lieb habt?

Alle.

Weil sie uns so sehr viel Gutes gethan haben, und noch thun.

Vater.

Wäre es euch denn wol nicht möglich, Denjenigen zu hassen, der euch Gutes erzeiget?

Alle.

O bewahre!

Vater.

Woher mag das nun wol kommen, daß wir Denjenigen lieben müssen, der uns Liebe und Güte erzeigt?

Dietrich.

Ja, weil uns der liebe Gott so eingerichtet hat.

Vater.

Ganz recht; Gott hat unsere Seele so eingerichtet, daß sie nicht umhin kann, Denjenigen zu lieben, der uns liebet und uns Gutes thut. Das ist also wieder ein neuer Trieb, den wir in uns wahrnehmen, ein Trieb der Dankbarkeit; nicht so?

Alle.

Ja!

Vater.

Auch davon will ich euch ein recht schönes Bild zeigen.

Alle.

Ah!

Vater.

Seht, hier*) ist das Bild eines liebreichen Mannes, und vor ihm das Bild eines dankbaren Knaben.

Matthias.

Wen stellt denn das vor?

Vater.

Die Aeltern dieses Knaben starben beide, da er kaum erst ein Jahr alt war, und hinterließen nichts, wovon ihr Kind hätte können erhalten und erzogen

*) Tafel II. 3.

werden. Da sprachen einige kleinmüthige Leute, die nicht bedachten, daß der liebe Gott für alle seine Geschöpfe sorgt: das arme Kind wird gewiß umkommen, das wird gewiß verhungern müssen! Der rechtschaffene Mann, den ihr hier abgebildet seht, hörte, was die Leute sprachen, und ungeachtet er die verstorbenen Aeltern des Kindes gar nicht gekannt hatte, so schickte er doch gleich hin, ließ das Kind zu sich holen, und sagte, es solle künftig sein Sohn sein, er wolle es mit seinen eignen Kindern erziehen und es versorgen. So wuchs der Knabe also heran. Jetzt war er schon im siebten Jahre; da hörte er, daß seines lieben Pflegevaters Geburtstag sei. Gleich lief er hin in seine Kammer, und betete da zum lieben Gott recht inbrünstig, daß er doch seinen guten Pflegevater noch lange möge leben lassen. Dann setzte er sich hin und schrieb diesem einen schönen Brief, worin er ihm so ganz von Herzen dankte, für Alles, was er an ihm gethan hatte. Diesen Brief bringt er ihm nun eben jetzt; seht, wie dankbar er seinem Wohlthäter die Hand küßt, und wie gerührt er dabei aussieht!

Gottlieb.

O, das ist ein lieber Junge!

Johannes.

Der handelt aus dem Naturtriebe der Dankbarkeit.

Vater.

Sogar die Thiere scheinen von diesem Triebe etwas zu haben. Seht da, das freundliche Hündchen, wie dankbar es seinem Herrn liebkoset.

Ferdinand.

Ach ja, wie es sich an seine Knie anschmieget!

Vater.

Recht als wenn es sagen wollte: ich habe dich recht lieb, du guter Mann, weil du mir so viel Gutes gethan hast! — Der müßte ja also wol schlimmer als das Vieh sein, der seine Wohlthäter nicht lieben wollte, oder wol gar hassen könnte!

Nikolas.

Fi, das müßte ein garstiger Mensch sein!

Vater.

Ein sehr garstiger! Wir wollen aber hoffen, daß es solche Unmenschen nicht giebt.

Gottlieb.

O, das glaube ich auch nicht!

Vater.

Nun, wer sagt mir diesmahl vor? — Es soll Der thun, der mir zuerst ein Beispiel von Dankbarkeit erzählt, was er irgend einmahl gehört oder gelesen hat.

Nikolas.

Ah! der Wandersmann, der den kleinen Fritz aus dem Wasser zog.

Vater.

Wie war denn das?

Nikolas.

I, der so durstig und so ermüdet war! Da sah er den kleinen Fritz vor der Gartenthür sitzen, und der hatte einen ganzen Korb voll Obst. Da sagte er zu ihm: liebes Kind, verkaufe mir doch ein paar Birnen; ich bin gar zu durstig. Und Fritz antwortete: da, Mann! nimm dir, so viel du willst, und behalte nur dein Geld. Am folgenden Tage wackelte Fritz mit einem andern Knaben im Kahne bei der Brücke. Da kam Wasser in das Schiff, und

die Kinder schrien: rettet! rettet! und gingen schon unter. Da kam gerade der Wandersmann über die Brücke, und sprang gleich hinab ins Wasser, und faßte die Kinder bei den Haaren. Aber da hätte er selbst mit versinken müssen, wenn er nicht Einen los ließ. Ja, wen sollte er nun loslassen? Er dachte bei sich selbst: Fritz hat dir gestern Gutes gethan, den mußt du also eher retten, als den Andern. Da ließ er den Andern fahren, und Fritzen brachte er glücklich ans Land.

Vater.

Das war allerdings Dankbarkeit. — Nun, du sagst mir also vor, Nikolas.

Nikolas.

Unsere Seele hat auch, fünftens, einen Trieb zur Dankbarkeit.

Vater.

Das heißt?

Nikolas.

Das heißt: sie kann nicht umhin, Denjenigen zu lieben, der ihr Gutes thut.

Vater.

Ich habe vergessen, euch eine traurige Geschichte zu erzählen, die sich gestern in der Stadt zugetragen hat.

Alle.

O, was für eine?

Vater.

Ein liebenswürdiger Knabe von sechs Jahren hatte sich im dritten Stockwerke zum Fenster hinausgebogen, um ein Sperlingsnest zu sehen, das unter dem Dache war. Auf einmahl bekommt sein Kopf das Uebergewicht, er stürzt hinab, und fällt

dicht bei seiner Mutter nieder, die eben vor der Hausthür steht. Stellt euch den Zustand dieser armen Mutter vor! Sie thut einen Schrei, und fällt leblos neben ihrem unglücklichen Kinde nieder. Eben, da dies geschehen war, kam ich bei dem Hause an. Es waren schon viele Menschen zusammengelaufen; ich drängte mich durch, um zu sehen, ob ich nicht etwa helfen könnte. Gott! was bekam ich da zu sehen! Noch läuft mir ein Schauder durch alle meine Glieder, indem ich wieder daran denke. Die Hirnschale des Knaben war zerplatzt, Blut und Gehirn waren an die Kleider seiner Mutter gespritzt, die leblos neben ihm lag. Neben der Mutter lag auf seinen Knien der unglückliche Vater des Knaben, und neben diesem seine siebenjährige Schwester. Beide suchten die Todten durch ihr Angstgeschrei wieder ins Leben zurückzurufen; aber Beide sahen elbst einem Todten ähnlicher, als einem Lebenden. O, ich werde das schreckliche Bild aus meiner Einbildungskraft nie wieder los werden! (Die Kinder seufzen, und Einigen trit eine Thräne ins Auge. — Nach einer kleinen Pause:) Kennt ihr etwa diese unglückliche Familie?

Alle.

Nein!

Vater.

Und doch geht es euch vermuthlich, wie mir, und allen Denen, die diese traurige Geschichte hören — ihr seid betrübt darüber? — Nun, ich will euch etwas Anderes erzählen, was euch wieder Freude machen soll

Als ich aus der Stadt wieder hinausgehen wollte, und bald bei dem Steinthore war, ging ein vorneh=

mer Herr, mit einem großen Sterne auf der Brust, vor mir hin, und hinter ihm ging ein schöngekleideter Bedienter. Da wir an die Brücke kamen, saß da ein kleines armes Kind, dessen Leib nur mit einigen Lumpen bedeckt war. Sein Gesicht war so blaß, und sein ganzer Leib so mager, daß man wol sah, es mußte viel Hunger gelitten haben. Es streckte seine kleinen Arme nach uns aus, und rief mit schwacher Stimme: Ach! liebe Herren, geben Sie mir doch etwas für meinen armen kranken Vater; der muß sonst gewiß umkommen! Ach, geben Sie mir doch was um Gottes willen! Der vornehme Herr stand still; ich auch. Der Anblick des Kindes, das so unschuldig und so fromm, wie ein Engel, aussah, rührte uns Beide gleich stark. Wer ist denn dein Vater, liebes Kind? fragte der vornehme Herr. Ach, antwortete der kleine Knabe, mein Vater ist ein guter Mann, o ein so guter! Wenn sie ihn nur sehen sollten! — Aber, fragte Jener weiter, warum mußt denn du für ihn betteln? Kann er denn nicht arbeiten? — Ach! antwortete der Knabe, und die hellen Thränen liefen ihm über die Backen, er möchte ja gern arbeiten, aber er kann ja nur nicht, weil er einmahl in das Bein geschossen ist, recht über dem Knie, und das ist immer noch nicht heil; da kann er nun gar nicht gehen. — Ist er denn im Kriege gewesen? fragte der Herr. Ja wol, antwortete das Kind; er war Lieutenant unter dem Freikorps, und da wurde er abgedankt, und er mußte sehen, wo er nun bliebe. — Wo wollte er denn jetzt mit dir hin? fragte der Herr. Ach, erwiederte der Knabe, er wollte weit mit mir hin, nach Kopenhagen, wo er einen Bruder hat,

der ein vornehmer, reicher Mann sein soll; aber da ist er nun krank geworden, und nun werden wir wol Beide vor Hunger sterben müssen. Hier sah ich, daß der vornehme Herr auf einmahl ganz blaß wurde, und daß ihm die Knie zitterten. Wie heißt er denn? rief er auf einmahl aus, und faßte das Kind bei der Hand. — Wilhelm von Löwenthal, antwortete der Knabe. — Gerechter Gott! rief der Herr aus, und schlug die Hände zusammen: mein Bruder! — Und damit drückte er das arme Kind, das vor Schrecken kein Wort sprechen konnte, an seine Brust, und benetzte es mit seinen Thränen. — Geschwind, sagte er, geschwind führe mich hin zu ihm! Und da der Knabe vor Mattigkeit kaum gehen konnte, ließ er ihn von dem Bedienten tragen, und rannte davon. Ich wischte mir eine Thräne aus den Augen, und dankte Gott, daß er der Noth dieses armen Kindes und seines unglücklichen Vaters ein Ende gemacht hatte. (Die Kinder alle waren sehr gerührt. — Nach einer Pause:) Habt ihr diesen Knaben gesehn?

Alle.

Nein!

Vater.

Und doch freut ihr euch gewiß eben so sehr, als ich, darüber, daß er so unvermuthet seinen Oheim fand.

Alle.

O ja!

Nikolas.

Es ist mir so lieb, als wenn mir einer hundert Thaler gegeben hätte!

Gottlieb.

Und mir, als wenn meine Tauben Junge gekriegt hätten!

Vater.

Nun seht doch, was eure Seele da wieder gemacht hat! Anfangs betrübte sie sich, daß es dem ersten Knaben und seiner Familie so schlimm ging, und nun freuet sie sich wieder, daß der andere Knabe und sein Vater auf einmahl glücklich wurden! Merkt ihr nun wol, daß das wieder von Gott kommt, der unsere Seelen so eingerichtet hat, daß sie sich freuen müssen, wenns andern Menschen wohl geht, und daß sie sich betrüben müssen, wenn ihnen etwas Schlimmes widerfährt?

Alle.

Ja, das ist wahr!

Vater.

Seht, Kinder, das nennt man den Trieb des Mitgefühls, oder der allgemeinen Menschenliebe. Den hat der liebe Gott unser Aller Seelen deßwegen einverleibt, weil er wollte, daß wir Alle als Brüder, als Kinder Eines Vaters, mit einander leben, einander lieben und einander helfen sollten, wo und wie wir könnten. Seht ihr es nun nicht noch einmahl so deutlich ein, daß dieser gute Gott ein Gott der Liebe sein muß, weil er uns selbst zur Liebe geschaffen hat?

Alle.

Ach ja!

Vater.

Und begreift ihr nun nicht auch, daß man diesem guten Gotte unmöglich wohlgefallen kann, wenn man nicht gegen alle Menschen liebreich und

gütig ist? — Was ihr jetzt aus euch selbst gelernt habt, das hättet ihr auch von unserm Bilde lernen können.

Johannes.

O, wo denn?

Vater.

Da, von dem Bilde des guten Mannes, der den armen Knaben zu sich genommen und Vaterstelle bei ihm vertreten hat.

Johannes.

Ja, das hat er auch aus Mitleid gethan.

Vater.

Unstreitig! Er betrübte sich, da er hörte, daß dies arme Kind seine Aeltern verloren und nichts zu leben habe. Deßwegen nahm er es zu sich. Jetzt sieht er, daß der Knabe dereinst ein guter, also auch ein glücklicher Mensch sein werde; und darüber freuet er sich. Er hat also, wie ihr seht, ebendenselben Trieb des Mitgefühls, den wir Alle haben.

Gottlieb.

O Vater, soll ich diesmahl vorsagen?

Vater.

Ja, wenn du mir geschwind ein Beispiel aus der Geschichte anführen kannst, wo Einer aus Mitgefühl etwas that.

Gottlieb.

O ja, das kann ich; es ist mir schon lange eingefallen, — Alexander der Große, da er den todten Leib seines Feindes, des Königs Darius, sah, da weinte er vor Mitleid, daß es ihm so ergangen wäre.

Vater.

Brav! — Nun, so sage an, was ich schreiben soll!

Gottlieb.

Unsere Seele hat auch sechstens einen Trieb des Mitgefühls; das heißt, sie freuet sich, wenn sie andere Menschen freudig sieht, und ist traurig, wenn sie sieht, daß andere Menschen traurig sind.

Vater.

Recht gut gesagt! — Für jetzt genug; bei Tische sollt ihr sehen, daß unsere Seele noch einen andern Naturtrieb hat.

Johannes.

Ja! den des Essens und Trinkens! Aber der ist ja wol einerlei mit dem Triebe der Sinnlichkeit!

Vater.

Deine Bemerkung ist vollkommen richtig; auch ist es ein ganz anderer Trieb, den ich meine. Nachher mehr davon!

Nikolas.

Das war einmahl wieder eine prächtige Stunde!

Neuntes Gespräch.

(Bei Tische war Jedermann sehr begierig, zu wissen, was doch das wol für ein Trieb sein möge, den der Vater noch erklären wolle; aber Keiner konnte es errathen. Endlich gab man es auf, und redete von anderen Dingen. Da nahm der Vater sein

9 *

Glas, benetzte den Finger mit Wasser, fuhr damit auf dem Rande des Glases herum, und lockte auf diese Weise wunderschöne Töne heraus.

Sein nächster Nachbar hatte dies kaum bemerkt, so that er ein Gleiches; diesem ahmte der Folgende nach, und dem wieder der Folgende, bis in weniger als ein Paar Minuten die ganze Tischgesellschaft, Groß und Klein, auf den Gläsern spielte. Da lächelte der Vater, gab das gewöhnliche Zeichen zur Stille, und sagte:)

Vater.

Wie verfallt ihr denn Alle auf einmahl darauf, auf den Gläsern zu spielen?

Johannes.

Ich habe es nicht zuerst angefangen.

Ferdinand.

Ich that's, weil Der es that.

Dietrich.

Und ich, weils Gottlieb that.

Gottlieb.

Ja, und ich, weil Vater es selbst that.

Vater.

Ihr habt also Alle Etwas gethan, das ihr einen Andern thun sahet?

Alle.

Ja!

Vater.

Und es befahl euch doch Keiner, es so zu machen?

Alle.

Nein!

Vater.

Nun, warum thatet ihr es denn?

Johannes.

Ja, das ist närrisch, wenn Jemand Einem etwas vormacht, gleich muß man es nachmachen!

Vater.

Hast du das gefühlt? — und soll ich dir nun erst noch sagen, was das für ein Trieb sei, den ich euch heute noch zu zeigen versprach?

Johannes.

Ah, nun weiß ich! Es ist der Trieb des Nachmachens.

Vater.

Sage lieber, es sei der Trieb der Nachahmung. Auch diesen haben eure Seelen mit allen andern Menschenseelen gemein.

Nikolas.

O, auch mit den Affenseelen! Die machen ja auch Alles nach, was sie sehen.

Vater.

Ganz recht. Bei Kindern und Affen zeigt sich dieser Trieb am meisten; ihr seht also, mit welchen Herren ihr eine Aehnlichkeit habt.

Matthias.

Ja, mit den Herren Affen.

Gottlieb.

O pfui! ich wollte, daß wir den Trieb nicht hätten!

Vater.

Das sage ja nicht in Ernst! Denn wenn ihr ihn nicht hättet, so würdet ihr in eurem ganzen Leben wol nicht viel klüger und nicht viel besser, als ein Aeffchen, werden.

Dietrich.

Wie so?

Vater.

Wodurch werdet ihr denn wol von Tage zu Tage klüger und besser? Nicht wahr, vornehmlich dadurch, daß ihr Das thut, was ihr erfahrne und verständige Leute thun seht?

Dietrich.

Ja!

Vater.

Also durch den Trieb der Nachahmung?

Dietrich.

Ja; aber warum werden denn die Affen nicht klüger dadurch?

Vater.

Weil ihre Seele nur äußere Dinge, Geberden und Handlungen, aber nicht innere und unsichtbare Gedanken und Gesinnungen nachahmen kann; und das können sie nicht, weil sie keine Vernunft haben.

Gottlieb.

Bleiben wir denn nun nicht immer solche Affen?

Vater.

Das Verlangen, Andern nachzuahmen, bleibt zwar immer, auch wenn man schon erwachsen ist; aber dann befriedigt man es nicht mehr sogleich, als man es wol zu thun pflegt, so lange man jung ist. Da bedenkt man vielmehr immer erst, ob es auch wol nützlich sei, Anderen in dieser oder jener Sache nachzuahmen? Und wenn man keinen Nutzen davon sieht, so läßt man es bleiben.

Ferdinand.

Vater, soll ich die Tafel herunter holen, um das auch anzuschreiben?

Vater.

Thue es; aber bringe auch unser heutiges Bild mit.

Johannes.

Ist davon auch etwas darauf zu sehen?

Vater.

Das wollte ich selbst gern wissen; deßwegen sagte ich, daß er es mitbringen solle.

Ferdinand.

Hier, Vater, ist Beides. — Was sollen wir denn bei den Kindern behalten, die da Soldaten spielen?

Vater.

Diese Kinder thun Etwas, was sie von den Soldaten gesehen haben.

Johannes.

Haha! Sie ahmen den Soldaten nach!

Vater.

Und zeigen also, daß ihre Seelen auch einen Trieb zur Nachahmung haben. Daran soll uns diese Vorstellung erinnern.

Ferdinand.

Diesmahl sage ich doch vor, weil ich die Tafel und das Bild geholt habe?

Vater.

Das giebt dir nun wol noch kein Vorrecht; aber wenn du mir alle die sieben Naturtriebe, die wir nun schon kennen gelernt haben, recht ordentlich anzugeben vermagst, so mag es darum sein.

Ferdinand.

Nun ja!

Vater.

Du, Johannes, stelle dich hinter ihn, um sein

Nothhelfer zu sein, falls er stecken bleiben sollte.

Ferdinand.

O, das wird nicht nöthig sein!

(Er sagt Alles ordentlich und deutlich her.)

Vater.

Nun, das war recht gut! So sage mir denn vor.

Ferdinand.

Der siebente Trieb unserer Seele ist der Trieb der Nachahmung.

Vater.

Und wozu treibt uns dieser an?

Ferdinand.

Der treibt uns an, Dasjenige nachzumachen, was wir andere Leute thun sehen.

Johannes.

O, sollen wir nun nicht gleich noch mehr lernen?

Vater.

Nein, Johannes, für diesmahl ist es genug.

Johannes.

O, das ist Schade!

Vater.

Weil wir für heute schon genug gelernt haben, so wollen wir den schönen Nachmittag zu einer kleinen Lustreise anwenden.

Alle.

Zu einer Lustreise? O wohin? Wohin?

Vater.

Nach Blankenese, um von einem der dortigen Berge der herrlichen Aussicht über die Elbe hin zu genießen.

Alle (hüpfend und klatschend).

Ah! nach Blankenese! zu Herrn Faber! O, das ist herrlich! das ist prächtig!

Vater.

Es ist mir lieb, daß mein Vorschlag euch Freude macht. Aber — macht euch gefaßt! — selten pflegt im menschlichen Leben eine Freude ohne alle Begleitung zu kommen. Gemeiniglich hinkt ihr irgend ein Mißvergnügen nach, welches nicht von ihr getrennt werden kann.

(Alle stutzen.)

So können wir heute z. B. nur Einen Stuhlwagen *) haben, und auf dem können unser nur höchstens zehne sitzen. Zehne von uns werden sich also entschließen müssen, zu Hause zu bleiben.

(Allgemeine Bestürzung.)

Und wer soll das nun sein?

(Allgemeines Stillschweigen.)

Ich weiß keine bessere Auskunft, als daß wir losen. — Einen Topf her! Hier sind so viele Zettelchen, als Köpfe da sind. Jeder von uns ziehet einen davon aus dem bedeckten Topfe hervor; wer ein gewinnendes Los zieht, fährt mit; wem ein verlierendes zu Theil wird, der bleibt hier. Seid ihr es so zufrieden?

Alle

Ja!

Vater.

Nun wohlan! Der Kleinste zieht zuerst, und so bis zum Größten hinauf. So! — so!

*) Ein im Holsteinschen sehr gewöhnliches, offenes Fuhrwerk, worauf eine ganze Gesellschaft Platz hat.

(Jeder zieht; Einige erheben ein frohlockendes Jauchzen; Andere, welche Nieten gezogen haben, machen ein klägliches Gesicht.)

Nun ists entschieden. — Aber was ist das? Wie, Johannes, eine Thräne? — Das ist kein männliches Betragen. Unglücksfälle, die man sich nicht selbst zugezogen hat, muß man mit Standhaftigkeit erdulden.

Johannes.

Ich will auch — (wischt sich die Thräne ab, und zwingt sich zu lächeln.)

Vater.

Gut! Aber ihr Andern, wie ist euch dabei zu Muthe? Wird euer Vergnügen heute wol recht vollkommen sein, da Einige eurer Freunde keinen Antheil daran nehmen können?

Alle.

Nein!

Vater.

Wie wäre es also, wenn wir die Reise nach Blankenese bis auf einen andern Tag aufschöben, und dafür heute nach Wandsbeck gingen?

Alle.

O ja! ja! Nach Wandsbeck! Nach Wandsbeck!

Vater.

So macht euch fertig. — Aber halt! Da hat es ja wol wieder etwas Neues in unserer Seele gegeben? Wartet doch, daß wir erst einen Augenblick darüber nachdenken. — Was that denn wol eure Seele, da ich sagte, daß wir nach Blankenese fahren wollten?

Nikolas.

Sie freute sich!

Vater.

Und was that die eurige, ihr Andern, da euch das Los traf, zu Hause zu bleiben?

Johannes.

Sie betrübte sich.

Vater.

Und das war wol noch dazu eine recht große Freude und eine große Betrübniß?

Alle.

Ja, eine recht große!

Vater.

Fühltet ihr nicht Alle, daß euer Blut anfing, viel schneller zu laufen; daß euer Herz viel stärker klopfte?

Alle.

Ja, das ist wirklich wahr!

Vater.

Und dachtet ihr in dem Augenblicke, da ihr euch so sehr freutet, und, ihr Andern, in dem Augenblicke, da ihr euch so sehr betrübtet, dachtet ihr da wol an irgend etwas Anderes?

Alle.

Nein!

Vater.

War es nicht, als wenn ihr gegen alles Andere in der Welt taub und blind wäret?

Alle.

Ja!

Vater.

Und wollt ihr wissen, wie man einen solchen Zustand unserer Seele nennt, da sie sich so sehr

freuet, oder so sehr sich betrübt, so heftig etwas begehrt, oder so heftig etwas verabscheuet, daß sie an nichts Anderes denkt, nichts Anderes hört und sieht, und daß das Blut in unsern Adern einen schnellern Lauf gewinnt? — Man nennt ihn Affekt, auf Deutsch, Leidenschaft. Eure Seelen waren also jetzt in Leidenschaft; die eurigen, ihr, die ihr ein gutes Los gezogen hattet, in der Leidenschaft der Freude, und die eurigen, ihr, die ihr zu Hause bleiben solltet, in der Leidenschaft der Traurigkeit.

Gottlieb.

O, lieber Vater, wollen wir das nicht erst aufschreiben, ehe wir weggehen? Wir möchten es sonst vergessen!

Vater.

Kommt, indem wir die Hüte holen, will ich euch auch hierüber ein Bild zeigen; dann wollen wir es aufschreiben.

Seht, hier *) wird ein Hafen vorgestellt, in welchen eben ein Schiff einläuft, das aus Ostindien zurückkommt. Die Männer der beiden Frauen, die ihr auf dem Lande seht, waren vor zwei Jahren mit diesem Schiffe ausgefahren. Ihre Frauen eilten nun, sobald sie von der Ankunft des Schiffes hörten, nach dem Hafen, um zu sehen, ob ihre lieben Gatten gesund zurückgekommen wären.

Wie groß ist die Freude der Einen, da sie ihren

*) Tafel II. 4.

Mann auf dem Vordertheile des Schiffes erblickt! Seht, wie sie die Arme nach ihm ausstreckt, wie sie vor Freude kaum weiß, wo sie ist, und in dem Taumel ihres Entzückens sich ins Wasser stürzen würde, wenn der Freund, der dabei steht, sie nicht hielte! Ihr Mann ist eben so hoch erfreut, seine geliebte Gattinn wiederzusehn; mit ausgebreiteten Armen läuft er bis auf den äußersten Rand des Schiffes ihr entgegen, und es fehlt nicht viel, daß er sich hinabstürzt. Beide sind also in höchster Leidenschaft der Freude.

Aber nun richtet eure Augen auf die zweite Frau, die in einer ganz andern Leidenschaft zu sein scheint. Das arme Weib! Auch sie hoffte, ihren lieben Mann, nach einer so langen Abwesenheit, gesund wieder in ihre Arme zu schließen. Aber welch ein Donnerschlag für sie, da ein Bootsknecht vom Schiffe herab ihr zuruft, daß er in einem Sturme vom Verdecke hinab ins Meer geworfen und ertrunken sei! Wie sie die Hände ringt! Wie ängstlich sie ihre verzweiflungsvollen Blicke gen Himmel richtet, und Gott um Trost und Stärke zur Ertragung ihres unaussprechlichen Kummers zu bitten scheint! Auch sie hört, sieht und denkt nichts, als ihren Verlust, der Freund, der sie zu beruhigen sucht, mag ihr noch so viel Tröstliches vorsagen. Sie ist in höchster Leidenschaft der Traurigkeit.

Gottlieb.

O, wollen wir das Bild auch aufhängen?

Vater.

Ja; aber erst müssen wir auf der Tafel anmerken, was darauf vorgestellt ist. Johannes, sage mir, was ich anschreiben soll.

Johannes.

Unsere Seele freuet und betrübt sich zuweilen so sehr, oder sie begehrt und verabscheuet zuweilen etwas so heftig, daß sie nichts Anderes hört und sieht, und das Blut in unsern Adern viel geschwinder herumläuft, als sonst; das nennt man dann einen Affekt oder eine Leidenschaft.

Vater.

Und wie viele Arten solcher Leidenschaften haben wir jetzt kennen gelernt?

Johannes.

Zwei: die Leidenschaft der Freude, wenn man sich unmäßig freuet, und die Leidenschaft der Traurigkeit, wenn man sich unmäßig betrübt.

Nikolas.

Giebt es denn wol noch mehr Leidenschaften?

Vater.

Das wollen wir morgen sehen; jetzt Stock und Hut her, und dann fort, nach Wandsbeck!

Zehntes Gespräch.

Vater (der einen Brief lieset).

Da ist eine Nachricht, die dich angeht, Nikolas!

Nikolas.

Mich?

Vater.

Ja, es wird mir geschrieben, daß in vier Wochen dein Bruder Johannes uns vielleicht besuchen werde.

Nikolas.

O!

Vater.

Was sagst du dazu?

Nikolas (freudig).

Ach, ich freue mich sehr darüber!

Vater.

Er ist ja aber noch nicht hier; erst in vier Wochen —

Nikolas.

O, das thut nichts!

Vater.

Du kannst dich also über etwas Gutes freuen, das noch zukünftig ist?

Nikolas.

Ja wol!

Vater.

Aber es ist noch nicht ganz gewiß, daß er kommen wird; man schreibt nur: vielleicht. Du freuest dich also über etwas Gutes, das noch künftig ist, und wovon du nicht mit Gewißheit weißt, sondern nur nach Wahrscheinlichkeit vermuthest, daß es kommen werde; nicht, Nikolas?

Nikolas.

Ja!

Vater.

Nun, so will ich dir sagen, wie man das zu nennen pflegt. Eine solche Freude oder angenehme Empfindung über etwas Gutes, das noch nicht da=

ist, das man sich aber als wahrscheinlich vorstellt, nennt man Hoffnung, und wenn diese Freude recht groß ist, wie jetzt die deinige, so nennt man sie die Leidenschaft der Hoffnung.

Matthias.

Ah! nun kennen wir schon drei Leidenschaften! die Leidenschaft der Freude, der Betrübniß und der Hoffnung.

Vater (der fortfährt, den Brief zu lesen).

Gleich werdet ihr noch eine vierte kennen lernen. Ich hätte dir, mein lieber Nikolas, diese Hoffnung nicht machen sollen; denn nach Dem, was ich auf der andern Seite des Briefes lese, dürfte sie wol schwerlich in Erfüllung gehen.

Nikolas.

Wie so?

Vater.

Man schreibt mir, daß deines Bruders Gesundheit noch immer nicht recht fest sei, und daß er nur unter der Bedingung kommen werde, wenn er bis dahin recht gesund und stark geworden sei.

Nikolas (traurig).

O!

Vater.

Das war dir wol nicht lieb zu hören?

Nikolas.

Nein, gar nicht!

Vater.

Deine vorige Freude ist also schon wieder dahin?

Nikolas.

Ja, die ist dahin!

Vater.

Und du thust jetzt gerade das Gegentheil von

Dem, was du vorher thatest? Erst freutest du dich, und jetzt betrübest du dich!

Nikolas.

Ja, ich muß wol!

Vater.

Aber warum das? Es ist ja doch noch möglich, daß dein Bruder komme!

Nikolas.

Ja, es ist aber auch möglich, daß er nicht komme!

Vater.

Du betrübtest dich also schon zum voraus über ein Uebel, das noch nicht da ist, das bloß möglich, aber nicht gewiß ist?

Nikolas.

Ja!

Vater.

Sagte ich es nicht, daß ihr gleich wieder eine Leidenschaft zu sehen bekommen würdet? Da ist sie!

Johannes.

J, welche denn?

Vater.

Unser Nikolas härmt sich über ein Uebel, das noch nicht da ist, das zwar kommen, aber auch ausbleiben kann; er ist also in der Leidenschaft der Furcht.

Matthias.

O, in der bin ich auch schon oft gewesen, da ich noch zu Hause war!

Vater.

Wie so?

Matthias.

Ja, da hatten sie mir immer so viel vorge=

schwatzt vom schwarzen Manne und von — o, ich weiß selbst nicht mehr wovon! Und wenn ich dann des Abends im Finstern wohin gehen sollte, da graute mir immer, daß ich zitterte und bebte.

Vater.

Und da du zu uns kamst?

Matthias.

Ja, da wollte ich nicht allein zu Bette gehen, weil mir das dumme Zeug noch im Kopfe steckte; aber da sagte mir ja Vater, daß das lauter Fratzen seien, und da gingen wir des Abends im Finstern im Garten herum, und da wurde ich dreister.

Vater.

Nun fürchtest du dich also doch nicht mehr?

Matthias.

I, wovor denn? Nun weiß ich ja, daß das Alles die alten Weiber erdacht haben, um die kleinen Kinder still zu machen. Da müßte ich wol ein großer Narr sein, wenn ich mich nun noch davor fürchten wollte!

Vater.

Hast Recht, Matthias; ich hoffe auch, daß du jetzt viel zu vernünftig bist, als daß du dich noch vor Etwas fürchten solltest, das gar nicht ist, also auch gar nicht schaden kann. Aber nun weißt du doch, was das für eine Leidenschaft ist, die wir Furcht nennen.

Matthias.

O ja; das ist eine recht garstige! Dabei ist Einem gar nicht wohl zu Muthe!

Gottlieb.

O, ich bin auch schon einmahl darin gewesen,

da mich der Hund beißen wollte, den ich vorher geneckt hatte!

Vater.

Wie war das?

Gottlieb.

I, wir gingen nachher einmahl wieder vor dem Hause vorbei, und da war gar kein Hund zu sehen. Auf einmahl aber sprang er hinter der Thür hervor, und wollte mich ins Bein beißen.

Vater.

Ei, ei! — Nun, wie liefs denn ab?

Gottlieb.

Ja, ich fing erschrecklich an zu schreien; da kamen mir die Leute zu Hülfe, und jagten den Hund fort.

Vater.

Das war wol noch etwas mehr, als Furcht, was du damahls fühltest.

Gottlieb.

Was war es denn?

Vater.

Du warst in der Leidenschaft des Schreckens.

Johannes.

Ist denn das noch etwas Anderes, als Furcht?

Vater.

Es ist eine recht große Furcht, und zwar vor einem Uebel, das ganz unerwartet kommt. Der Hund sprang plötzlich hervor, ohne daß Gottlieb es vermuthete. — Daraus hätte noch eine ärgere Leidenschaft werden können!

Johannes.

Noch eine ärgere?

Vater.

Ja, wenn nämlich der Hund ihn wirklich gepackt und gebissen hätte, dann würde der Schrecken sich in Betäubung verwandelt haben.

Johannes.

Wie ist Einem denn dabei zu Muthe?

Vater.

So, daß man gar nicht weiß, wie Einem geschieht. Man ist in dem Augenblicke der Betäubung ganz sinnlos, ganz ohne deutliches Bewußtsein seiner selbst.

Gottlieb.

Ah! das habe ich auch schon einmahl erfahren, da ich noch nicht gelernt hatte, aufs Wort gehorsam zu sein, und in den Graben fiel!

Vater.

Ganz recht; da warst du in dem Zustande der Betäubung, weil du glaubtest, der Graben sei so tief daß du darin ertrinken müssest. — Wie war dir damahls?

Gottlieb.

Ich wußte gar nicht, wie mir geschah; ich konnte auch nicht einmahl schreien.

Vater.

Siehst du! — Nun, ich wünsche, daß du in diese schlimme Leidenschaft nie wieder gerathen mögest. Zwar kann man auch wol von Freude betäubt werden —

Johannes.

Auch von Freude?

Vater.

O ja, wenn sie sehr groß und sehr plötzlich ist.

Man hat sogar Beispiele, daß Leute von einer solchen Freude gestorben sind.

Johannes.

O!

Vater.

Eine unerwartete, sehr große Freude wirkt eben so gewaltsam auf unsern Körper, als ein unerwarteter, sehr großer Schrecken. Da fließt alles Blut auf einmahl nach dem Herzen, man wird blaß, oft ohnmächtig, oft gar vom Schlage gerührt.

Johannes.

Da will ich mich denn wol hüten, daß ich mich jemahls zu sehr freue.

Vater.

Jede Leidenschaft ist schädlich, sobald sie zu stark wird; wer also recht glücklich zu leben wünscht, der muß sich frühzeitig gewöhnen, seine Leidenschaften zu mäßigen, damit sie nicht gar zu mächtig werden.

Nun, seht hier wieder ein Bild *), auf dem alle die Gemüthsbewegungen, von welchen wir heute gesprochen haben, ausgedrückt sind. — Der Vater dieser hier abgebildeten Familie liegt an einer schweren Krankheit danieder; er empfindet heftige Schmerzen, und fühlt, daß sein Tod herannahe. Und doch scheint er vergnügt zu sein, scheint sogar zu lächeln, wie Einer, dem etwas Angenehmes widerfährt. Wie mag das kommen?

Dietrich.

Es ist gewiß ein frommer Mann gewesen; der weiß nun wol, daß er nach dem Tode noch viel

*) Tafel III. 1.

glücklicher werden wird, als er schon hier gewesen ist; und darüber freuet er sich.

Vater.

Und darüber vergißt er aller seiner Schmerzen, vergißt sogar, daß er seine Gattinn und seine Kinder verlassen muß, und denkt nur an die Freuden, die im Himmel für ihn bereitet sind! Und doch ist Das, worüber er sich freuet, noch nicht da, es ist nur zukünftig.

Johannes.

Er ist also in dem Zustande der Hoffnung.

Vater.

Richtig! — Vor dem Bette sitzt seine bekümmerte Gattinn, die ganz etwas Anderes zu empfinden scheint.

Ferdinand.

Die ist betrübt.

Vater.

Und worüber?

Ferdinand.

Daß ihr Mann vielleicht sterben wird.

Vater.

Aber er lebt ja noch, und noch ist es möglich, daß es sich plötzlich mit ihm bessere, und er wieder gesund werde. Sie härmt sich also über ein Uebel, das noch nicht da ist, das ihr bloß bevorsteht.

Johannes.

Die ist also in der Leidenschaft der Furcht.

Vater.

Ganz recht! — Aber nun seht auch, was es auf der andern Seite, beim Kamine, giebt.

Matthias.

Au weh! das kleine Mädchen brennt ja lichterloh!

Vater.

Aus Unvorsichtigkeit ist sie dem Feuer zu nahe gekommen; die Flamme hat ihr Kleid ergriffen, und sie wird nun, aller Wahrscheinlichkeit nach, lebendig verbrannt werden. — Stellt euch den Schrecken ihres armen kleinen Bruders vor, indem er sich nach ihr umsieht, und sie in diesem Zustande erblickt!

Dietrich.

Der fühlt also Schrecken.

Vater.

Und das arme kleine Mädchen selbst — in welcher Leidenschaft mag das wol sein?

Gottlieb.

O, das weiß ich! In der der Betäubung.

Vater.

Richtig! Seht, wie sinnlos sie da steht, mit offenem Munde, blaß, wie der Tod, und unfähig, etwas zu ihrer Rettung vorzunehmen. — Armes Mädchen! Du dauerst mich; noch mehr aber jammern mich deine armen Aeltern, die dich vor ihren Augen nun werden müssen verbrennen sehen, weil es zu spät ist, dich zu retten. — Nun, wollen wir nicht wieder anschreiben, was wir jetzt Neues gelernt haben?

Matthias.

O, Vater, diesmahl möchte ich gern vorsagen!

Vater.

Wohl! so sage denn!

Matthias.

Wir haben gehört, was die Hoffnung sei!

Vater.

Und was ist sie denn?

Matthias.

Wenn man sich etwas Gutes vorstellt, das noch künftig, auch nur wahrscheinlich ist, und darüber in eine angenehme Empfindung geräth.

Vater.

Gut! — Ferner haben wir gemerkt?

Matthias.

Die Leidenschaft der Furcht.

Vater.

Und die entsteht?

Matthias.

Wenn man sich etwas Böses vorstellt, das noch künftig, und gleichfalls nur wahrscheinlich ist, und sich darüber härmt und ängstiget.

Vater.

Also gerade das Gegentheil 'von der Hoffnung. — Ferner?

Matthias.

Die Leidenschaft des Schreckens.

Vater.

Und was ist denn die?

Matthias.

Eine recht große Furcht vor einem Uebel, das ganz unversehens kommt.

Vater.

Richtig! — Und endlich?

Matthias.

Die Leidenschaft der Betäubung, wenn man vor Schrecken ganz sinnlos wird, so daß man gar nicht weiß, wie Einem geschieht.

Vater.

Nun, das war Alles recht gut gesagt; morgen werden wir wol noch mehr Leidenschaften kennen lernen.

Johannes.

O, warum nicht heute?

Vater.

Weil unsere Arbeitsstunde da ist

Elftes Gespräch.

Gottlieb.

Sollen wir heute nicht wieder etwas lernen von unserer Seele?

Vater.

Wenns euch noch immer Vergnügen macht, so bin ich wol bereit, euch noch mehr davon zu lehren.

Alle.

O ja! o ja, lieber Vater!

Vater.

Ich habe euch neulich die verschiedenen Naturtriebe erklårt, die der liebe Gott unsern Seelen anerschaffen hat; darunter war nun einer, der darin besteht, daß wir Alle ein gewisses Verlangen in uns spůren, irgend einen Menschen, oder wenigstens irgend ein anderes lebendes Wesen zu haben, in dessen Gesellschaft wir Freude empfinden, und welcher

oder welches auch wieder an uns seine Freude haben möge; erinnert ihr euch noch daran?

Alle.

O ja! das ist der Trieb der Liebe!

Vater.

Wenn wir nun Jemand lieben, sehen wir es dann wol gern, daß er von uns entfernt ist?

Johannes.

Nein, wir sehen es gern, daß er bei uns ist.

Vater.

Wir wünschen also wol, immer näher bei ihm, oder immer näher mit ihm vereiniget zu sein?

Alle.

Ja!

Vater.

Zum Beispiel, wenn ich hier mit euch spreche, so will Jeder von euch immer gern dicht neben mir stehen oder sitzen, und Einer sucht sich dem Andern immer vorzudrängen; woher mag das wol kommen? — Nicht wahr, weil ihr mich lieb habt?

Alle.

Ja!

Vater.

Und wenn Einer von euren Brüdern, oder von euren Freunden, euch besucht, macht ihrs da nicht wieder eben so? Will da nicht der Eine immer noch näher, als der Andere, um ihn sein? und sucht nicht immer Einer sich dem Andern vorzudrängen, um die Hand des Freundes zu ergreifen, um an seiner Seite zu gehen oder zu sitzen, um mit ihm zu reden, oder ihn zu umarmen?

Alle.

Ja!

Vater.

Habe ich also wol nicht Recht, wenn ich sage, daß Derjenige, der einen Andern liebt, ein Verlangen empfindet, immer näher mit ihm vereiniget oder verbunden zu sein?

Alle.

Ja!

Vater.

Und sollte dies Verlangen wol zuweilen so stark in uns werden, daß es eine Leidenschaft genannt zu werden verdiente?

Wenn, z. B., jetzt gleich Jemand hereinträte, und sagte, eure lieben Aeltern wären da, und ich wollte dann doch noch fortfahren, mit euch zu reden; würdet ihr wol noch eben so au merksam, als jetzt, auf Das, was ich sagte, hören?

Dietrich.

Nein, gewiß nicht!

Vater.

Und warum nicht?

Dietrich.

Wir würden Alle gern hinunter laufen, und bei unsern Aeltern sein wollen.

Vater.

Ihr würdet also in Leidenschaft gerathen; und in welche?

Johannes.

In die der Liebe.

Vater.

Wenn uns nun Jemand fragte, was das sei, die Leidenschaft der Liebe? was wollten wir ihm antworten?

Johannes.

Wir wollten antworten, es sei ein heftiges Verlangen, immer näher mit Jemand vereiniget zu werden.

Vater.

Gut gesagt! — Aber noch eins! Wenn wir Jemand lieben, ist es uns dann wol gleichviel, ob es ihm gut oder schlimm geht, ob er gesund oder krank, vergnügt oder mißvergnügt ist?

Nikolas.

Nein, das ist uns nicht gleichviel.

Vater.

Was wünschen wir denn?

Nikolas.

Daß es ihm recht wohl gehe.

Vater.

Also ist ja die Liebe noch mehr, als ein Verlangen, mit Jemand näher vereiniget zu werden; und was ist sie noch mehr?

Johannes.

Sie ist auch ein Verlangen, daß es Demjenigen, den wir lieben, recht wohl gehen möge.

Vater.

Wenn wir nun Jemand so recht herzlich lieben, und gern immer um ihn sein möchten, und er muß dann von uns weg, oder wir von ihm: wie ist uns da zu Muthe?

Ferdinand.

Nicht gut!

Vater.

Da ihr, z. B., zum ersten Mahle eure lieben Aeltern und eure Geschwister verlassen mußtet, um hieher zu kommen, wie war euch da?

Gottlieb.

Da waren wir sehr betrübt.

Vater.

Worüber denn?

Gottlieb.

I, darüber, daß unsere Aeltern und unsere Geschwister nicht mehr bei uns sein sollten.

Vater.

Also über ihre Abwesenheit?

Gottlieb.

Ja!

Vater.

Und diese Betrübniß war doch auch wol stark genug, um eine Leidenschaft genannt zu werden?

Nikolas.

O gewiß! Ich weinte ja den ganzen Abend.

Vater.

Und sie war mit einem großen Verlangen nach euren Aeltern und nach eurem Geschwister verbunden; nicht?

Nikolas.

Ja wol!

Vater.

Nun will ich euch sagen, wie man diese Leidenschaft, die im Grunde auch Liebe ist, zu nennen pflegt; man nennt sie die Leidenschaft der Sehnsucht.

Johannes.

Die besteht also darin, daß man über die Abwesenheit eines Andern betrübt ist, und ein starkes Verlangen nach ihm hat?

Vater.

Richtig! — Seht, hier habe ich abermahls ein

Bild *), wobei ihr euch der beiden Leidenschaften, von welchen wir jetzt gesprochen haben, wieder erinnern könnt. — Diese Frau, hier zur Rechten, ist die Mutter eines Jünglings, der neulich auf der Reise nach England Schiffbruch litt. Die Nachricht von diesem Unglücke hat sich bis hierher verbreitet; aber ob der junge Mensch ertrunken oder gerettet sei? davon hat man nichts Gewisses erfahren können. In welchem Zustande nun die arme Mutter ist, könnt ihr denken. »O, mein Sohn, mein Sohn!« ruft sie einmahl über das andere aus, warum mußte ich dich doch aus meinen Armen lassen? Könnte ich doch nur einmahl, nur einmahl dich an mein Herz drücken!« So ruft sie ohne Unterlaß aus, weint, ringt die Hände, und will sich gar nicht trösten lassen.

Gottlieb.

Ob der Sohn denn wirklich mag ertrunken sein?

Vater.

Siehe hier die Antwort auf unserm Bilde! — Die Schwester des jungen Menschen, die auch schon viele Tage hindurch über ihn geweint und gejammert hatte, wollte jetzt eben in den Garten gehen, vermuthlich, um an irgend einem einsamen Orte sich recht auszuweinen und zu beten, als sie plötzlich beim Eintritt in den Garten — wen meint ihr? — ihren geliebten Bruder selbst erblickt. Seht, wie sie sich einander in die Arme stürzen! Wie sie sich umklammern, als wollten sie mit Liebkosungen ein=

---

*) Tafel III. 2.

ander ersticken! Nicht wahr, das ist ein rührendes Schauspiel? Ich wollte, wir wären Alle dabei gewesen.

Nikolas.

Wo war er denn auf einmahl hergekommen?

Vater.

Sein Schiff war, wie gesagt, gescheitert, und zwar unweit der Holländischen Küste. Er selbst hatte sich an eine Planke geklammert, und war glücklich ans Land getrieben worden. Er vermuthete, daß das Gerücht von diesem Unfalle bald zu seiner Mutter und zu seiner Schwester kommen werde, und eilte daher, so sehr er nur immer konnte, zu ihnen zurück, um sie zu überzeugen, daß er noch lebe. Jetzt eben war er hinter dem Garten abgestiegen, um sich die Freude zu machen, seine liebe Mutter und Schwester durch seine plötzliche Erscheinung zu überraschen. Nun sagt mir doch in welcher Leidenschaft mögen diese beiden, Bruder und Schwester, jetzt wol sein?

Dietrich.

In der der Liebe und der Freude!

Vater.

Wir wollen uns vornehmlich der ersten dabei erinnern, weil wir für die zweite schon ein anderes Bild aufgehängt haben. — Aber in welcher Leidenschaft ist hier wol die Mutter vorgestellt worden, die von der Ankunft ihres Sohnes noch nichts zu wissen scheint?

Nikolas.

In der der Sehnsucht. — Aber was bedeuten denn die andern beiden Figuren, die da auf dem Bilde noch zu sehen sind?

Vater.

Das will ich dir sagen, Nikolas. Diese da, zur Rechten, ist eine Freundinn der betrübten Mutter. Sie ist gekommen, sie zu trösten; aber indem sie dieselbe so heftig leiden sieht, wird sie gleichfalls so sehr betrübt, daß sie wol selbst Trost von Andern bedürfte.

Nikolas.

Worüber denn?

Vater.

Ueber das Unglück ihrer Freundinn, der sie zu helfen wünscht, und der sie doch nicht helfen kann.

Johannes.

Die ist also wol auch in einer Leidenschaft?

Vater.

Allerdings! und zwar in einer sehr edlen.

Johannes.

Wie heißt denn die?

Vater.

Mitleid! Dieses besteht darin, daß man über das Unglück eines Andern betrübt ist.

Johannes.

Ah, das ist also schon die neunte Art von Leidenschaften, die wir kennen gelernt haben! Aber was bedeutet der Mann da im Garten?

Vater.

Das ist der Gärtner, der gleichfalls in einer Art von Leidenschaft ist, aber wiederum in einer ganz andern, als die übrigen. Dieser hatte auch gehört, daß der Sohn des Hauses verunglückt sei, und er glaubte daher nicht, daß er ihn jemahls wieder sehen werde. Auf einmahl erblickte er nun da

in seinem Garten, und ist darüber ganz außer sich vor Verwunderung.

Dietrich.

Wie heißt denn die Leidenschaft, worin dieser ist?

Johannes.

J, das kann man ja wol von selbst sehen! Bewunderung; nicht wahr, Vater?

Vater.

Getroffen, Johannes; und vermuthlich brauche ich dir nun auch wol nicht erst zu sagen, was das für eine sei.

Johannes.

O, das ist leicht zu begreifen! Wenn man sich verwundert über Etwas, das man gar nicht erwartet hat.

Vater.

Also Freude über etwas Neues, Unerwartetes, Seltenes, oder Außerordentliches; nicht?

Johannes.

Ja! — Mehr ist doch wol auf diesem Bilde nicht zu lernen; soll ich nun vorsagen?

Nikolas.

O, ich habe so lange nichts gesagt!

Vater.

Wer von euch sich auf ein passendes Beispiel aus der Geschichte erinnert, der soll mir diejenige Leidenschaft vorsagen, wovon er das Beispiel erzählen wird.

Johannes.

O, das ist schön! Ich habe schon eins.

Vater.

Von welcher Leidenschaft?

Johannes.

Von der Liebe.

Vater.

Nun, so erzähle uns erst.

Johannes.

In Syrakus regierte einmahl ein Wüthrich, mit Namen Dionysius. Zu eben der Zeit lebten daselbst zwei Freunde, wovon der eine Damon, der andere Pythias hieß. Nun wollte einmahl der Wüthrich den Damon umbringen lassen, und hatte ihn schon ins Gefängniß gesetzt, aber Damon bat ihn, er möge ihm doch erst erlauben, nach seinem Vaterlande zu reisen, um von seinen Freunden und Verwandten Abschied zn nehmen. Ja, sagte der Tirann, das will ich wol thun; aber es muß sich Jemand finden, der so lange für dich im Gefängnisse bleiben, und für dich sterben will, wenn du zu der bestimmten Zeit nicht wieder zurückkommst. Da war nun gleich sein Freund Pythias bei der Hand, ließ sich freudig für ihn einsperren, und Damon reisete ab. Der Tag, an welchem er wieder zurückkommen und hingerichtet werden sollte, brach an; noch war kein Damon zu sehen und zu hören. Da befahl der Tirann, daß man den Pythias zum Richtplatze führen solle. Dieser freuete sich, für seinen lieben Damon zu sterben, und ging ruhig hin. Auf einmahl hörte man gewaltig schreien, und sah einen Mann sich mitten durch das Volk nach dem Richtplatze durcharbeiten. Dieser war Damon selbst. Er fiel seinem Pythias um den Hals, und entschuldigte sich, daß es ihm unmöglich gewesen sei, eher wieder zurückzukommen; aber Pythias wurde darüber traurig, weil er

wünschte, daß er hätte mögen ausgeblieben sein. Da bewunderte der Wüthrich die edle Freundschaft dieser Männer, schenkte Beiden das Leben, und bat sich nur dieses von ihnen aus, daß sie ihn in ihr Freundschaftsbündniß mit einschließen möchten.

Vater.

Das ist ja ein doppeltes Beispiel! erstens von der Leidenschaft der Liebe, und dann von der —

Nikolas.

Der Bewunderung.

Vater.

Richtig! Denn in dem Zustande der Bewunderung war der Wüthrich, und vermuthlich Jeder, der zugegen war.

Dietrich.

Die Zuschauer waren wol auch vorher, ehe Damon zurück kam, in der Leidenschaft des Mitleids gewesen, wegen des armen Pythias, der unschuldiger Weise sterben sollte?

Vater.

Unstreitig waren sie das; also brauchen wir auch davon kein anderes Beispiel anzuführen.

Nikolas.

O, soll ich nun erst ein Beispiel von Sehnsucht erzählen?

Vater.

Nur zu, wir wollen hören.

Nikolas.

Als der Artemesia, die eine Königinn in Karien war, ihr Mann Mausolus gestorben war, da war sie ganz untröstlich über seinen Tod. Sie baute ihm ein prächtiges Denkmahl, welches Mausoleum genannt wurde; und da sie den

Leib ihres Mannes hatte verbrennen lassen, so schüttete sie alle Tage ein wenig von der Asche desselben in ihr Getränk, und trank es hinunter.

Vater.

Gut! Die war also gewiß in der Leidenschaft der Sehnsucht. — Nun, Johannes sagt mir also die Leidenschaft der Liebe und der Bewunderung, Dietrich die des Mitleids, und du, Nikolas, die der Sehnsucht vor; aber jeder in der Ordnung, wie wir sie heute haben kennen gelernt.

Johannes.

Ich fange also an! Die Leidenschaft der Liebe besteht in einem Verlangen, immer näher mit Jemand vereiniget zu werden, und zugleich in einem Verlangen, daß es Dem, den man liebt, immer recht wohl gehen möge.

Nikolas.

Nun komme ich! Die Leidenschaft der Sehnsucht besteht in einer Traurigkeit über die Abwesenheit eines Andern, und in einem heftigen Verlangen nach ihm.

Dietrich.

Nun ich! Die Leidenschaft des Mitleids ist Traurigkeit über das Unglück eines Andern.

Johannes.

Und nun ich wieder! Die Leidenschaft der Bewunderung ist Freude über etwas Neues, Unerwartetes, Seltenes oder Außerordentliches.

Vater.

Das ging ja rasch! Ich habe kaum so ge-

schwind schreiben können. — Jetzt folgt mir in den Garten.

Zwölftes Gespräch.

Ferdinand.

Vater sieht ja heute so traurig aus.

Vater.

Auch bin ich es wirklich.

Ferdinand.

Warum denn?

Vater.

Weil ich euch heute etwas Trauriges zu sagen habe.

Alle.

Etwas Trauriges?

Vater.

Ja, etwas sehr Trauriges.

Ferdinand.

I, was denn?

Vater.

Kann man umhin, traurig zu sein, wenn man von seinen Brüdern etwas Böses sagen muß?

Matthias.

Hat Vater denn noch Brüder?

Vater.

Ich habe ihrer wie Sand am Meere.

Alle.

Ah!

Vater.

Stammen nicht alle Menschen von Einem Vater her? Haben nicht Alle einen und denselben Gott zum Schöpfer und Erhalter? Sind also nicht alle Menschen wirklich leibliche Brüder, und müssen wir also nicht traurig sein, wenn wir einige von ihnen auf Irrwegen sehen, die zum Verderben führen?

Johannes.

Was ist denn vorgefallen?

Vater.

Etwas Neues nun wol eben nicht; aber desto schlimmer, daß das Unglück, wovon ich heute zu euch reden muß, schon so alt ist, als die Welt, und daß man ihm noch immer nicht ganz abgeholfen hat.

Johannes.

Nun, was ist es denn?

Vater.

Bereitet euch, etwas sehr Bejammernswürdiges zu hören. — Einige unserer Brüder, liebe Kinder, sind krank, sehr krank. —

Dietrich.

O, das ist ja ein so großes Unglück eben nicht! Sie werden wol wieder besser werden, oder sterben.

Vater.

Von der Krankheit, die ich meine, genieset man nicht so leicht; selbst der Tod kann sie nicht endigen. Ist man nicht schon vor seinem Tode davon genesen, so — zittert, Kinder! — so nimmt man sie mit ins ewige Leben!

Nikolas.

Das muß ja eine schreckliche Krankheit sein!

Vater.

Das ist sie; und um euch nicht länger in Un-

gewißheit zu lassen, so wisset, Kinder, daß ich nicht von Krankheiten des Leibes, sondern von etwas viel Schlimmern, von Krankheiten unserer unsterblichen Seele rede.

Gottlieb.

Kann denn die Seele auch wol krank werden?

Vater.

Leider kann sie das, und leider ist manche Seele wirklich recht gefährlich krank! Gebt Acht, ich will versuchen, ob ich euch das verständlich machen kann. Sagt mir zuerst, wann ist wol unser Leib recht gesund?

Dietrich.

Wenn uns nichts weh thut, und wenn wir alle unsere Geschäfte gut verrichten können.

Vater.

Und wann sagen wir, daß unser Leib krank sei?

Dietrich.

Wenn wir Schmerzen fühlen, und unsere Geschäfte nicht gut verrichten können.

Vater.

Wenn es nun der Seele eines Menschen eben so geht, wenn sie Schmerz oder Mißvergnügen empfindet, und wenn sie in diesem Zustande gar nicht im Stande ist, etwas Gutes zu denken und zu thun: was muß sie dann wol sein, gesund oder krank?

Alle.

Krank!

Vater.

Nun, solcher Seelenkrankheiten will ich euch heute einige beschreiben, damit ihr euch davor in Acht nehmen möget. — Erstens giebt es eine, und

zwar eine sehr häßliche, die man den Haß, oder die Leidenschaft des Hasses nennt.

Johannes.

Fi!

Vater.

Ja wol, fi! Denn Schande für die Menschheit, daß es jemahls menschliche Seelen gab, die mit dieser häßlichen Krankheit behaftet waren! Wißt ihr, worin sie besteht?

Alle.

Nein!

Vater.

Gebe Gott, daß ihr sie aus eurer eigenen Erfahrung nie möget kennen lernen! Stellt euch vor, sie besteht darin, daß man Demjenigen, den man hasset, alles Böse gönnt, und sich freuet, wenn ihm etwas Böses widerfährt!

Alle.

Fi! das ist ja abscheulich.

Vater.

Wie ich euch vorhersagte. Was meint ihr nun wol, kann eine Seele, die so gegen irgend einen Menschen gesinnt ist, wol mit sich selbst zufrieden sein?

Johannes.

Nein, gewiß nicht!

Vater.

Oder kann sie sich wol einbilden, daß Gott, der gütige, liebevolle Vater, mit ihr zufrieden sei?

Johannes.

Nein, gewiß nicht!

Vater.

Kann also eine solche Seele wol einer wahren und dauerhaften Glückseligkeit genießen?

Dietrich.

Nein!

Johannes.

Wer glücklich ist, der muß ja nothwendig mit sich selbst zufrieden sein, und er muß wissen, daß der liebe Gott auch mit ihm zufrieden ist.

Vater.

Richtig! Also kann Der, der einen Andern hasset, unmöglich glücklich sein. Unzufrieden über Den, den er hasset, unzufrieden mit sich selbst, brütet seine Seele nur lauter schwarze, abscheuliche Gedanken aus, die ihn selbst am meisten quälen, und ihn hindern, etwas Gutes zu denken, zu reden oder zu thun. Verdient eine solche Seele nun wol nicht, daß wir sie krank nennen?

Alle.

Ja, gewiß!

Vater.

So wie nun aber Derjenige, dessen Leib krank ist, gemeiniglich mehr als Eine Art von Krankheit zu gleicher Zeit empfindet — z. B. Kopfweh, Leibschmerzen, Stiche in der Brust, Krämpfe im Magen u. s. w. — so pflegt auch diese Seelenkrankheit selten allein zu kommen, sondern vielmehr andere, eben so abscheuliche Krankheiten mit sich zu führen. Eine davon — deren bösen Namen ich ohne Abscheu nicht aussprechen kann — wird der Neid, oder die Leidenschaft des Neides genannt.

Gottlieb.

Ah! daß ist die Krankheit, die Josephs Brüder hatten!

Vater.

Ganz recht; sie waren mißvergnügt oder trau-

rig darüber, daß es ihrem Bruder wohl ging, daß der Vater Jakob ihn so vorzüglich liebte und ihm einen bunten Rock machen ließ. Und darin besteht eben der Neid. Sie waren aber auch zugleich in der Leidenschaft des Hasses; denn sie gönnten ihrem armen, unschuldigen Bruder alles Unglück, und würden sich gefreuet haben, wenns ihm recht schlimm gegangen wäre.

Johannes.

Hatten die denn noch nichts von Gott gehört?

Vater.

Du hast wol Recht, so zu fragen; denn wirklich ist es ja unbegreiflich, wie Derjenige, der den lieben Gott auch nur ein wenig hat kennen gelernt, so abscheulich gesinnt sein könne! Und doch war das hier der Fall; denn Jakob, der selbst ein frommer Mann war, wird vermuthlich nicht unterlassen haben, seine Kinder frühzeitig mit dem lieben Gotte bekannt zu machen; aber ohne Zweifel hatten sie auf diesen Unterricht nicht recht geachtet, hatten nicht oft genug darüber nachgedacht, hatten ihn in den Wind geschlagen. Ein warnendes Beispiel, was aus Kindern werden könne, wenn sie erst anfangen, sich dem Leichtsinne zu ergeben, und bei dem Unterrichte und den Ermahnungen ihrer Aeltern oder Lehrer flatterhaft zu sein! O, präget dieses schreckliche Beispiel tief in eure Seelen ein, und zittert vor der Wahrheit, daß auch guter, frommer Aeltern Kinder gottlos werden können, wenn sie gegen die Ermahnungen verständiger Leute nicht in allen Stücken folgsam sind!

Nikolas.

Giebt es denn noch mehr solche häßliche Krankheiten?

Vater.

Leider! — Es giebt noch eine andere, und zwar auch eine recht fürchterliche, die man den **Zorn** nennt.

Nikolas (schaudernd).

Hu!

Vater.

Dich schaudert? Mich auch. Denkt nur, was das wieder für eine abscheuliche Leidenschaft ist! Sie besteht in einer heftigen Begierde, einem Andern, von dem man glaubt, daß er uns beleidiget habe, etwas Leides zuzufügen.

Johannes.

O, von der Krankheit haben wir auch schon gehört in der Geschichte!

Vater.

Bei welcher Gelegenheit?

Johannes.

Da **Alexander** auf seinen Freund **Klitus** zornig wurde, und ihn todt stach.

Gottlieb.

Ja, und auch schon vorher, da **Kain** seinen Bruder **Abel** todt schlug.

Vater.

Gut, daß ihr euch daran erinnert; nun brauche ich euch nicht erst zu sagen, was das für eine wüthende Krankheit ist, und zu welchen schrecklichen Dingen sie die Menschen verleiten kann. Ein Zorniger ist ein Rasender, ist sich seiner nicht recht bewußt, und handelt daher, wie ein tolles Thier. Man sollte ihn eben so, wie die Wahnsinnigen, einsperren, um zu verhüten, daß er keinen Schaden anrichte.

Gottlieb.

Geschieht denn das nicht?

Vater.

Zuweilen wol; aber da der Zorn eine plötzlich aufsteigende Wuth ist, die man nicht vorhersehen kann, so ist der Schade gemeiniglich schon geschehen, ehe die Obrigkeit etwas davon erfährt; und dann bleibt ihr nichts mehr übrig, als den Zornigen, zum abschreckenden Beispiele für Andere, zu strafen.

Ferdinand.

Aber die armen Leute können ja wol nicht dafür, daß ihre Seele so krank ist?

Vater.

Wenn das wäre, so würde es ungerecht sein, sie zu bestrafen; aber leider! können sie nur zu sehr dafür. Soll ich euch erzählen, wie sich diese Krankheit anfängt?

Einige.

O ja! damit wir uns davor hüten können!

Vater.

Gemeiniglich wird der Grund dazu schon in der frühesten Kindheit gelegt. Da giebt es einfältige Leute, die den kleinen Kindern immer ihren Willen lassen. Wollen sie etwas haben, gleich geben sie es ihnen; wollen sie etwas nicht gern haben, oder nicht gern thun, gleich unterbleibt es. Dadurch verwöhnt, fangen denn die Kinder zuerst an, eigensinnig zu werden, das heißt, sie verlangen, daß immer Das geschehe, was sie wünschen, und daß Dasjenige nicht geschehe, was ihnen zuwider ist. Nun sind sie schon unerträgliche kleine Geschöpfe. Bald ist ihnen Dies, bald Jenes nicht recht; bald hat ihnen Der, bald Jener etwas nicht nach ihrem Kopfe ge-

macht. Da giebt es denn ein ewiges Zanken, ein ewiges Schreien und Weinen. Wird nun der Knabe oder das Mädchen etwas größer, und fühlen sie schon einige Kräfte, so fangen sie nach und nach an, alle andere Kinder durch Gewalt zwingen zu wollen, Dasjenige zu thun, was ihnen gefällt, und Dasjenige zu unterlassen, was ihnen nicht gefällt. Dann gehen sie wol gar so weit, Diejenigen, auf die sie böse werden, zu schimpfen, zu stoßen, zu schlagen, oder nach ihnen zu werfen. Ihr könnt denken, daß das ein abscheuliches Schauspiel für alle vernünftige Menschen sein muß, die dabei zugegen sind, und daß diese nicht unterlassen werden, einem solchen wüthenden Kinde Ermahnungen zu geben. Wollte es nun diesen Ermahnungen folgen, wollte es nur sich ein wenig Gewalt anthun, und dabei oft Gott um seinen allvermögenden Beistand zur Besserung recht herzlich bitten, so würde es ihm dann noch leicht sein, sich von diesem häßlichen Fehler zu bessern. Denn, was ihr schon wißt, so lange die Seele noch jung ist, kann sie jede Tugend annehmen, und jedes Laster sich wieder abgewöhnen. Aber wehe Dem, der damit zaudert! Denn je älter wir werden, desto schwerer fällt es uns, Dasjenige wieder abzulegen, was uns schon zur Gewohnheit geworden ist. So geht es nun einigen solcher Kinder. Sie versäumen die rechte Zeit zur Besserung, und bessern sich daher nie. Ihr Zorn wird immer stärker und unwiderstehlicher, bis sie endlich gar so weit kommen, als Kain und Alexander, die Freund und Bruder tödten konnten. — O Kinder! Kinder! Gott der Allmächtige bewahre doch ja eure jungen Seelen, daß sie sich nie dem Zorne

über einen ihrer Brüder öffnen! — Seht hier ein paar abschreckende Beispiele solcher Unglücklichen in diesem Bilde *), welches wir zu unserer täglichen Warnung aufhängen wollen.

Hier ist erstens vorgestellt ein fleißiger, artiger und liebenswürdiger Knabe, der sein größtes Vergnügen darin findet, alle Tage klüger, verständiger und besser zu werden. Er ist aufmerksam in den Lehrstunden, freundlich und gefällig gegen seine Gespielen, hält auf Ordnung und Reinlichkeit in allen Sachen, und ist gehorsam seinen Aeltern und Lehrern in allen Dingen. Was Wunder, daß er von Allen geliebt wird? Der zweite, der neben ihm steht, ist gerade das Gegentheil von ihm, träge, unachtsam, unfreundlich, unordentlich und unfolgsam; was Wunder, daß ihn Keiner leiden mag? Gleichwol möchte er es gern eben so gut haben, als jener; und weil ihm das nun nicht gelingt, so fängt er an, diesen seinen liebenswürdigen Mitschüler zu hassen, als wenn er die Ursache seines Unglücks wäre. Aber er hasset ihn nicht allein, sondern ist auch neidisch über ihn, das heißt, er betrübt sich über jedes Gute, welches jener an sich hat, oder thut. Seht, wie Haß und Neid ihm auf dem Gesichte zu lesen sind, indem er dasteht, und sich ärgert, daß der gute Knabe wieder so fleißig ist, und daß er deßwegen wieder Liebkosungen von dem Lehrer erhalten wird. Pfui, ein häßliches Bild! Wir wollen unsere Augen nur geschwind davon abkehren.

*) Tafel III. 8.

Gottlieb.

O, das ist auch wol nicht wahr, daß es einen so abscheulichen Knaben giebt; das hat der Kupferstecher wol nur erdacht.

Vater.

Ich möchte es selbst glauben, Gottlieb; wenigstens hoffe ich, daß es solche Ungeheuer nur selten gegeben hat. — Nun laßt uns doch auch die zweite Hälfte unseres Bildes ansehen.

Gottlieb.

Fi! da ist ja wieder eben so was Garstiges zu sehen!

Vater.

Wollte der Himmel, auch dies wäre nur eine Erdichtung! — Seht da einen wüthenden Knaben, den der Zorn wahnsinnig gemacht hat! Er glaubt von dem andern Knaben, ich weiß nicht, wodurch? beleidigt zu sein. Deßwegen brennt er vor Begierde, ihm Leides zuzufügen; er ergreift einen Stein, und ohne zu bedenken, daß er den Andern damit tödten, oder wenigstens um die Gesundheit bringen könne, wirft er damit nach ihm. — Unglücklicher junger Mensch, wie wird es dir gehen, wenn du nicht bald anfängst, die gefährliche Krankheit deiner Seele kennen zu lernen, und ihr abzuhelfen! Du wirst ein Wüthrich werden, den weder Gott noch Menschen leiden können, den Gott und Menschen strafen müssen, um ihn durch schmerzhafte Leiden zur Erkenntniß seiner bösen Gemüthsart und zur Besserung zu bewegen. — Weg mit dem scheußlichen Anblicke!

Johannes.

Wollen wir diese häßlichen Leidenschaften auch aufschreiben?

Vater.

Ja, Johannes! wir wollen sie aufschreiben, um uns täglich mit Abscheu zu erinnern, daß es solche gefährliche Seelenkrankheiten giebt, vor welchen wir uns hüten müssen. Sage mir vor!

Johannes.

Die Leidenschaft des Hasses besteht darin, daß man einem Andern Böses gönnt, und sich freuet, wenn ihm Böses widerfährt.

Vater.

Ich hab's.

Johannes.

Die Leidenschaft des Neides besteht darin, daß man sich betrübt über das Gute, welches einem Andern widerfährt.

Vater.

Und endlich?

Johannes.

Die Leidenschaft des Zorns, welche eine Begierde ist, einem Andern, von dem man beleidigt zu sein glaubt, etwas zu Leide zu thun.

Vater.

Und nun kein Wort mehr davon. — Kommt, wir wollen ausgehen, um in Gesellschaft guter Leute zu vergessen, daß es jemahls Menschen gab, welche durch schwarze Leidenschaften sich dieses schönen Namens unwerth machten!

Dreizehntes Gespräch.

Ferdinand.

Werden wir heute noch mehr von den häßlichen Seelenkrankheiten hören?

Vater.

Leider sind sie es noch nicht alle, die ihr gestern kennen gelernt habt!

Johannes.

Ich wollte, daß das Kapitel erst vorbei wäre!

Vater.

Ich auch, Johannes! — Soll ich die andern etwa übergehen?

Johannes.

O nein! Wir müssen sie ja doch kennen, um uns davor in Acht zu nehmen.

Vater.

Nun wohl! Ich will es so kurz, als möglich zu machen suchen. — Hier habe ich wieder ein Bild *); seht es an, und dann mögt ihr selbst errathen, an welcher Leidenschaft die Seele des Mannes, der hier vorgestellt ist, krank lieget.

Matthias.

Der gräbt ja ein Loch in die Erde!

Gottlieb.

Da hat er ja auch einen Kasten neben sich stehen; was mag er denn darin haben?

---

*) Tafel III. 4.

Vater.

In dem Kasten hat er Geld, und das will er hier in die Erde graben.

Gottlieb.

In die Erde? I, warum denn das?

Vater.

Weil er keine Lust hat, es zu etwas Guten anzuwenden, und weil er ohne Ursache besorgt ist, daß es ihm möchte genommen werden.

Johannes.

Ah! das weiß ich schon, was der für eine Leidenschaft hat.

Vater.

Und was denn für eine?

Johannes.

Die Leidenschaft des Geizes.

Gottlieb.

Fi! ein Geizhals!

Vater.

Ja, Kinder, es ist ein Geiziger, den ihr da seht. — Aber woran erkanntest du ihn denn, Johannes?

Johannes.

I, daran, daß er das Geld so lieb hat!

Vater.

Er hat also eine Begierde, Reichthümer zu erwerben. — Ist denn das nicht recht, wenn man etwas zu erwerben, und Das, was man erworben hat, hübsch zu Rathe zu halten sucht? Ich meine, das thäten die Sparsamen auch, und die Sparsamkeit ist doch gewiß nichts Böses.

Johannes.

Ja, aber — man muß doch nicht gar zu gierig nach dem Gelde sein.

Vater.

Du meinst also, der Unterschied zwischen dem Geizigen und dem Sparsamen bestehe bloß darin, daß jener eine gar zu große, dieser eine mäßige Begierde habe, sich etwas zu erwerben?

Johannes.

Ja!

Vater.

Du hast nicht Unrecht; aber ich glaube doch, es giebt noch einen andern Unterschied zwischen Beiden, der sichtbarer ist, als dieser. — Wozu wünscht sich denn wol der Geizige das Geld? Etwa dazu, um es zu seinem und anderer Menschen Besten anzuwenden?

Johannes.

Der da gewiß nicht! Er gräbt's ja in die Erde.

Vater.

Also bloß dazu, um es zu haben, um es zu verwahren, ohne irgend einen guten Gebrauch davon zu machen. — Wozu bemüht sich aber der Sparsame, etwas zu erwerben?

Dietrich.

Um es zu gebrauchen.

Vater.

Und wozu?

Dietrich.

Zu seinem und Anderer Besten.

Vater.

Richtig! Seht da, ein Beispiel an der Frau des Geizigen! Diese ist auch bemüht, durch Arbeit und Sparsamkeit etwas zu erwerben. Aber wozu? Etwa, um es auch zu vergraben? Nein! Seht auf unserm Bilde den Gebrauch, den sie von ihrem

Ueberflusse zu machen sucht: sie hilft damit den Armen.

Gottlieb.

Das ist noch eine gute Frau!

Johannes.

Schade, daß sie so einen Geizhals zum Manne hat!

Vater.

Könnt ihr mir nun sagen, was der Geiz eigentlich ist? Ich will es gleich aufschreiben; Johannes!

Johannes.

Der Geiz ist eine Begierde nach Reichthümern, nicht um sie gut anzuwenden, sondern bloß, um sie zu verwahren.

Vater.

Gut! — Hier ist ein anderes Bild *); seht her, was darauf vorgestellt wird!

Ferdinand.

Ah! ein geputzter Herr, der einem Armen etwas giebt!

Matthias.

Warum steht er denn so steif, und sieht sich so um?

Gottlieb.

Und warum mag er wol die Hand so hoch halten?

Vater.

Alles aus einer einzigen Ursache, die ihr wol schwerlich errathen werdet?

Gottlieb.

Ja! wer kann das wissen?

---

*) Tafel IV. 1.

Vater.

Nun, ich wills sagen: die Seele dieses Mannes ist gleichfalls krank, liebe Kinder!

Johannes.

Woran denn?

Vater.

Auch an einer schlimmen Leidenschaft, die den Menschen, der damit behaftet ist, sehr elend macht. Man nennt sie den Ehrgeiz und die Ruhmsucht.

Johannes.

Haha! nun weiß ich schon, warum er die Hand so hält, und warum er sich so umsieht!

Vater.

Nun?

Johannes.

Er will, daß die Leute sehen sollen, wie viel Geld er dem armen Manne giebt; und deßwegen sieht er sich um, ob auch Jemand da ist, der es bemerkt.

Vater.

Getroffen! Seht ihr nun wol, worin die Krankheit dieses Mannes besteht? Er thut Alles, was er vornimmt, nicht etwa deßwegen, weil es gut, weil es Pflicht ist, weil es Gott gefällt, sondern bloß und allein deßwegen, um dafür gelobt zu werden.

Gottlieb.

Das ist ja dumm! Was hat er denn davon, wenn ihn die Leute loben?

Vater.

Hast Recht, Gottlieb; das Lob und der Tadel der Menschen machen uns nicht ein Haar breit bes-

ser oder schlimmer, als wir vorher waren; also sollte man darum eigentlich gar nichts thun. Durch Rechtthun und durch Geschicklichkeiten sich die Liebe seiner Nebenmenschen zu erwerben, ja, das ist eine andere Sache, das kann uns wirklich glücklicher machen; denn wenn uns viele Menschen lieben, so suchen auch viele Menschen uns Freude zu machen und unsere Wohlfahrt auf alle Weise zu befördern. Da haben wir es also wirklich gut. Aber das bloße Lob und der Tadel verfliegen in die Luft, wie die Worte, wodurch sie ausgedruckt wurden. Ist es also nicht thöricht, um so einer Seifenblase willen etwas zu thun?

Gottlieb.

Ja, das ist wahr!

Vater.

Ueberdas hört ja auch das Gute auf, etwas Gutes zu sein, wenn man es bloß deßwegen thut, um sich groß damit zu machen vor den Leuten, um sich dafür loben zu lassen. Oder kann man wol sagen, der Mann da auf unserm Bilde habe den Armen aus Mitleid oder um Gottes willen etwas gegeben?

Johannes.

Nein; er thut's ja bloß, um sich sehen zu lassen!

Vater.

Also ist Das, was er thut, keine tugendhafte Handlung zu nennen?

Johannes.

Nein!

Vater.

Hiezu kommt noch dies, daß der Ehrgeiz die ar=

men Leute, die damit angesteckt sind, unaussprechlich elend macht. Denn da sie ihre ganze Glückseligkeit darin setzen, von Andern gelobt zu werden, so widerfährt ihnen alle Augenblicke etwas, worüber sie mißvergnügt werden. Bald haben die Leute gar nicht bemerkt, daß sie etwas Lobenswürdiges thaten, und schweigen also ganz still davon, bald geben sie ihnen nicht Lob genug, und bald finden sich gar Einige, die ihr Betragen tadeln. Da ist denn ein solcher ehrgeiziger Mensch immer unzufrieden mit den Menschen, mit seinem Schicksale und mit sich selbst, und wenn er übrigens auch noch so viele Ursache hätte, recht vergnügt und glücklich zu sein. — Sind das also nicht auch recht beklagenswürdige Leute, die sich vom Ehrgeize leiten lassen?

Alle.

Ja, gewiß!

Vater.

Ich habe euch versprochen, mich bei diesen Seelenkrankheiten nicht lange aufzuhalten; also weg auch mit dem Bilde! Hier ist noch ein drittes *)!

Nikolas.

Ah! was ist denn das? Der schlägt sich ja wol selbst vor den Kopf?

Vater.

Ich will euch die Geschichte dieses jungen Menschen erzählen; dann möget ihr abermahls selbst errathen, was seiner Seele wol eigentlich fehlen mag.

Gottlieb.

O ja!

*) Tafel IV. 2.

Vater.

Da dieser Jüngling noch ein Knabe, und in seinem väterlichen Hause war, sagten ihm sein Vater und seine Lehrer oft, daß er sich ja bemühen möge, recht viel zu lernen, weil man künftig einmahl, wenn er erst unter fremde Leute käme, viel von ihm fodern würde. Aber — ich weiß nicht, wie es kam — er hatte gar keine Lust, etwas zu lernen.

Nikolas.

Keine Lust? Hm!

Vater.

In den Lehrstunden lernte er daher nur wenig, und außer denselben brachte er seine meiste Zeit mit Herumlaufen und mit Spielen zu.

Johannes.

Das ist was Schönes!

Vater.

Er wollte ein Kaufmann werden, und die Zeit war da, ihn in die Lehre zu thun. Der Kaufmann, zu dem er geschickt wurde, meinte es recht gut mit ihm; er wollte ihn gleich auf seine Schreibstube nehmen, damit er in solchen Dingen sich übe, die zu einem geschickten Kaufmanne erfodert werden. Dabei setzte er aber nun freilich voraus, daß jener im Rechnen und Schreiben, in der Französischen und Englischen Sprache, sich die einem jungen Kaufmanne nöthigen Geschicklichkeiten schon zu Hause erworben habe. Er befahl ihm also, zur Probe einen Französischen Brief an einen Kaufmann in Marseille zu schreiben, und eine Rechnung für denselben auszuziehen, und ließ ihn allein. Da saß nun der arme Schelm, und biß sich die Nägel ab, weil er nicht

wußte, wie er das anfangen sollte. Es war ihm unmöglich, sowol das Eine, als auch das Andere zu Stande zu bringen, und er gerieth daher in die äußerste Verlegenheit. Da dachte er nun zurück an seine verschwendeten Jugendjahre, und seufzte laut: „Ach, was bin ich doch für ein unverständiger Mensch gewesen, daß ich die Gelegenheit, etwas zu lernen, nicht besser genützt habe! Was soll nun aus mir werden?“ Indem er dieses sagte, schlug er sich mit der Hand vor die Stirn, als wenn er sich dafür bestrafen wollte, daß er nicht fleißiger gewesen wäre. Und in dieser Stellung ist er hier abgebildet worden. Nun sagt mir, in welcher Leidenschaft mag jetzt wol seine Seele sein?

Nikolas.

In der Leidenschaft der Traurigkeit.

Vater.

Und worüber empfindet er denn eigentlich diese Traurigkeit?

Nikolas.

I, darüber, daß er so faul gewesen ist!

Vater.

Also darüber, daß er etwas nicht recht gemacht hat?

Nikolas.

Ja!

Vater.

Nun, wollt ihr wissen, wie man eine solche Traurigkeit über Etwas, das man nicht gut gemacht hat, zu nennen pflegt? — Man nennt sie — Reue.

Dietrich.

O, die Leidenschaft ist doch nicht so häßlich, als die vorigen!

Vater.

Es ist eine sehr heilsame Gemüthsbewegung für Den, der nun einmahl unrecht gehandelt hat; und doch wäre sehr zu wünschen, daß alle Menschen auf immer frei davon blieben.

Johannes.

Ja, weil man erst etwas Böses gethan haben muß, ehe man Reue empfinden kann!

Vater.

Richtig! Möget ihr also auch diese Leidenschaft nie anders, als auf unserm Bilde kennen lernen!

Gottlieb.

O, wir wollen uns schon in Acht nehmen!

Matthias.

Wie ist es denn dem jungen Menschen nachher gegangen?

Vater.

Da sein Herr zurückkam, fand er, daß derselbe nichts von Dem gemacht hatte, was er ihm aufgegeben, und hörte zu seiner Verwunderung, daß er davon noch nichts verstände. Was sollte er nun mit ihm machen? Auf der Schreibstube konnte er ihn unmöglich gebrauchen, und andere Geschäfte hatte er nicht für ihn. Da sagte er also zu ihm: er möge so gut sein, und wieder hingehen, wo er hergekommen sei, um erst etwas zu lernen, ehe er ein Kaufmann werden wolle. So mußte er also sein Bündel schnüren, und wieder nach Hause reisen.

Johannes.

Das wird ein schöner Anblick für seine Aeltern gewesen sein, da er so wieder ankam!

Vater.

Das könnt ihr denken! — Und was sollten sie nun mit ihm machen? Sie mußten ihn wieder in die Schule schicken, und zwar, weil er noch so sehr unwissend war, in die Schule der allerkleinsten Kinder. Seht da! auf diesem Bilde *) ist er vorgestellt, wie er nun zum ersten Mahle wieder zur Schule geht.

Ferdinand.

Was machen denn die andern beiden Knaben da?

Vater.

Die wundern sich, den jungen Kaufmann auf einmahl wieder in einen Schulknaben verwandelt zu sehen. „Sieh! sieh!" sagt der Eine zum Andern, indem er mit dem Finger auf ihn zeigt, „ist das nicht der große Kilian — so hieß der junge Mensch — der vor vierzehn Tagen nach Hamburg reisete, und ein Kaufmann werden wollte?" — „Ja, ja," antwortet der Andere, „das ist er! Der muß sich wol schön aufgeführt haben, daß er so bald wieder zurückkommt!" Der junge Mensch hörte dieses verächtliche Urtheil über sich, und es war ihm dabei zu Muthe, als wenn ihm Jemand einen Stich ins Herz gäbe. Seht, wie er die Augen niederschlägt! Wie er sein Gesicht wegwendet, als wenn er einen Ort suche, wo er sich vor den Augen der Menschen verbergen könne. In welcher Leidenschaft, glaubt ihr nun, daß jetzt seine Seele sei?

---

*) Tafel IV. 3.

Johannes.

Er schämt sich.

Vater.

Errathen! Er fühlt die Leidenschaft der Scham. Was heißt das nun wol mit andern Worten?

Johannes.

Er ist betrübt darüber, daß er ausgelacht wird.

Vater.

Oder, daß er sich verachtet sieht. — Auch dies ist, wie ihr denken könnt, keine süße Empfindung. Ja, wenn ihm sein Herz sagte, daß er nicht verdiene, von Andern verachtet zu werden, dann möchten die Leute sprechen, was sie wollten, das würde ihn nicht kümmern. Aber zu fühlen, daß man die Verachtung der Menschen verdient hat, das schmerzt! das greift ans Herz! — Also auch davor hütet euch, daß ihr nie Etwas thut, das euch mit Recht verächtlich machen kann. Habt ihr euch davor immer sorgfältig in Acht genommen, und fällt es dennoch einmahl Einem ein, euch etwas Böses nachzusagen: seid unbesorgt! Kein braver Mensch wird die Verleumdung glauben, und in kurzer Zeit wird den Verleumder selbst alle die Schande treffen, die er euch unverdienter Weise zu bereiten suchte. —

Nun, diesmahl sollt ihr mir der Reihe nach vorsagen. Dietrich macht den Anfang.

Dietrich.

Wir haben heute zuerst kennen gelernt die Leidenschaft des Geizes.

Vater.

Und worin bestand diese?

Dietrich.

Darin, daß man eine Begierde nach Reichthümern hat, nicht, um sie auf eine vernünftige Weise zu gebrauchen, sondern bloß, um sie zu haben.

Vater.

Gut! — Nun, Johannes, weiter!

Johannes.

Es folgt die Leidenschaft des Ehrgeizes, die in einer Begierde nach Lobe besteht.

Vater.

Auch gut! — Nikolas!

Nikolas.

Nun kommt die Leidenschaft der Reue.

Vater.

Und was ist denn die?

Nikolas.

Eine Betrübniß darüber, daß man etwas schlecht gemacht hat.

Gottlieb.

Nun ich! Nicht wahr, Vater?

Vater.

Ja! Nur zu!

Gottlieb.

Die Leidenschaft der Scham ist auch eine Betrübniß, und zwar darüber, daß man von andern Leuten verachtet wird.

Vater.

Wohl! — Freuet euch, Kinder, nun sind wir fürs erste mit den häßlichen Seelenkrankheiten fertig. Morgen können wir wieder von etwas Angenehmern reden.

Vierzehntes Gespräch.

Matthias.

Heute sieht ja Vater einmahl wieder recht vergnügt aus!

Vater.

Wie könnte ich anders, da ich eben an etwas Angenehmes gedacht habe.

Matthias.

Woran denn?

Vater.

Ich dachte so eben an meinen und an euren Tod, der vielleicht bald erfolgen kann.

Johannes.

Bald?

Vater.

Ja, wer weiß! Ich dachte nämlich: da deine Muhme, die kurz vorher noch so frisch und gesund aussah, neulich so plötzlich gestorben ist, so könnte uns das ja auch wol begegnen. Ich stellte mir also recht lebhaft vor, daß vielleicht in einigen Wochen, oder in einigen Tagen, auch mein todter Leib im Sarge liegen, dann in die Erde gegraben und von Würmern werde gefressen werden.

Dietrich.

Das ist ja aber nichts Angenehmes!

Vater.

Dies nun freilich nicht; es ist im Grunde weder etwas Angenehmes, noch etwas Unangenehmes, weil der todte Leib gar nichts von dem weiß, gar

nichts von dem fühlt, was mit ihm vorgenommen wird. Aber was darauf folgt, was uns selbst — ich meine, unserer Seele dabei widerfährt, das ist etwas Angenehmes, und daran hatte ich eben jetzt gedacht.

Gottlieb.

Was widerfährt denn unserer Seele?

Vater.

Was ihr widerfährt? Das, was der Raupe widerfährt, wenn sie die unförmliche Hülle abstreift, und als ein schöner Schmetterling davon fliegt! Glaubt ihr nicht, daß der Schmetterling sich darüber freue, wenn er auf einmahl sich so leicht fühlt, auf einmahl sich in ein viel hübscheres, viel besseres Wesen verwandelt sieht, und nun über tausend schönen Blumen umherflattern, und aus ihren Kelchen süßen Honig trinken kann, da er vorher träge und langsam auf einem einzigen Blatte kroch, um es zu benagen? Und glaubt ihr nicht, daß die Raupe, wenn sie diese Verwandlung vorhersehen könnte, auch schon zum voraus sich darüber freuen würde?

Johannes.

O ja, ganz gewiß!

Vater.

Nun, und ich, der ich weiß, daß mir bei dem Tode meines Leibes eine noch viel größere, viel herrlichere Verwandlung bevorsteht, sollte an die Stunde, in welcher diese Verwandlung mit mir vorgehen wird, nicht mit Freude denken? sollte mich nicht darüber freuen, daß ich an einen Ort kommen werde, der noch viel schöner, als diese schöne Erde, ist, und wo ich alle meine verstorbenen Lieben wie-

derfinden werde, um ewig — ewig glücklich mit ihnen zu sein?

Johannes.

Ja, aber woher weiß man denn das so gewiß, daß die Seele nicht stirbt, sondern ewig lebt?

Vater.

Woher man das weiß? — Erinnerst du dich nicht mehr, von wem wir, die wir Kristen heißen, diese trostreiche Nachricht erhalten haben?

Johannes.

O ja! Aber ich wollte nur sagen, wie nun die Leute, die keine Kristen sind, es wissen können, daß ihre Seelen unsterblich sind?

Vater.

Ich will dir das Bild eines Mannes zeigen, der lange vor Kristi Geburt gelebt hat. Darauf wirst du von selbst sehen, wie die weisen und guten Menschen des Alterthums es gemacht haben, um von dieser wichtigen Wahrheit überzeugt zu werden. Siehe da *)!

Johannes.

Ah! das ist gewiß Sokrates!

Vater.

Woher weißt du das?

Johannes.

Weil er eben so aussieht, als der Kopf, den Vater hat, und weil er im Gefängnisse sitzt, wie Sokrates auch that.

Vater.

Hast Recht, Johannes! Er ists. — Nun, was scheint dir Sokrates hier zu thun?

---

*) Tafel IV. 4.

Johannes.

Er denkt worüber nach.

Vater.

Und worüber meinst du wol?

Johannes.

O, ich weiß es wol noch aus der Geschichte! Er denkt über die Unsterblichkeit der Seele nach.

Vater.

Richtig! Also durch bloßes Nachdenken erfuhr Sokrates, daß seine Seele unsterblich sei. Und was meinst du nun wol, daß er darüber gedacht habe?

Johannes.

Ja, wer kann das wissen!

Vater.

Glücklicher Weise hat einer seiner Schüler Alles aufgeschrieben, was er in den letzten Tagen seines Lebens gethan und gesprochen hat, und daraus können wir sehen, wie er es machte, um sich von der Unsterblichkeit seiner Seele zu überzeugen.

Johannes.

Nun, wie machte er's denn?

Vater.

Ihr wißt, was ihm widerfahren war; ihr wißt auch, wie gut und gemeinnützig er immer gelebt hatte. Jetzt saß er nun da im Gefängnisse, um für das Gute, was er gethan hatte, den Tod zu leiden. Da dachte er ungefähr so: „Gott ist gewiß höchst gütig und höchst gerecht; er belohnt also auch gewiß alles Gute, und bestraft alles Böse. Mich wollen die unvernünftigen Menschen dafür tödten, daß ich so viel Gutes gethan habe, als ich konnte. Das kann dem lieben Gotte doch unmög=

lich wohlgefallen, weil er gerecht ist; und weil er so gütig ist, so wird er es mir gewiß darum wohlgehen lassen, daß ich unverdienter Weise gelitten habe. Wenn nun aber meine Seele mit stürbe, indem mein Leib sterben wird, so könnte Gott es mir ja nicht mehr wohlgehen lassen, weil ich dann gar nicht mehr wäre. Meine Seele wird also gewiß nicht mit sterben, sie wird gewiß leben bleiben, wenn mein Leib den Giftbecher getrunken hat; Gottes Güte ist mir Bürge dafür."

Johannes.

Ja, das ist auch wahr; wenn seine Seele mit gestorben wäre, so hätte Gott ihn ja nicht mehr belohnen können! — Aber hatte denn Sokrates sonst keine Gründe, woraus er wissen konnte, daß seine Seele unsterblich sei?

Vater.

Er hatte deren mehre. Aber, anstatt, daß ich sie euch erzähle, wollen wir uns lieber einmahl an seine Stelle setzen, und versuchen, ob unser Verstand nicht auch irgend einen Grund für die Unsterblichkeit unserer Seele selbst erdenken könne. Bildet euch einmahl ein, Jeder von uns wäre ein kleiner Sokrates; wir wünschten zwar, daß unsere Seele unsterblich sein möchte, aber, ob sie es wirklich sei, das hätte bisher kein Mensch uns mit Gewißheit sagen können; wir wollten also versuchen, ob wir nicht etwa im Stande wären, uns selbst davon zu überzeugen. — Wie würden wir das nun wol anfangen? — Wohlan! ich will euch erst auf die Spur helfen, dann wird eure Seele wol von selbst hinzufinden wissen. Sagt mir erst, was geschieht denn wol mit unserm Leibe, wenn er stirbt?

Johannes.

Er kann sich nicht mehr rühren, und dann fängt er an zu faulen.

Vater.

Richtig! Er kann sich nicht mehr rühren — das heißt doch wol eben so viel, als: er liegt ganz still, er kann sich gar nicht mehr bewegen, und in seinem Innern ist auch keine Bewegung mehr?

Johannes.

Ja!

Vater.

Und dann fängt er an, zu faulen oder zu verwesen; und wie gehts dann damit zu?

Johannes.

I, er stinkt, und dann fällt er zuletzt ganz aus einander.

Vater

Wenn er stinkt, so müssen ja wol kleine Theile von ihm sich absondern, und uns in die Nase fliegen; nicht?

Johannes.

Ja!

Vater.

Und wenn er, wie du sagst, auseinander fällt, so müssen ja auch wol die Theile, die vorher zusammenhingen, sich von einander trennen?

Johannes.

Ja!

Vater.

Alles, was dem Körper widerfährt, indem er stirbt, bestände also wol darin, daß erstens alle Bewegung in ihm aufhört, und dann zweitens, daß seine Theile aufgelös't, oder von

einander getrennt werden. Nicht wahr?

Johannes.

Ja!

Vater.

Nun wissen wir also, was sterben eigentlich heißt; und nun können wir untersuchen, ob die Seele wol auch sterben könne. — Der Leib ist todt, sobald er sich nicht mehr bewegen kann, und sobald die Bewegung seines Herzens, seiner Lungen und seines Bluts aufhört; denn diese Bewegung ist eine Eigenschaft, die er nothwendig haben muß, wenn man ihn einen lebendigen Leib nennen soll. Aber sollte diese Bewegung wol eben so nothwendig zum Leben der Seele gehören, so daß auch sie aufhörte, zu leben, sobald sie keiner Bewegung mehr fähig wäre?

Dietrich.

Sie könnte ja noch denken, wenn sie auch gleich immer auf einer Stelle bliebe.

Vater.

Richtig! So lange sie denken, oder sich etwas vorstellen kann, ist sie noch immer eine lebende Seele, und zum Denken gehört, so viel wir wissen, die Bewegung nicht. Also darin wäre sie zuerst von dem Körper unterschieden, daß sie lebendig bliebe, wenn auch gar keine Bewegung in ihr oder mit ihr vorginge.

Nun laßt uns das Zweite betrachten, was bei dem Tode des Leibes mit ihm geschieht: die einzelnen Theile, aus welchen er besteht, werden von einander getrennt, oder lösen sich auf; kann denn das mit den einzelnen Theilen der Seele nicht auch geschehen?

Johannes.

I, die hat ja gar keine Theile!

Vater.

Wenigstens haben wir keinen Grund, sie für Etwas, das aus Theilen zusammengesetzt ist, zu halten. — Also?

Johannes.

Können die Theile auch nicht von einander getrennt werden, weil sie keine hat!

Vater.

Also kann sie auch nicht auf diese Weise sterben. Also muß sie ewig leben. — Aber halt! daß wir uns nicht übereilen! Wer hat denn unsere Seele geschaffen?

Alle.

Gott!

Vater.

Sollte denn Der, der Seelen hervorbringen konnte, sie nicht auch, wenn er wollte, wieder zernichten können? Und wenn er, nach seiner Allmacht, das unstreitig kann, was hilft es uns, zu wissen, daß die Seele nicht von selbst stirbt? So kann ja doch die Allmacht Gottes sie wieder zernichten!

Johannes.

Ja, das wird aber Gott gewiß nicht thun!

Vater.

Warum nicht?

Johannes.

Weil er so gütig ist!

Vater.

Das meine ich auch! Ueberdas glaube ich noch einen andern guten Grund zu sehen, der mir Bürge

dafür ist, daß Gott das gewiß nicht thun werde.

Johannes.

Was für einen?

Vater.

Sage mir doch, gefällt dir das wol an einem Menschen, wenn er heute etwas sehr Künstliches macht, was lange dauern könnte, und morgen es ohne Noth selbst wieder entzweischlägt?

Johannes.

Nein!

Vater.

Wie nennt man wol einen solchen Menschen, der das thut?

Johannes.

Einen närrischen Menschen.

Vater.

Wenigstens einen wankelmüthigen, der selbst nicht recht weiß, was er eigentlich will. — Nun, sollte denn wol Gott, der das vollkommenste aller Wesen ist, eines solchen Wankelmuthes fähig sein, daß er erst Etwas hervorbrächte, das seiner Natur nach ewig wäre, und es dann ohne alle Ursache wieder zernichtete? Sollte er, der Alles aus den weisesten Ursachen thut, sich wol gereuen lassen können, Etwas gemacht zu haben, oder, wie die kleinen Kinder, einer Sache wieder überdrüssig werden können?

Johannes.

Wer das von ihm glauben könnte, der müßte ihn schlecht kennen!

Vater.

Das denke ich auch. — Nun also, da unsere Seele weder von selbst sterben, noch von Dem, der sie

geschaffen hat, wieder zernichtet werden kann, was folgt?

Johannes.

Daß sie ewig leben müsse.

Vater.

Wohl uns, daß wir dieses wissen! Sollten wir nun wol vor unserm bevorstehenden Tode uns noch fürchten müssen? Uns fürchten, daß wir aus einer Raupe zum Schmetterlinge, aus einem Menschen zum Engel werden umgeschaffen werden?

Johannes.

Nein!

Vater.

Oder sollten wir etwa davor erschrecken, daß wir an einen Ort werden versetzt werden, der noch viel herrlicher ist, als diese Erde, auf der wir schon so unaussprechlich viel Gutes genießen? — Oder davor, daß wir, in Gesellschaft guter und seliger Mitgeschöpfe, einer ewigen, ununterbrochenen Glückseligkeit genießen werden? — Oder endlich davor, daß wir den großen, liebevollen Geist, der unser Schöpfer und Vater ist, noch viel besser werden kennen, noch viel inniger werden lieben lernen?

Dietrich.

I, wer könnte sich denn davor fürchten, daß er noch viel glücklicher werden soll, als er schon jetzt ist?

Vater.

Freut euch also, lieben Kinder, und danket Gott dafür, daß er euch diese erfreuliche Erkenntniß schon so frühzeitig hat ertheilen lassen! — Die Zeit nahet heran — und wer weiß, wie bald sie da sein wird? — daß der Tod uns von einander trennt. Dieser Mund, der euch jetzt belehrt, wird

dann auf immer geschlossen, diese Hand, die euch jetzt zum guten und glücklichen Leben zu leiten sucht, wird dann von Würmern gefressen werden und vermodern. Ich selbst werde nicht mehr bei euch sein. Aber wir werden uns wieder sehen, ihr Lieben! werden wieder vereiniget, auf ewig mit einander vereiniget werden, wenn wir Alle auf einem und ebendemselben Wege der Tugend bleiben, der zur ewigen Glückseligkeit führt. Und das wollt ihr doch?

(Die Kinder bejaheten diese Frage durch einen Blick voll Thränen.)

Kommt her, in meine Arme! Dieser Kuß sei vor den Augen des allsehenden Gottes das Siegel unseres Versprechens, daß wir so zu leben uns bestreben wollen, daß wir einst Alle an einem und ebendemselben glückseligen Orte wieder können vereiniget werden; und dieses Bild des weisesten und besten Mannes aus dem Alterthume diene uns zur täglichen Erinnerung an dieses Versprechen.

Sämmtliche

Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Neuntes Bändchen.

Sittenbüchlein für Kinder.

In der Reihe die elfte Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Inhalt.

Erstes Abendgespräch.

Zweites Abendgespräch.

Drittes Abendgespräch.

Viertes Abendgespräch.

Vor nicht gar langer Zeit, meine lieben Kinder, lebte ein recht verståndiger Mann, der hieß Gottlieb Ehrenreich.

Alle, die ihn gekannt haben, können noch jetzt nicht ohne Rührung von ihm reden, denn er war ein gar guter und rechtschaffner Mann, der sein größtes Vergnügen darin fand, andern Menschen wohlzuthun. Er hatte, von seiner Kindheit an, es sich zum Gesetze gemacht, keinen Tag vorbeigehen zu lassen, ohne etwas Gutes zu thun, worüber er sich des Abends freuen könnte. Dem Einen, der in Noth gerathen war, und nicht wußte, was er thun sollte, gab er guten Rath, weil er viele Einsichten und Erfahrung hatte; einem Andern, den der Mangel drückte, half er nicht allein durch milde Gaben, sondern auch vornehmlich dadurch aus, daß er ihm Gelegenheit verschaffte, seinen Unterhalt sich künftig selbst zu verdienen. Wo er einen Unglücklichen fand, es mochte ein Christ, ein Jude, oder ein Türke sein, da nahm er sich seiner nach Vermögen, und

zwar immer recht herzlich an, suchte ihn zu trösten und ihm zu helfen, so gut er konnte. Er ist ein Mensch, sagte er, und ich bin auch ein Mensch; das ist genug! Wurde in seiner Gegenwart von einem Abwesenden etwas Böses geredet, so vertheidigte er ihn, als wenns sein Bruder gewesen wäre. Er konnte nicht leiden, daß Einem Unrecht geschah. Fanden sich hingegen einmahl böse Leute, welche ihm selbst Unrecht thaten, so suchte er nie Böses mit Bösem zu vergelten, haßte auch seine Beleidiger nicht, sondern bedauerte nur ihren Unverstand. Sie wissen nicht, sagte er, was sie thun; und damit ließ er's gut sein. Eine seiner liebsten Beschäftigungen war, daß er seine eignen und seiner Nachbaren Kinder um sich her versammelte, und ihnen lehrte, wie sie gute und glückliche Menschen werden könnten. Man hat auch nachher gesehen, daß es allen denjenigen Kindern, welche seinen Unterricht annahmen und seinem väterlichen Rathe folgten, immer recht sehr wohl gegangen ist.

Einsmahls, da er schon siebzig Jahr alt war, saß er an einem stillen Sommerabend unter einer schattigen Linde, und dachte seinem vergangenen Leben nach. Seine Augen, die er oft dankbar gen Him=

mel richtete, funkelten vor Freude, indem er den köstlichen Gedanken dachte, daß er doch nicht vergebens auf der Welt gelebt habe; und bei der Erinnerung an manche gute That, die er in seinen verflossenen Tagen zu verrichten das Glück gehabt hatte, trat ihm eine süße Freudenthräne in die Augen. Denn, o ihr guten Kinder! glaubt es erfahrnen Tugendfreunden, bis ihr einst aus eigner Erfahrung es wissen werdet — sich edler Thaten bewußt zu sein, ist der Seligkeiten größte.

Indem er nun so da saß und dieser Seligkeit genoß, kam sein ehrlicher Nachbar, Andreas Gutwill, und ließ sich bei ihm nieder, um ein lehrreiches Gespräch mit ihm zu führen. »So lange ich euch nun kenne, lieber Nachbar,« sagte dieser zu ihm, indem er seine Hand auf die Hand des Greises legte, »habe ich euch noch niemahls recht mißvergnügt gesehen. Sagt mir doch, wie ihr es in aller Welt anfangt, daß ihr immer so ruhig seid, so in euch selbst vergnügt und so zufrieden? Das möchte ich um Alles gern von euch lernen.« — »Dazu kann Rath werden, wenn ihrs noch nicht wißt,« antwortete Ehrenreich, und sah ihm dabei freundlich in die Augen; »aber erst holt mir unsere Kleinen, eure und meine Kinder her, die da hinterm Garten ihr Spiel

treiben. Es ist mir immer so wohl, wenn sie um mich sind, und ich wünschte, daß sie es auch hörten, wie mans anfangen muß, um glücklich zu sein.«

Gutwill holte die Kleinen herbei. Sie hatten kaum gehört, daß Vater Ehrenreich mit ihnen plaudern wolle, als sie all ihr Spielzeug dahin warfen, in vollen Sprüngen herbeieilten, und sich dem freundlichen Greise an Hals und Arme hingen. Da redete er sie mit folgenden Worten an:

Erstes Abendgespräch.

Von den Pflichten gegen uns selbst.

Kinder, Nachbar Gutwill wünscht von mir zu wissen, wie ichs angefangen habe, daß ich mein ganzes Leben hindurch, bis auf diese Stunde, fast immer vergnügt, wenigstens immer zufrieden mit mir und meinem Schicksale gewesen bin. Hättet ihr etwa Lust, das auch von mir zu hören? — »Ach ja, lieber Vater, ach ja!« riefen Alle, wie mit Einem Munde, indem sie freudig hüpften. Und der Alte fuhr fort:

Ich werde nun wol nicht mehr lange leben, ihr guten Kinder; und wenn ich auch noch lange lebte, so werde ich doch nicht immer bei euch sein; denn ihr selbst werdet nicht immer hier bleiben können. In einigen Jahren kommt ihr vielleicht, der Eine dahin, der Andere dorthin. Da werdet ihr euch denn selbst überlassen sein, und wäret ihr dann nicht klug und keine gute Menschen, so würdet ihr euch gewiß selbst unglücklich machen; entweder krank oder arm, oder bei euren Nebenmenschen verhaßt, und in jedem Falle mißvergnügt sein. Und was nützte dann euch Alles auf der Welt?

Ihr wißt, wie lieb ich euch habe. Wenn ich nun stürbe und sähe voraus, daß ihr einmahl euch selbst unglücklich machen würdet, liebe Kinder, ich würde auf meinem Todtenbette mich nicht trösten lassen. (Die Kinder konnten bei diesen Worten sich des Weinens nicht enthalten.) Doch ich weiß, ihr werdet aus Vorsatz euren alten Vater nicht so betrüben wollen; aber damit ihr es auch nicht etwa aus Unwissenheit thun möget, so will ich euch jetzt Alles sagen, was euch, wie ich glaube, so klug und zu so guten Menschen, und eben deßwegen so zufrieden und glücklich machen kann, als es nur immer möglich ist.

So hört mir denn recht aufmerksam zu!

Nicht wahr, meine lieben Kinder, ihr seid schon Alle manchmahl krank gewesen? — Wart ihr wol gern krank? Hättet ihr nicht lieber gesund sein mögen? Wenn ihr krank waret, schmeckte euch kein Essen und kein Trinken; ihr mußtet den ganzen Tag im Bette oder doch im Zimmer bleiben; wenn eure kleinen Freunde unter den Linden umhersprangen und spielten, sich im Flusse badeten, oder sich sonst eine Lust machten, so war das Alles euch verwehrt. Ihr fühltet bald hier, bald da Schmerzen. Ihr konntet des Nachts nicht recht schlafen, und des Tages wußtet ihr vor Uebelsein nicht zu bleiben. Alles, was ihr sahet, oder hörtet, oder was man euch gab, das machte euch keine Freude mehr. Möchtet ihr wol noch einmahl krank sein?

O nein! nein! riefen die Kinder; es ist viel, viel besser, immer gesund zu sein!

Ihr habt Recht, fuhr der Alte fort. Aber jetzt wißt ihr kaum halb, was euch daran gelegen sein muß, recht gesund und stark zu sein. Ich habe in meinen jüngern Jahren einen guten Freund gehabt, der konnte Jedem, der's noch nicht wußte, durch sein Beispiel lehren, wie wahr das Sprüchwort ist:

Gesunder Mann, reicher Mann;
Kranker Mann, armer Mann!

Der arme Schelm mußte sich sechs Jahre lang mit einer Krankheit schleppen, die er in einem einzigen Augenblicke sich durch Unvorsichtigkeit zugezogen hatte. Ich will euch seine traurige Geschichte erzählen.

Er hatte eine Frau und fünf Kinder, die noch jünger waren, als ihr. Seine Umstände, ehe er krank wurde, waren sehr blühend, denn er war ein angesehener Kaufmann, der große Geschäfte machte. So lange er selbst seiner Handlung vorstand, schenkte man ihm überall Vertrauen, und Alles, was er vornahm, das gelang ihm. Allein von der Zeit an, da er anfing zu kränkeln, ging Alles rückwärts.

Er hatte einen Buchhalter, dem er nun das Meiste überlassen mußte. Der war aber zum Unglück ein böser Mensch; er versäumte nicht nur die Geschäfte seines Herrn, sondern bestahl ihn überdies, und betrog auch Andere unter dem Namen desselben. Diesem Bösewichte ist es nun freilich nachher in seinem ganzen Leben nicht wohl gegangen, denn kein Mensch wollte etwas mit ihm zu schaffen haben, weil man wußte, daß er seinen Herrn betrogen und bestohlen hatte; aber dieser wurde doch in den ersten

vier Jahren seiner Kränklichkeit dadurch so arm, daß er nach und nach Alles verkaufen und seinen Handel aufgeben mußte. Hätte er die Betrügereien seines Buchhalters eher bemerkt, oder hätte seine Frau, während seiner Krankheit, ein wachsames Auge auf Alles im Hause gehabt, so würde es so weit nicht mit ihm gekommen sein. Aber zum Unglück trauete er dem Menschen, ohne ihn vorher recht geprüft zu haben; auch hinderte ihn die Krankheit, dem Nichtswürdigen auf die Finger zu sehen, und seine Frau war auch zu nachlässig.

Endlich wurde es immer schlechter und schlechter mit ihm. Der Arzt, der ein mitleidiger Mann war, that zwar unentgeltlich sein Mögliches, um ihn zu retten; aber vergebens. Nachdem der arme Kranke sich noch ein Jahr lang gequält hatte, mußte er endlich — und zwar in Armuth und Elend — sterben. Und wißt ihr, wodurch er sich diese Krankheit zugezogen hatte? Er hatte einmahl, auf der Hochzeit eines seiner Freunde, sich recht heiß getanzt, und da ihm die Hitze beschwerlich fiel, so beging er die große Unvorsichtigkeit, sich die Weste aufzuknöpfen, ans Fenster zu treten, und ein Glas voll kaltes Wasser auszutrinken. Davon hatte er die Auszehrung bekommen, welche gemeiniglich unheilbar ist.

Da er sonst ein recht guter Mann war, so würde er sein Unglück mit Gelassenheit ertragen haben, und der Tod selbst würde ihm nicht schrecklich gewesen sein; aber weil er wußte, daß er alle seine Leiden sich durch seine eigne Unvorsichtigkeit zugezogen hatte, so war er untröstbar darüber. Er fiel auf seinem Todtenbette immer in eine Art von Wahnsinn, so oft er daran dachte, daß er nun, seiner Unvorsichtigkeit wegen, vier unschuldige Kinder, die er liebte, und die er hätte glücklich machen können, in einer so großen Armuth zurücklassen mußte, daß sie kaum ihre Leiber bedecken konnten.

Ich sagte, vier unschuldige Kinder; denn das fünfte hatte er während seiner Krankheit, ich weiß nicht recht mehr wie, verloren. Nachbar, wißt ihrs euch zu erinnern?

Ja wohl, versetzte Gutwill; das war ja der heißhungrige Fritz, dem seine gar zu große Gierigkeit das Leben kostete. Er hatte gebackenes Obst und Klöße so heiß und in solcher Menge hinuntergeschluckt, daß er den Geist darüber aufgeben mußte.

Recht, recht, sagte der alte Ehrenreich; jetzt erinnere ichs mich. Der arme Schlucker hatte vermuthlich niemahls den Spruch gehört:

Mäßigkeit giebt Kraft und Freuden;
Uebermaß gebiert nur Leiden.

Es war ein Jammer anzusehn, wie der unglückliche Junge sich winden und krümmen mußte, ehe er von der Welt kam. Sein armer Vater litt nicht wenig dabei, da er das aus seinem Krankenbette so mit ansehen mußte.

Noch mehr Kummer aber verursachte ihm das Schicksal seiner Frau, der Mutter dieses Kindes. Ich habe euch schon gesagt, daß sie nicht aufmerksam genug auf ihr Hauswesen war; und das kam daher, ihr lieben Kinder: weil sie, bei der Krankheit ihres Mannes, des Nachts nicht immer ihre Ruhe, und bei Tage nicht immer ihr ordentliches Essen haben konnte, so gerieth sie auf den thörichten Einfall, den Mangel an beiden durch hitzige Getränke ersetzen zu wollen. Anfangs nahm sie freilich nur ein Weniges zu sich; aber, wie es immer zu geschehen pflegt, ihre Begierde wuchs mit jedem Tage. Kurz, sie gewöhnte nach und nach sich das Trinken so sehr an, daß sie fast nicht mehr leben konnte, ohne halb berauscht zu sein. Dies trug nicht wenig zum Verderben der ganzen Familie bei. Die armen Kinder wurden ohne Aufsicht gelassen; der Buchhalter konnte nun vollends machen, was er wollte, weil ihm

Keiner mehr aufpaßte, und der unglückliche Vater kränkte sich darüber zu Tode. Endlich mußte sie selbst für ihr Vergehen büßen. Sie zog sich nämlich eine Lungenentzündung zu, an der sie jämmerlich starb. — Ich bin bei ihrem Tode zugegen gewesen, meine Kinder; aber ich kann euch nicht sagen, wie mir dabei zu Muthe war. Ich mag auch jetzt nicht daran denken; denn wenn ichs thäte, wenn ich mir die Verzweiflung der sterbenden Frau, den Jammer ihres Mannes, und das Winseln der armen unglücklichen Kinder wieder so recht lebhaft vorstellte, so würde ich nicht im Stande sein, weiter zu reden. Gott bewahre einen jeden Menschen vor einem solchen Ende!

Ihr seht, meine Lieben, welch großes Elend daraus entstehen kann, wenn man nicht seine Gesundheit, so viel möglich, in Acht zu nehmen sucht. Hütet euch also ja vor Allem, was euch krank machen kann, das heißt, lebt künftig, auch wenn ihr groß sein werdet, eben so, wie wir euch jetzt gewöhnen. Denn woher kommt es doch wol, daß ihr fast immer gesund und munter und lustig seid, und daß des Herrn Hofmarschalls Sohn, der kleine Junker Peter, fast immer kränkelt, und so blaß und traurig aussieht, als ein Missethäter, der Jahre

lang bei Wasser und Brot im Gefängnisse gesessen hat? Ich wills euch sagen.

Das kommt daher, weil ihr auf einem harten Lager und unter einer leichten Decke ruhet, er aber in weichen Federbetten schläft; weil ihr nur einfache Speisen, er hingegen lauter gekünstelte Sachen und Leckereien zu essen bekommt; weil ihr nur Milch und Wasser, er aber Thee, Kaffee, Bier und Wein trinkt; weil ihr alle Tage in den Garten oder ins Feld geht, um da zu arbeiten und euch dann umherzutummeln, was es auch für Wetter sein mag, er hingegen fast immer eingesperrt lebt, nur selten an die frische Luft kommt, vor jedem rauhen Lüftchen und vor jedem Regentropfen gehütet wird, und weil man ihn sich nicht anstrengen läßt; endlich weil ihr, wenn euch einmahl eine Kleinigkeit zustößt, euch nur durch frische Luft, Wasser, Bewegung und Fasten arzet, er aber gleich aus zwanzig Apothekerbüchsen Arzeneien verschlucken muß, die zwar wol die Krankheit vertreiben können, aber auch seinen Körper zugleich so empfindlich und schwächlich machen, daß er nachher nichts mehr ertragen kann.

Nun seht, Kinder, das Eine nennt man eine natürliche, das Andere eine weichliche Lebensart. Jene härtet uns ab; diese verzärtelt uns, und

macht uns schwach und elend. Jene lohnt uns mit Gesundheit und Munterkeit; diese führt uns Mißvergnügen, Schmerzen und Krankheiten zu.

Merkt euch hierüber das Sprüchlein:

Gesundheit, Stärke, Fröhlichkeit
Erlangt man nie bei Weichlichkeit.

Mit dieser weichlichen Lebensart, wovor ich euch nicht genug warnen kann, ist fast immer die leidige Trägheit oder Faulheit verbunden; und die kann schon allein einen Menschen ungesund und elend machen. Nicht wahr, wann ihr einmahl zu lange geschlafen habt, so geht ihr verdrossen an eure Arbeit, und wann ihr einmahl euch nicht hinlängliche Leibesbewegung gemacht habt, so schmeckt euch das Essen und das Trinken lange so gut nicht, als wenn ihr tüchtig umhergesprungen oder im Garten fleißig gewesen seid. Das ist dann schon der Anfang einer Kränklichkeit. Führet ihr nun fort, immer so lange zu schlafen, und immer so zu faulenzen, so würde diese Kränklichkeit von Tage zu Tage zunehmen. Ihr würdet immer verdrießlicher, und endlich zu allen Arbeiten, ja sogar zum Spielen, unlustig und untüchtig werden.

Es giebt aber zwei Arten von Arbeiten, liebe Kinder, welche beide gleich nützlich und nothwendig

sind. Einige nennt man Handarbeiten, weil man besonders die Hände dazu nöthig hat; andere werden Kopfarbeiten genannt, weil man sie mit dem Kopfe, oder vielmehr mit der Seele verrichtet. Der fleißige Schuster z. B., der euch eure Schuhe und Stiefel macht, verrichtet Handarbeit; der Lehrer hingegen, der darüber nachsinnt, wie er gute und glückliche Menschen aus euch ziehen möge, arbeitet mit dem Kopfe. Beide Arten von Arbeiten sind uns Menschen höchstnöthig, wenn wir an Seele und Leibe gesund bleiben wollen. Wir müssen etwas mit den Händen arbeiten, oder solche Arbeiten verrichten, wobei der Leib bewegt wird; sonst werden die Speisen, die wir genossen haben, nicht recht verdauet, und daraus entstehen allerlei Schwachheiten und Krankheiten. Wir müssen aber auch mit der Seele arbeiten, oder etwas Nützliches zu lernen suchen; sonst bleiben wir dumm, können zu nichts in der Welt gebraucht werden, und gerathen endlich in Armuth und Verachtung.

Ich habe einen Mann gekannt, dem es so gegangen ist. Dieser war von reichen Aeltern geboren, welche zuweilen die Thorheit begingen, ihrem Söhnchen zu sagen, daß sie viel, viel Geld für ihn gesammelt hätten, welches er haben solle, sobald er

nur erst groß geworden sei. Da dachte nun das Söhnchen, daß es nicht nöthig habe, wie andere Menschen zu arbeiten, oder etwas zu lernen, weil es künftig für sein Geld Alles kaufen könne. Es gewöhnte sich daher an, bis weit in den Tag hinein zu schlafen; dann verging die größte Zeit des Vormittags unter dem Anputzen, welches Alles von einem Bedienten geschah, so daß das junge Herrchen fast keinen Finger dabei zu rühren brauchte; dann wurde ein paar Stunden getafelt, dann gespielt, wieder gegessen und wieder bis an den hellen lichten Tag geschlafen. So ging ein Tag wie der andere hin.

Nun, was geschah? Da er ungefähr vier und zwanzig Jahr alt war, brach einmahl zur Nachtzeit plötzlich eine Feuersbrunst in seinem Hause aus, die so geschwind und heftig um sich griff, daß er kaum so viel Zeit behielt, im bloßen Schlafrocke aus dem Fenster zu springen. In weniger, als einer Stunde, war sein ganzes Vermögen in Asche verwandelt. Da stand er nun, arm und hülflos, und wußte nicht, was er anfangen sollte. Da er nichts gelernt hatte, wodurch er sein Brot hätte verdienen können, und sich schämte, an dem Orte zu betteln, wo er vorher so prächtig gelebt hatte, so ging er aufs Land, und wollte sich bei einem Bauer

als Knecht gebrauchen lassen, um nur sein Leben zu erhalten. Allein, wenn er eine halbe Stunde gearbeitet hatte, oder nur in das nächste Dorf gehen sollte, so fiel er ohnmächtig nieder, und der Bauer sah bald, daß er ihn gar nicht gebrauchen könne, weil er viel zu schwach war. Denn er hatte zwar Hände und Füße, aber er konnte fast nichts damit machen. Endlich blieb ihm nichts weiter übrig, als sich an die Wege zu setzen, und sein Brot von den Vorübergehenden zu erbetteln. Spiegelt euch an seinem Beispiele, ihr Kinder! und merkt euch die Lehre:

Arbeit macht uns frohe Tage;
Trägheit wird uns bald zur Plage.
Ruft die Arbeit, frisch daran!
Fleiß und Kunst liebt Jedermann.

Und denke doch Keiner, daß das Arbeiten etwas Beschwerliches sei; denn wenn man sich nur erst daran gewöhnt hat, so findet man so viel Vergnügen darin, daß man gar nicht mehr ohne Arbeit leben mag. Aber der Müßiggang, das ist eine beschwerliche Sache. Dabei hat man immer Langeweile, und ist immer verdrießlich und mürrisch. Und wenn wir dann gar nicht wissen, was wir thun sollen, so fallen wir gemeiniglich auf allerlei alberne

und unvernünftige Dinge, um uns die Zeit zu vertreiben.

Deßwegen heißt es mit Recht:

Müßiggang ist aller Laster Anfang.

Wir essen dann ohne Hunger, trinken ohne Durst, und machen uns durch allerlei Ausschweifungen krank und elend, meistens auch arm. Und dann hat kein Mensch mehr Mitleid mit uns; dann heißt es: der Müßiggänger könnte so reich sein, als wir, wenn er etwas hätte thun wollen! Er verdient nicht, daß wir ihm helfen. O Kinder, die Arbeit mag so sauer sein, als sie will, dies ist noch zehnmahl unerträglicher!

Ueberdas wird ja auch nicht verlangt, daß wir immer arbeiten sollen. Das würde unser Körper nicht aushalten. Nein, Kinder, wir müssen auch ausruhen, müssen uns auch zuweilen ein Vergnügen machen; das gehört mit zur Erhaltung unserer Gesundheit. Aber wir müssen unser Vergnügen erst durch vorhergehende Arbeit würzen.

Wie ist es so herrlich, nach Arbeit zu ruhn!
Erst legt es sein Eichen, dann gackert das Huhn.

Spielt also, und seid lustig, wenn eure Arbeit gethan ist; nur vermeidet alle diejenigen Ergetzlichkeiten, bei welchen eure Gesundheit, oder euer Leben

in Gefahr gerathen könnten. Ich habe es in meinem Leben oft gesehn, daß Kinder bei unvorsichtigem Spielen ihre Gesundheit, ja ihr Leben selbst einbüßten. Da war z. B. euer Pathe, Nachbar, das kleine Fränzchen, ein munterer, hübscher Junge; aber wie gings ihm? Da er einmahl mit seinem Bruder allein auf dem Hofe war, wollte er ein Spiel daraus machen, wer von Beiden wol auf der Einfassung des Brunnens herumreiten könnte. Kaum hatte er sich darauf zurecht gesetzt, so überfiel ihn, indem er in den Brunnen hinabsah, plötzlich ein Schwindel, und plump! da lag er unten im Wasser. Auf das Geschrei seines Bruders kamen zwar Leute herbeigelaufen, die ihn retten wollten, aber zu spät! Er war schon zu Grunde gegangen; und da man ihn endlich mit einem langen Haken wieder herausfischte, war er ohne Rettung todt.

Der kam doch noch schnell von der Welt, fiel hier der Nachbar Gutwill ein; aber des Kaufmanns Dieck Sohn, der wilde Ferdinand, der mußte für seine Unvorsichtigkeit noch schwerer büßen. Es besuchte eines Tages ein reisender Kaufmann den Vater desselben, und band sein Pferd draußen am Pfortenringe an. Kaum war er hin=

eingetreten, husch! war auch mein Ferdinand schon da, und wollte sich die Gelegenheit zu Nutze machen, einmahl auf einem Pferde zu sitzen. Weil es nahe an der Treppe stand, so war es ihm ein Leichtes, hinaufzuspringen. Aber das Pferd, welches keinen fremden Reiter leiden wollte, fühlte ihn nicht sobald auf seinem Rücken, als es hinten und vorn in die Höhe sprang, und so lange sprang, bis er herunterfiel. Im Fallen versetzte es ihm noch einen Hufschlag auf die Brust, daß er wol auf drei Schritte weit weg flog und dann für todt liegen blieb. Das klare Blut stürzte ihm aus Mund und Nase, und Alle hielten ihn für todt. Zwar kam er nach einiger Zeit wieder zu sich selbst; aber da ging seine Marter erst recht an. Der Schade, den er in der Brust gelitten hatte, war unheilbar; er mußte unter großen Schmerzen beständig Blut speien, und so lebte er noch vier Wochen, ehe er seinen Geist aufgeben konnte. Seit der Zeit habe ich es niemahls leiden können, daß Kinder sich mit Pferden etwas zu schaffen machen.

Ihr habt Recht, versetzte Ehrenreich; es pflegt auch selten ohne Unheil abzugehen. Pferde sind nur für solche Leute, welche sich aufs Reiten schon verstehen und sie zwingen können. Das merkt euch,

ihr Kinder! Ueberhaupt vermeidet alle Spiele, aus welchen etwas Böses entstehen kann. Es giebt ja so viel erlaubte, unschädliche Spiele, die wir euch nach und nach lehren werden; warum wolltet ihr gerade auf solche verfallen, wobei ihr euch oder euren Freunden schaden könnet?

Noch Ein Mittel muß ich euch sagen, das auch nicht wenig dazu beiträgt, uns gesund zu erhalten. Das ist die Reinlichkeit.

Reinlichkeit erhält den Leib,
Zieret Knaben, Mann und Weib!

Wenn ihr euch nicht fleißig waschet, so werden die Schweißlöcher eurer Haut nach und nach so von Unreinlichkeit verstopft, daß der Schweiß nicht recht mehr durchdringen kann, und daraus entstehen viele, recht schmerzliche Krankheiten. Wascht euch daher oft, wenigstens das Gesicht, die Hände, die Brust, und die Füße. Im Sommer badet euch täglich, aber, wohl gemerkt! nie ohne Aufsicht, und nie wenn ihr erhitzt seid, oder den Magen mit Speisen angefüllt habt. Denn in beiden Fällen ist das Baden schädlich. Es ist auch schädlich, wenn man gar zu lange im Wasser bleibt. Höchstens fünf, oder bei heißem Wetter zehn bis funfzehn Minuten, länger

muß das Bad nicht währen, sonst schwächt es, anstatt zu stärken.

Vergeßt auch ja nicht, euch des Morgens und nach jeder Mahlzeit den Mund mit kaltem Wasser auszuspülen und die Zähne wohl zu reinigen. Es ist nicht bloß garstig und für Andere unausstehlich, wenn Einer aus dem Munde riecht, sondern diese Unflätherei hat auch für Denjenigen, der sich ihrer schuldig macht, die traurigsten Folgen. Seine Zähne faulen an, und dann muß er die empfindlichsten Schmerzen leiden; die Fäulniß theilt sich dem Speichel, durch diesen dem Magen, und nachher allen Säften unsers Körpers mit; und daraus entstehen dann allerlei schmerzhafte und gefährliche Krankheiten.

Noch muß ich euch vor einer Sache warnen, wodurch schon viele Kinder und junge Leute, die Niemand darüber belehrt hatte, sich die schrecklichsten Krankheiten und einen frühen Tod zuzogen; und hier muß ich euch bitten, doch ja recht zu merken und zu behalten, was ich euch darüber sagen werde.

Einige Theile unsers Leibes, wie z. B. die Lippen, die Nase und die Brustwarzen, sind so außerordentlich zart gebaut, daß sie sehr leicht, und zwar auf eine gefährliche Weise, verletzt werden können.

Wenn man daran drückt, oder reibt, oder sonst auf eine unnöthige Weise sich etwas damit zu thun macht, so entsteht daraus der höchstgefährliche und traurige Schade, den man den Krebs nennt. Ihr werdet wol schon gehört haben, worin diese fürchterliche Krankheit besteht, und daß sie gemeiniglich unheilbar ist.

Zu diesen Theilen unsers Körpers, die so leicht auf eine höchstgefährliche Weise verletzt werden können, gehören ganz vornehmlich auch diejenigen, welche die Schamhaftigkeit vor allen Menschen, ja vor sich selbst, zu verbergen gebietet, und welche man daher die Schamtheile zu nennen pflegt. Kinder, ich bitte euch um eurer Glückseligkeit und um eures Lebens willen, diese Theile, ohne Noth, niemahls zu berühren, noch weniger daran zu reiben oder zu zerren, oder damit zu spielen. Ihr würdet über kurz oder lang die allerschrecklichsten Folgen davon erleben.

Ich habe junge Leute gekannt, die das nicht wußten, und sich deßwegen unaussprechlich unglücklich machten. Weil sie nie gehört hatten, was es mit diesen zarten Theilen auf sich habe, so hatten sie sich unverständigerweise angewöhnt, mit den Händen, oder auf sonst eine Weise daran zu reiben,

zu drücken, zu zerren oder zu kitzeln; und weil ihnen das anfangs Vergnügen machte, und sie nicht gleich etwas Schmerzhaftes danach empfanden, so fuhren die Unglücklichen von einem Tage zum andern damit fort. Aber was erfolgte? — Kinder, Gott ist mein Zeuge, daß ich euch die Wahrheit sage, so unbegreiflich euch die Sache auch jetzt noch klingen mag — einige davon zehrten ab, und wurden wie ein Schatten; andere bekamen Zuckungen oder das sogenannte schwere Gebrechen; einige wurden trübsinnig und melancholisch davon; andere verloren ihr Gedächtniß und ihren Mutterwitz, wurden einfältig und dumm, oft ganz verrückt; einige wurden mit Blindheit, andere mit andern schrecklichen Krankheiten und Leibesgebrechen dafür bestraft. Ihr schaudert? O ihr werdet euch noch mehr entsetzen, wann ihr erst ein wenig älter sein werdet, und man euch dann ein kleines Büchlein vorlesen wird, worin vor dieser höchstgefährlichen Sache gewarnt wird, und welches den Titel hat: Höchstnöthige Belehrung und Warnung für Jünglinge und Knaben, die schon zu einigem Nachdenken gekommen sind *). Da werdet ihr Geschichten

*) Man hat ein ähnliches Büchlein für die Töchter, und

hören, bei welchen euch die Haare zu Berge stehen werden; und da wird man euch denn auch belehren, wie das eigentlich zusammenhängt, und wie aus Etwas, das eine bloße unbedeutende Spielerei zu sein scheint, solche erschreckliche Folgen entstehen können.

Für jetzt glaubt mir auf mein Wort — und ihr wißt, daß ich euch immer die Wahrheit sage — daß nichts gefährlicher sei, als jene geheimen Theile unsers Körpers auf irgend eine Weise zu reizen, oder damit zu spielen. Haltet sie also nicht nur vor Jedermann, sondern auch vor euch selbst geheim, berührt sie nie ohne Noth, und geht ja äußerst behutsam und schamhaft damit um. Einst, wann ich schon im Grabe liege, werdet ihr mir für diesen Rath noch danken, und euch glücklich preisen, daß ihr ihn befolgt habt. Schreibt ihn daher durch folgenden wahren Spruch recht tief in euer Gedächtniß ein:

Schamhaft sein, und keusch und züchtig,
Macht verständig, stark und tüchtig.

Noch merkt euch folgende Lehren, die für die

---

dieses heißt: Höchstnöthige Belehrung und Warnung für junge Mädchen, zur frühen Bewahrung ihrer Unschuld.

Erhaltung der Gesundheit gleichfalls sehr wichtig sind.

Laßt oft frische Luft in euer Zimmer, und haltet darauf, daß eure Stube und Schlafkammer immer reinlich seien. Denn die verdorbene Luft in einer unreinen Stube ist ein recht gefährliches Gift. Eßt und trinket nichts, wovon verständige Menschen euch nicht gesagt haben, daß es gesund sei. Unter Demjenigen aber, was gesund ist, wählet, so oft euch die Wahl frei steht, allemahl das Einfachste und Natürlichste, und genießet desselben mit Mäßigkeit und Fröhlichkeit.

Und nun, Kinder, wißt ihr so ungefähr, wie ihr es anfangen müßt, daß ihr euren Körper nicht schlechter macht, als ihr ihn von der Natur empfangen habt. Aber das würde euch allein nicht glücklich machen können. Es kann Einer sehr gesund, und doch äußerst elend sein. Denn wisset, meine Lieben, daß in diesem unsern sichtbaren Körper ein unsichtbares Wesen wohnt, welches man unsere Seele nennt, und welches eigentlich Dasjenige ist, was in uns denkt und empfindet, sich freuet und betrübet, glücklich oder unglücklich ist. Wenn nun

euer Leib auch noch so gesund und stark wäre, eure Seele aber wäre schwach und ungesund, so würdet ihr dennoch höchstunglückliche Menschen sein. Ich muß euch also auch noch Dieses lehren, wie ihr eure Seelen gesund und wohl erhalten könnt. Gebt einmahl Acht, ob ihr mich auch recht verstehen werdet.

Die Gesundheit der Seele besteht darin, daß sie von vielen Dingen eine richtige Kenntniß hat, immer thätig und rein von allen Thorheiten und Lastern bleibt. Aber das ist euch wol noch zu hoch; ich will sehen ob ich es euch begreiflicher machen kann.

Ich sage: wenn die Seele sich wohlbefinden soll, so muß sie zuerst sich allerlei nützliche Einsichten zu verschaffen suchen und immer recht wirksam sein; das heißt, sie muß allerlei Sachen lernen, welche ihr und Andern künftig Vergnügen und Nutzen bringen können. Eine dumme Seele hat wenig Freude in der Welt; einer klugen, wohlunterrichteten Seele hingegen kann es nie an Gelegenheit sich zu ergetzen fehlen. Das könnte ich euch mit mehr als Einem lebendigen Beispiele beweisen.

Da ich noch auf der Schule war, hatte ich zwei Knaben zu meiner Stubengesellschaft, welche

leibliche Brüder waren. Aber ungleicher müssen wol niemahls zwei Brüder einander gewesen sein, als diese. Der Jüngste von Beiden war voller Wißbegierde, war immer aufmerksam in allen Schulstunden, wollte von allen Dingen, die er sah oder hörte, immer gern den Grund wissen, und vergaß oft Essen, Trinken und Spielen, wenn er Gelegenheit hatte, mit verständigen Leuten zu reden, von welchen er etwas Gutes lernen konnte. Der Aelteste hingegen war zum Lernen immer so träge, so unlustig! So lange die Schulstunden dauerten, gähnte er fast ohne Unterlaß, oder spielte unterm Tische, und gab niemahls Acht auf Das, was der Lehrer sagte. War die Schulstunde aus, so hatte er zu nichts Lust, als zu essen, zu trinken und umherzulaufen. Nun, was meint ihr wol, was aus Beiden geworden sei?

Karl, so hieß der Jüngste, wurde von Tage zu Tage klüger, beliebter und glücklicher; sein Bruder Jürgen hingegen wurde immer einfältiger, immer unausstehlicher, immer unglücklicher. Wenn wir ausgeführt wurden, fand der wißbegierige Karl überall hundert Dinge, welche ihm Vergnügen machten, weil er Alles genau untersuchte. Bald betrachtete er eine Blume, oder einen Baum, und erinnerte sich dabei, was uns der Lehrer von der Natur,

der Fortpflanzung und dem Wachsthume der Pflanzen und der Bäume gesagt hatte. Bald sah er den Himmel an, und freute sich, zu wissen, was Luft und Wolken sind, wie der Regen, der Thau, die Winde entstehen, und was Jedes für Nutzen schafft; bald setzte er sich unter einen schattigen Baum, und las uns eine angenehme Geschichte aus irgend einem Buche vor, welches er mitgenommen hatte. Jürgen hingegen ging seinen Gang immer mürrisch fort, und sah auf nichts, was um und neben ihm war, weil er von keiner Sache etwas gelernt hatte. Und weil er doch nicht ganz müßig bleiben konnte, so suchte er gemeiniglich Gelegenheit zu zanken, bis wir endlich, mit Erlaubniß der Lehrer, ihn ganz von unserer Gesellschaft ausschlossen, und nichts weiter mit ihm zu thun haben wollten. Und so sind Beide ihr ganzes Leben hindurch geblieben. Jürgen war zu nichts in der Welt zu gebrauchen, wußte sich mit nichts zu beschäftigen, war daher immer verdrießlich, und fiel sich und Andern zur Last. Karl hingegen wurde ein geschickter, feiner Mann, den man überall gern leiden mochte, weil er immer vergnügt war, und auch Andere zu vergnügen wußte. Jürgen murrete sich zu Tode, ehe er noch dreißig Jahr alt geworden war; Karl aber lebt noch bis auf

diese Stunde, und ist noch eben so munter, als ich, ungeachtet er wol zwei Jahre älter ist.

Ha! Nachbar, rief bei diesen Worten Gutwill aus, nun begreife ich schon zum Theil, woher es kommt, daß ich euch immer so vergnügt sehe! Das macht, ihr habt auch viel gelernt, und wißt daher euch mit mehren Dingen zu belustigen, als wir andern Menschen.

Weil ihr es denn so findet, mein Lieber, antwortete Ehrenreich, so muß ich freilich gestehen, daß ich nicht halb so viel Vergnügen in meinem Leben würde gehabt haben, wenn ich in der Jugend weniger gelernt hätte; und ich habe es daher sehr wahr gefunden, was mir mein Vater antwortete, als ich ihn einst fragte: wozu denn das Lernen nützlich sei? Da sagte er:

Kind, frage nicht: was hilfts, belehrt zu sein?
Bringt nicht ein urbar Feld mehr, als ein wüstes ein?

Aber das eigentliche Lernen macht es doch allein nicht aus. Wenn unsere Seele gesund und glücklich sein soll, so müssen wir sie auch gewöhnen, nicht bloß in der Schule, oder bei einem Buche, sondern überall, wo wir uns auch befinden mögen, aufmerksam zu sein auf Alles, was uns vorkommt; auf Alles, was wir sehen, hören, riechen,

schmecken oder fühlen; auf alle Dinge und Geschäfte, die in dem häuslichen Leben vorkommen; auf Alles, was die Handwerksleute und Künstler machen, und auf die Werkzeuge und Handgriffe, womit sie es machen; auf Alles, was wir in der Natur um uns her, im Garten, im Felde, auf Wiesen und in Wäldern, wahrnehmen; ganz besonders aber auf das Betragen, die Worte und die Handlungen anderer Menschen. Es ist unglaublich, liebe Kinder, wie sehr die Seele dadurch gewinnt an Verstande, Klugheit und Einsicht, und wie geschickt der Mensch dadurch wird, sich selbst und Andern zu helfen und zu rathen in allerlei Verlegenheit. Man erlangt auf diesem Wege Das, was wir gesunden Menschenverstand nennen, d. h. man erwirbt sich dadurch richtige Begriffe von den Dingen in der Welt, und kann nachher richtig darüber urtheilen: eine höchstschätzbare Eigenschaft an einem Menschen, die noch viel mehr werth ist, als alle Gelehrsamkeit.

Um euch diese Vollkommenheit zu erwerben, müßt ihr nichts gedankenlos ansehen oder anhören, sondern euren Verstand, wie eure Augen und Ohren und die übrigen Sinne, immer offen haben. Bei jeder neuen Sache, die euch vorkommt, müßt ihr still stehen und fragen: was ist das? Woher kommt

das? Wie entsteht das? Wozu nützt das? Kann ich das wohl nachmachen? u. s. w. Bei jedem Urtheile, das andere Leute in eurer Gegenwart fällen, müßt ihr denken: verhält sich das auch wirklich so, oder sollte es nicht ein Irrthum sein? Bei Allem, was ihr andere Leute, besonders solche, welche älter und verständiger sind, als ihr, machen oder vornehmen seht, müßt ihr immer fragen: wie machen sie das, und warum machen sie es so und nicht anders? Warum betragen sie sich hier so, und nicht auf eine andere Weise? Alles, was euch vorzüglich merkwürdig zu sein scheint, oder wovon man euch sagt, daß es vorzüglich merkwürdig sei, das müßt ihr kurz in euer Gedächtnißbuch eintragen, um es nicht wieder zu vergessen. — Seht, Kinder, das ist das Mittel, wodurch man sich von vielen nützlichen Dingen eine richtige Kenntniß erwirbt, und wodurch man die Gesundheit und das Wachsthum aller seiner Seelenkräfte befördert! Merkt euch, um diese Lehre nie zu vergessen, den Spruch:

Hab' Ohr und Auge stets gespannt,
Merk' Alles um dich her — so wächst dir der Verstand!

Aber dies ist nicht das einzige Mittel. Wenn unsere Seele gesund sein und sich wohl befinden soll,

so müssen wir sie auch rein und unbefleckt von allen Lastern zu erhalten suchen.

Laster, ihr lieben Kinder, nennt man alles Dasjenige, wodurch wir uns selbst oder andern Menschen wissentlich Schaden zufügen. Der Ungehorsam z. B. ist ein Laster, weil wir uns selbst am meisten schaden, wenn wir unsern Vorgesetzten nicht gehorsam sind. Dann thun wir nicht nur, was uns schädlich ist, sondern man hört auch auf, uns zu lieben; und wenn ein Kind von seinen Aeltern oder Lehrern nicht mehr geliebt wird, so ist es wirklich schlimm daran. Das Zanken, Schimpfen oder Schlagen ist auch ein Laster, weil wir uns und Andern Mißvergnügen dadurch machen; Andern, weil Niemand gern mit sich zanken, sich schimpfen oder schlagen läßt; uns selbst aber, weil wir uns allerlei Verdruß dadurch zuziehen, und machen, daß nachher Niemand gern mit uns umgehen will. Versteht ihr nun, was Laster sei? »O ja, lieber Vater!« rief der älteste Knabe; »nun verstehen wir es wol: Laster ist Dasjenige, wodurch wir uns oder andern Menschen wissentlich Schaden thun.«

Recht, mein Lieber; du hast wohl Acht gegeben. Und wißt ihr nun, wie man das Gegentheil vom

Laster nennt? Ich meine ein solches Betragen, wodurch wir uns und andere Menschen zufriedener und glücklicher machen. Das nennt man Tugend.

Nun, Kinder, müßt ihr mir, als einem alten Manne, der viel erfahren hat, auf mein Wort glauben, daß jede lasterhafte Handlung unsere Seele krank und elend, jede tugendhafte Handlung hingegen sie gesund, stark und fröhlich macht.

Wer von der Tugend weicht, der weicht von seinem Glücke.

Zum Theil könnt ihr das nun schon aus eurer eigenen Erfahrung wissen. Denn, nicht wahr, wenn ihr einmahl Etwas thatet, was wir euch verboten hatten, so war euch gleich nicht so wohl zu Muthe, als wenn ihr etwas Gutes gethan hattet? Das war dann schon ein Zeichen, daß eure Seele in dem Augenblicke anfing, nicht recht gesund mehr zu sein. Führet ihr nun fort, Böses zu thun, so würde das Uebel immer ärger werden; ihr würdet von Tage zu Tage immer unzufriedener mit euch selbst und mit eurem Zustande werden, und tausend Dinge, die euch jetzt Vergnügen machen, würden aufhören, angenehm für euch zu sein.

Denn es verhält sich mit diesen Seelenkrankheiten gerade eben so, wie mit den Krankheiten unsers Leibes. Das Uebel ist in beiden Fällen nicht

auf einmahl da, sondern es wächst langsam an, und wird erst nach und nach empfunden. Wenn wir z. B. etwas Ungesundes gegessen haben, so empfinden wir anfangs noch gar keinen Schmerz davon. Nach einigen Stunden aber, vielleicht auch erst am folgenden Tage, stellen sich Bauchgrimmen und Kopfweh ein. Wendeten wir alsdann nicht sogleich die rechten Mittel an, um dem Uebel zu steuern, oder begingen wir gar die Thorheit, von der ungesunden Speise von neuen zu essen, so würde es immer schlimmer mit uns werden, bis die Krankheit endlich ganz unheilbar würde. Eben so geht es dem Menschen, der etwas Böses verübt. Anfangs spürt er vielleicht wenig oder gar kein Mißvergnügen darüber in seiner Seele. Bereuet er aber seine That nicht alsobald, und zwar von ganzem Herzen; oder ist er gar so unverständig, dieselbe böse That noch einmahl zu begehen: so erfolgt wahrlich über kurz oder lang großes Mißvergnügen für ihn, und die Heilung seiner ungesunden Seele wird immer schwerer und mißlicher.

Wenn z. B. Jemand unter euch, welches Gott verhüten wolle, einmahl neidisch würde über seinen Bruder, weil diesem etwas Gutes widerführe, dessen er und die Andern entbehren müßten; oder

wenn Einem unter euch von einem Andern etwas zuwider geschähe, und er darüber in Zorn geriethe: so würde er schon in dem Augenblicke, da er neidisch oder zornig zu werden anfinge, nicht recht vergnügt mehr sein. Wenn er indeß sein Unrecht sogleich erkennte, seinen Bruder um Vergebung bäte, und sich künftig hütete, in ebendieselbe Schwachheit wieder zu verfallen: so würde der Schaden seiner Seele noch zu heilen sein. Aber wenn er, bei jeder ähnlichen Gelegenheit, wieder von neuen neidisch oder zornig zu werden fortführe, so kann ich euch mit Gewißheit sagen, er würde lebenslang ein unglücklicher Mensch sein.

Nehmt daher ja, so oft eine neidische oder zornige Empfindung sich in euer Herz schleichen will, alle eure Seelenkräfte zusammen, und sprecht zu der garstigen Empfindung:

Fort, Neid und Zorn! Fort, fort aus meinem Herzen!
Ich leid' euch nicht darin, denn ihr erzeugt nur Schmerzen.

Ich weiß nicht, ob ich euch schon einmahl die Geschichte von Kain erzählt habe. Wie ging es dem? Er war auf seinen guten Bruder Abel böse geworden, weil der liebe Gott und seine Aeltern diesen, seiner Tugend wegen, vorzüglich lieb gewonnen hatten. Von der Zeit an konnte Kain

fast keine vergnügte Stunde mehr auf Erden haben. Immer stand ihm das Glück seines Bruders vor Augen, immer ärgerte er sich darüber, immer suchte er Gelegenheit, mit ihm zu zanken, ungeachtet ihm Abel niemahls etwas zu Leide that. Nun, was folgte am Ende daraus? Da der Zorn ihn einmahl völlig wahnsinnig gemacht hatte, schlug er seinen armen unschuldigen Bruder mit einer Keule todt, und mußte nachher, als ein verabscheuungswürdiger Bösewicht, in der weiten Welt allein umherirren. Hätte ihm damahls, als er zuerst auf seinen Bruder böse wurde, Jemand vorausgesagt, daß es einmahl so weit mit ihm kommen werde, er würde es sicher nicht geglaubt haben. Aber so geht es immer, ihr lieben Kinder, wenn man dem Laster nicht gleich anfangs widersteht. Wehe uns, wenn es in unsern Herzen erst Wurzel geschlagen hat! Dann gute Nacht, Besserung! Gute Nacht, Glückseligkeit! So wie ein Schneeball, der sich von einem Berge herabwälzt, immer größer wird, und immer schneller rollt, je weiter er herabläuft, so werden auch unsere bösen Begierden, je öfter wir sie befriedigen, und je älter wir werden, immer stärker, immer unwiderstehlicher. Also noch einmahl, ihr guten Kinder, hütet euch vor jedem Anfange im Bö-

sen; oder habt ihr ja einmahl einen Fehltritt begangen, so hütet euch, ihn noch einmahl zu begehen; sonst ist eure Tugend, sonst ist eure Glückseligkeit in Gefahr, auf immer verloren zu gehn. O, daß ich euch das mit großen Buchstaben ins Herz schreiben könnte!

Der erste Schritt — er sei nun thöricht oder weise —
Entscheidet, Jüngling, oft des Lebens ganze Reise;
Dem ersten folgt der zweite, folgt der dritte nach,
Und bei dem Ziele harrt Belohnung oder Schmach.

Dadurch also, daß ihr auf Alles, was euch gelehrt wird, fleißig achtet; dadurch, daß ihr auf Alles merkt, was euch nur immer in die Sinne fällt; und vornehmlich dadurch, daß ihr euch vor allen Lastern sorgfältig hütet, werdet ihr die Gesundheit und das Wohl eurer Seele befördern.

Aber, Kinder, ihr habt auch einen Leib, der nicht allein gesund sein, sondern auch genährt und gepflegt zu werden verlangt. Ich glaube, euch nicht erst sagen zu dürfen, daß es traurig ist, hungern oder dursten zu müssen, oder keine Kleider, kein Bett, keine Wohnung zu haben. Woher bekommt ihr aber dies Alles? Jetzt, da ihr noch klein seid, sorgen eure Aeltern dafür; aber wenn diese nun einst todt sein werden, und auch sonst Niemand mehr für euch sorgen

wird, wo wollt ihr dann alles Dasjenige hernehmen, was euch zu eurem Unterhalte und zu eurem Vergnügen nöthig ist?

Ihr denkt vielleicht: unsere Aeltern werden uns so viel Geld hinterlassen, daß wir immer genug zu leben haben. Aber, Kinder, das ist eine sehr mißliche Hoffnung; denn wenn eure Aeltern auch noch so viel Geld hätten, so wißt ihr nun schon, wie leicht sie darum kommen können. Und gesetzt, daß sie euch die größten Schätze hinterließen, wie lange würde es dauern, wenn ihr nicht gelernt hättet diese, zu Rathe zu halten?

Das einzige sichere Mittel, sich vor Armuth zu verwahren, ist, daß man sich seinen Unterhalt selbst zu erwerben, und das Erworbene sparsam zu gebrauchen lernt. Erwerbsamkeit und Sparsamkeit sind daher sehr nöthige Tugenden; denn wer nichts erwirbt und das Seinige nicht zu Rathe hält, der wird am Ende arm, und wäre er auch noch so reich gewesen. Durch seine eigne Schuld aber arm geworden zu sein, das ist ein großes Unglück.

Einer, der ohne sein Verschulden in Dürftigkeit gerathen ist, findet immer mitleidige Freunde, die sich seiner annehmen. Einer, der von armen Aeltern

geboren ist, weiß sich in seine Umstände zu schicken, weil er von Jugend auf daran gewöhnt wurde, und weil er gelernt hat, für Andere zu arbeiten: aber wenn man Etwas gehabt hat, oder haben könnte, und dann durch Faulheit, Verschwendung, unordentliche Lebensart und Nachlässigkeit arm wird, so ist man wirklich schlimm daran. Kein Mensch giebt Dem gern, der nicht zu betteln brauchte, wenn er gewollt hätte. Keiner nimmt einen solchen Menschen auch gern in seine Dienste, und wenn er noch so geschickt wäre; denn man denkt immer — und ich meine, mit Recht — wer in seinen eigenen Sachen nachlässig oder verschwenderisch gewesen ist, der wird es gewiß auch in fremden Sachen sein.

Wenn Einer, der arm geboren oder durch Unglücksfälle dürftig geworden, nur sonst ein kluger und guter Mensch ist, so wird er in manchem Falle höher geachtet, als der Reiche, der nicht so klug und nicht so gut ist. Man trauet ihm eher Etwas an, man fragt ihn um Rath, und sucht seine Freundschaft, weil man, so arm er auch ist, doch durch seine Ehrlichkeit und durch seine Vernunft Nutzen von ihm ziehen kann. Aber der Dürftige, der sich selbst arm gemacht hat, da er sein gutes Auskom-

men hätte haben können, der ist überall verachtet und verhaßt, weil er selbst Schuld daran ist, daß er nichts mehr hat, womit er andern Menschen nützen könnte, und nun vielmehr selbst Andern beschwerlich fallen muß. Man traut ihm nichts an, weil man weiß, wie schlecht er mit dem Seinigen gewirthschaftet hat. Man erwartet keinen guten Rath von ihm, weil er sich selbst so übel gerathen hat. Und da man ihn also zu nichts weiter gebrauchen kann, als wozu man ein Pferd oder einen Ochsen, die gesunde Glieder haben, auch gebraucht, so hält man ihn auch nicht viel besser. Seht, Kinder, so viel kommt darauf an, daß ihr Das, was ihr habt, zu Rathe haltet, und durch redliche Betriebsamkeit zu vermehren sucht. Merkt euch daher die Lehre:

Erwerbsamkeit und Sparsamkeit,
Die schützen uns vor Dürftigkeit;
Die füllen Küch' und Keller an,
Daß man den Armen speisen kann.

Ich will euch bei dieser Gelegenheit die Geschichte von einem sparsamen Knaben erzählen, der großes Glück machte, ungeachtet er von Haus aus keinen Heller gehabt hatte. In London (ihr wißt doch, wo diese Stadt liegt?) hatte ein reicher Kaufmann ein blutarmes Kind, das keine Aeltern mehr hatte,

zu sich in sein Haus genommen. Weil der arme Junge, der Richard Whittington hieß, noch so klein war, so konnte er anfänglich zu nichts gebraucht werden. Man ließ ihn daher nur so im Hause umherlaufen. Und da machte er sich selbst ein Geschäft daraus, verlorne Stecknadeln und hingeworfenen Bindfaden aufzusuchen und sorgfältig zu verwahren. Wenn er dann ein Dutzend Stecknadeln und eine Rolle Bindfaden gesammelt hatte, so brachte er Beides seinem Herrn in die Schreibstube. Das gefiel dem Kaufmanne wohl; denn er sah daraus, daß der Junge haushälterisch und treu werden würde. Von der Zeit an gab er sich mehr mit ihm ab, und gewann ihn lieb.

Da nun eines Tages der Hausknecht junge Katzen ersäufen wollte, bat der Knabe seinen Herrn, daß er ihm erlauben möchte, eine davon aufzuziehn, um sie nachher zu verkaufen. Es wurde ihm verwilliget; und nun futterte er das junge Kätzchen, bis es groß geworden war. Nach einiger Zeit wollte der Kaufmann ein großes Schiff mit Kaufmannswaaren nach einem fremden Lande senden, um diese Waaren allda zu verkaufen. Da er nun eben hinging, um zu sehen, ob Alles ordentlich eingepackt sei, begegnete ihm der Knabe, der seine Katze auf

dem Arme trug. Richard, sagte er zu ihm, hast du nicht auch Etwas mitzuschicken, was du verhandeln könntest? Ach, lieber Herr, antwortete der Knabe, Sie wissen ja wol, daß ich arm bin, und nichts, als diese Katze habe. Nun, so schicke deine Katze mit, sagte der Kaufmann; und der Junge lief mit ihm hin zum Schiffe, und setzte seine Katze darauf. Das Schiff segelte ab.

Nach einigen Monaten kam dasselbe bei einem bisher noch nicht bekannten Lande an. Man stieg aus, und hörte, daß es von einem Könige beherrscht werde. Da dieser erfuhr, daß Fremde angekommen wären, ließ er einige davon zu sich fodern, und mit sich essen. Aber ungeachtet Speisen genug dawaren, so konnte man doch fast keinen Bissen davon genießen. Denn das ganze Zimmer wimmelte von Mäusen und Ratten, welche so dreist waren, daß sie scharenweise auf dem Tische umhersprangen, sich der Speisen bemächtigten, und sogar den Gästen die Bissen aus der Hand holten. Man hatte kein Mittel ausfindig zu machen gewußt, sich davon zu befreien, ungeachtet der König Demjenigen, der ein solches Mittel finden würde, ganze Klumpen Goldes zur Belohnung versprach.

Da die Fremden Dieses hörten, sagten sie dem

Könige, daß sie ein Thier mitgebracht hätten, welches alle diese Mäuse und Ratten tödten würde; und holten darauf ihre Katze her. Da hättet ihr sehen sollen, was für eine erstaunliche Niederlage diese unter den Mäusen anrichtete! In einer halben Stunde war im ganzen Zimmer keine einzige mehr zu sehen oder zu hören. Der König war darüber so froh, als wenn ihm Einer ein ganzes Königreich geschenkt hätte; und weil er unermeßliche Reichthümer besaß, so gab er für die Katze einen ganzen Sack voll Goldes hin. Das Schiff eilte nun zurück.

Wäre der Kaufmann, dem es gehörte, ein Betrüger gewesen, so würde er das Gold für sich behalten und dem armen Richard nichts davon gesagt haben. Aber er war ein grundehrlicher Mann. Kaum hatte er daher gehört, wie viel Gold die Katze eingebracht hatte, so ließ er den Knaben vor sich kommen, erzählte ihm sein Glück, und versicherte, daß Alles ihm allein gehören solle. Er ließ ihn darauf die Handlung lernen; und da der junge Mensch fortfuhr, treu, fleißig und sparsam zu sein, so gab er ihm, da er erwachsen war, seine einzige Tochter zur Ehe, und setzte ihn zum Erben aller seiner Güter ein.

Seht, Kinder, so machte Richard Whittington sein Glück durch frühzeitige Sparsamkeit. Denn

ungeachtet der Zufall das Meiste dabei that, so war doch die Sparsamkeit des Knaben die erste Ursache von Allem, was nachher erfolgte. Wäre er nicht haushälterisch gewesen, so würde er die Katze nicht zum Verkauf aufgefuttert haben; und hätte er sich durch seine Sparsamkeit nicht die Liebe des Herrn erworben, so würde dieser ihm nicht erlaubt haben, das Kätzchen für sich zu haben. Und dann würde der glückliche Zufall nicht erfolgt sein.

»Aber wie muß man es denn machen, wenn man sparsam sein und Etwas erwerben will?« fragte Hänschen, der jüngste Sohn des alten Ehrenreich.

Das will ich dir sagen, mein Kind, antwortete sein Vater. Sieh, Hänschen, da muß man sich viel Geschicklichkeit in allerlei nützlichen Arbeiten zu erwerben suchen, und sich so gewöhnen, daß man niemahls müßig sein kann. Dann muß man alle seine Sachen gehörig in Acht nehmen, sie zwar gebrauchen, wozu sie bestimmt sind, aber sich auch hüten, sie zu verderben, oder zu verlieren; endlich muß man in allen Dingen hübsch ordentlich sein, Jedes an seinen rechten Ort legen, nichts umkommen lassen, und niemahls Etwas kaufen, was man nicht nöthig hat. Dies ist das ganze Geheimniß.

Wenn ihr z. B. eure Kleider zwar anzieht, aber, so viel möglich, sie zu schonen sucht; wenn ihr in euren Büchern zwar fleißig leset, aber sie nicht beschmutzt oder zerreißet; wenn ihr Alles, was ihr gebraucht habt, wieder an seine Stelle leget, damit es nicht verloren gehe; und wenn ihr endlich euer Taschengeld nicht für Spielwerk oder Näschereien ausgebt, sondern hübsch zu Rathe haltet, bis eine Gelegenheit kommt, da ihr es für etwas wirklich Nützliches, oder zur Erreichung einer guten Absicht ausgeben könnt: so seid ihr sparsame Kinder. Und wenn ihr euch jetzt gewöhnt, Alles, was man euch aufgiebt, fleißig und gut zu machen, und euer Vergnügen in der Geschäftigkeit zu finden, so werdet ihr gewiß auch künftig erwerbsame und wohlhabende Leute werden, welches ein großes Glück ist. Denn da hat man nicht nur keine Nahrungssorgen, sondern man ist auch sicher, kein Betrüger zu werden, und immer so viel zu haben, als man andern Leuten zu geben schuldig ist. Man kann dann auch mildthätig sein, viele Hungrige speisen, viele Durstige tränken, viele Entblößte kleiden, wozu Andere, die sich nichts erworben haben, unvermögend sind. O es ist eine schöne Sache, durch Fleiß und Sparsamkeit mehr zu erwerben, als wir gebrauchen, um Denjeni-

gen, der weniger hat, als er gebraucht, mit unserm Ueberflusse auszuhelfen!

Aber denket ja nicht, daß die Sparsamkeit darin bestehe, daß man Alles, was man hat, aufhebt und verschließt, ohne für sich und andere Menschen Gebrauch davon zu machen. Nein, liebe Kinder, das ist der Geiz, ein häßliches Laster, welches Denjenigen, der davon angesteckt ist, nicht glücklich sein läßt. Denn der Geizige verliert nach und nach den Geschmack an allen unschuldigen Freuden; die ganze schöne Welt hat für ihn nichts Schönes, nichts Angenehmes mehr, als allein das Geld, welches er doch nicht zu gebrauchen Lust hat. Um dieses zu erwerben und zu sparen, entzieht er sich Vieles, was zur Gesundheit, zum Vergnügen und zur Wohlanständigkeit erfodert wird. Für das himmlische Vergnügen, welches wahre Freundschaft gewährt, hat er keinen Sinn. So wie er selbst Keinen liebt, so lieben ihn auch Andere nicht. Er dient keinem seiner Nebenmenschen, als wenn er Etwas dabei verdienen kann; und deßwegen dienen auch andere Menschen ihm nicht gern wieder. Daher kommt es denn zuweilen, daß der Geizige, gerade um seines Geizes willen, in Armuth und Elend geräth.

»Nun, das verstehe ich doch in der That selbst

nicht recht,« fiel hier der Nachbar Gutwill ein. »Wie kann der Geiz jemahls eine Ursache zur Armuth werden?«

Wie er das kann? Nun, ich muß mich wol erklären. Erinnert ihr euch nicht mehr an den ehemahligen Wechsler Veit, der da unten auf der breiten Straße wohnte? Doch, was wolltet ihr euch seiner nicht erinnern, da er erst seit fünf Jahren todt ist! Nun, war der in seinem Alter nicht so geizig, als man es nur sein kann? War er vorher, ehe er so geizig wurde, durch die Erbschaft von seiner Großmutter nicht einer der reichsten Männer der Stadt geworden? Und wurde er, dessen ungeachtet, nicht zuletzt als ein Bettler begraben? Woher kam denn das?

»Ich wüßte eben nicht, daß besondere Unglücksfälle Schuld daran gewesen wären.«

Ich auch nicht; wohl aber weiß ich, daß sein Geiz ihn arm gemacht hat. Um mit seinem geerbten Vermögen recht viel Geld auf einmahl zu gewinnen, ließ er sich zu gleicher Zeit in mannichfaltige große Handelsgeschäfte ein. Dazu hätte er drei oder vier Diener halten müssen; aber sein Geiz trieb ihn an, Alles allein verrichten zu wollen; und weil er gleichwol nicht mehr, als für Einen Menschen ar-

beiten konnte, so mußte er Manches unordentlich machen, oder vernachlässigen, wovon er Schaden litt. Seinem Gesinde gab er so wenig Lohn, und so schlechte Kost, daß sie, aus Mangel an dem Nothwendigen, der Versuchung, ihn zu bestehlen, unterlagen. Selbst seinem Viehe — denn er trieb auch Landwirthschaft, ungeachtet dies mit seinen Handelsgeschäften nicht bestehen konnte — entzog er die nöthige Nahrung, und bürdete ihm gleichwol mehr Arbeit auf, als billig ist. Daher starb ihm denn auch ein Stück nach dem andern hin, oder wurde ihm unbrauchbar. Dann wollte er sich die Haare aus dem Kopfe reißen, und prügelte, ohne Ursache, Knecht und Magd, wofür ihm von der Obrigkeit dann jedesmahl eine Geldstrafe aufgelegt wurde. Sein Haus und seine Wirthschaftsgebäude wurden baufällig. Mit wenigen Kosten hätte er sie wieder herstellen können; allein auch diese reueten ihn, und am Ende fielen sie ganz oder stückweise zusammen. Kam ein Nothleidender und flehte ihn um Hülfe an, so wies er ihn ab; kam ein Nachbar, und wollte irgend ein Hausgeräth von ihm borgen, so glaubte er immer, daß es abgenützt würde, und verweigerte es, auch wenn es dem Andern noch so nöthig war. Deßwegen war ihm denn auch keine Seele gut, kein Mensch wollte ihm

wieder dienen, und wann er irgend Etwas von einem Andern nöthig hatte, so mußte er es allemahl dreifach bezahlen. Zuletzt wollte er Alles selbst machen, sogar seine Kleider, um keinen Schneiderlohn bezahlen zu dürfen: darüber versäumte er noch mehr seine wichtigern Geschäfte, und litt immer größern Schaden. Er selbst hatte sich nie recht satt gegessen; oft hatte er die ungesundesten Speisen genossen, weil sie ihm am wenigsten kosteten; darüber wurde er nach einiger Zeit krank und elend. Er hätte vielleicht wieder gesund werden können, aber der Arzt und die Arzenei waren ihm zu theuer. Da er nach einer langen Krankheit, bei der seine Umstände immer schlechter wurden, endlich starb, hinterließ er nichts, als einen schwächlichen Sohn, einige eingefallene Häuser, einige zerlumpte Kleider, und den Namen eines niederträchtigen Geizhalses. Nun, hatte ich nicht Recht, zu sagen, daß der Geiz ihn arm gemacht habe? Und ist es nicht wahr, was das Sprüchlein sagt:

Der Geizhals muß sich sehr kastein,
Und kann sich nie des Lebens freun;
Er darbt im größten Ueberfluß,
Und hat für saure Müh nur Sorgen und Verdruß.

Hütet euch also, ihr Kinder, auch vor diesem La=

ster. Gebt nicht mehr aus, als nöthig ist, aber auch nicht weniger. Verkürzet niemahls den Arbeitsleuten ihren wohlverdienten Lohn, und wann ihr einmahl selbst Bediente halten könnt, so gebet ihnen, so viel sie gebrauchen, um gesund zu bleiben, und nach ihrem Stande glücklich zu leben, damit sie nicht in Versuchung gerathen, euch zu bestehlen. Wendet auf euren eigenen Leib so viel, als nöthig ist, um ihn gesund und stark zu erhalten. Geizt auch nicht in Ansehung eines mäßigen und erlaubten Vergnügens für euch und eure Leute, noch an den Armen, wenn ihr in Stande seid, ihnen Gutes zu thun. Alles aber, was überflüssig ist, ist schädlich. Mehr Kleider und Hausgeräth, als ihr zu eurer Nothdurft, und der eingeführten Wohlanständigkeit gemäß, gebraucht; mehr Gesinde, als ihr nöthig habt; mehr Speisen, als der Mensch bedarf, um satt und vergnügt zu werden; mehr Vergnügungen, als erfodert werden, um sich zu neuen Arbeiten wieder geschickt zu machen: das Alles verzehrt nach und nach euer Vermögen, und muß über kurz oder lang euch nothwendig unglücklich machen.

Jetzt, ihr Lieben, da Alles um uns ruht, müssen auch wir unsern Körper durch sanften Schlaf erquicken, um zu unsern Geschäften auf morgen neue Kräfte

zu sammeln. Morgen, wann der Abendstern wieder am Himmel erscheint, will ich fortfahren, euch zu lehren, was ihr noch weiter zu thun habt, um gut und glücklich zu werden.

Da wünschten sie sich einander eine gute Nacht, und gingen froh zu Bette.

Zweites Abendgespräch.

Von den Pflichten gegen Andere.

Die Sonne hatte am folgenden Tage noch nicht ganz ihren Lauf vollendet, als Gutwill mit seinen Kindern sich schon wieder unter der Linde einfand. Nicht lange, so erschien auch, von seinen eigenen Kindern begleitet, der alte Ehrenreich mit derjenigen heitern Miene, welche ihm eigen war, und welche man nicht sehen konnte, ohne selbst vergnügt zu werden.

Meine lieben Kinder, sagte er, indem er sich niedersetzte und eins nach dem andern umarmte, was ich euch gestern gesagt habe, würde beinahe hinreichend sein, euch glücklich zu machen, wenn ihr für

euch allein leben könntet. Aber die Welt ist für euch allein nicht gemacht. So gut, als ihr leben und glücklich sein wollt, so gut wollen es Andere auch. Diese andern Menschen aber, mit welchen ihr leben müßt, sind nicht immer gute und kluge Menschen; und wenn sie auch noch so gut und noch so klug wären, so sind sie doch immer Menschen, welche fehlen können, so wie ihr auch oft fehlt. Ihr müßt also lernen, wie ihr es anzufangen habt, daß ihr unter ihnen sicher, ruhig und glücklich lebt, und daß sie selbst begierig werden, zu eurem Glücke etwas beizutragen.

Für die Sicherheit ist nun wol so ziemlich gesorgt. Es war einmahl eine Zeit, Kinder, da es in diesem Stücke noch nicht so gut stand mit den Menschen, als jetzt. Das war die Zeit, da man von keiner ordentlichen Einrichtung der menschlichen Gesellschaft, von keinen Gesetzen, und von keiner Obrigkeit etwas wußte. Jeder lebte damahls, wie er wollte; Jeder suchte sich allein so glücklich zu machen, als er konnte. Keiner bekümmerte sich um den Andern; Keiner hatte dem Andern etwas zu befehlen. Jeder that, was ihm gefiel, und hatte sich vor keiner Strafe zu fürchten. — Das scheint euch, dem ersten Anblicke nach, wol gar ein glücklicher Zustand gewesen

zu sein? Aber wir wollen hören, wie es weiter ging.

Jeder also, wie ich sagte, dachte nur an sich, und Keiner ließ sich einfallen, einem Andern zu dienen oder zu helfen. Fiel einem von ungefähr ein Pferd in den Graben, oder blieb einem Andern der Wagen stecken, oder wurde ein Dritter krank unterweges: so gingen die andern Leute alle vorbei, und thaten, als wenn sie das gar nicht anginge. Wann nun Derjenige, dem dieses begegnet war, sah, daß einer von Denen, die ihn in Stiche gelassen hatten, auch einmahl in Noth gerieth, so wollte er ihm wieder nicht helfen, weil Jener ihm nicht geholfen hatte. Und so ließ immer der Eine den Andern in der Noth stecken.

Nun sind aber tausend Dinge in der Welt, die Ein Mensch allein nicht machen kann, und es entstehen tausend Fälle, wo Ein Mensch allein sich nicht zu rathen und zu helfen weiß. Ihr könnt euch z. B. nicht allein eure Häuser bauen, eure Kleider machen, eure Speisen bereiten, euch schützen, wann ein Stärkerer euch etwas zu Leide thun will, euer warten und euch helfen, wann ihr krank geworden seid. Da nun zu der Zeit Jeder bloß für sich sorgte, so war überall große Noth.

Dabei gab es nun noch überdies böse Menschen, die andern Leuten das Ihrige nahmen, wenn sie stärker waren. Drei oder Viere fielen über Einen her, jagten ihn aus seiner Hütte, raubten seine Güter, und lebten von Dem, was er in seinem sauern Schweiße erworben hatte. Indessen mußte er selbst darben, weil er allein so Vielen nicht widerstehen konnte. So lebten die armen Menschen in der ersten Zeit immer in Furcht, und nie sicher, daß nicht in dem nächsten Augenblick Einer kommen und sie aus dem Ihrigen vertreiben, oder sie wol gar todtschlagen möchte.

Endlich traten einige kluge und gute Menschen zusammen, und machten aus, daß sie sich unter einander beistehen wollten. Da aber der Eine so, der Andere anders dachte, so konnten sie nicht viel ausrichten. Sie halfen zwar einander, aber ohne Ordnung, ohne Vernunft. Der Eine kam früh, der Andere spät; der griff an, der nicht. Die bösen Menschen hatten meist die Oberhand, und waren schon im Besitze ihres Raubes, ehe noch die Andern zusammengekommen waren, um ihnen zu wehren.

Da fielen die guten Menschen, welche sich verbunden hatten, einander beizustehn, endlich auf den Gedanken, daß sie Einen oder Einige unter sich er-

wählen, und diesen Alle gehorchen wollten, wenn sie zum Besten der Gesellschaft Etwas befehlen würden. Sie machten aus, daß Jeder diesen gewählten Anführern Etwas zum Unterhalte geben solle, damit sie für die allgemeine Ruhe und Sicherheit, und überhaupt für das Glück der Gesellschaft sorgen möchten. Daher sind die Befehlshaber, die Fürsten, die Könige entstanden.

Die Anführer nun gaben fleißig Acht, wann böse Menschen den guten Etwas wegnehmen, oder zu Leide thun wollten. Sobald sie Etwas merkten, gaben sie ein Zeichen, und auf dieses Zeichen kamen Alle herbei und widerstanden dem Feinde. Kam Einer oder der Andere nicht, wenn er doch hätte kommen können, so stießen die Andern ihn aus der Gesellschaft. Denn, sagten sie, hätte der Feind dich angegriffen, so hätten wir Alle kommen müssen, weil wir es versprochen hatten, und weil wir glaubten, daß du auch uns zu Hülfe kommen würdest. Willst du nun nicht kommen und uns helfen, so wollen wir auch dir nicht beistehen.

Das dauerte nun so einige Zeit; aber man sah bald, daß es auch so noch nicht bleiben könne. Denn die erwählten Anführer waren selbst nicht alle gute Menschen, sondern Einige von ihnen waren und

wurden nach und nach herrschsüchtig, hart, grausam, habgierig und ungerecht. Sie befahlen und verordneten daher nicht immer Das, was der Gesellschaft, sondern vielmehr Das, was ihnen selbst nützlich war, begegneten dabei Denen, von welchen sie zu Anführern oder Fürsten angesetzt worden waren, mit Verachtung, Härte und Grausamkeit, und betrugen sich überhaupt so ungebührlich, daß es auf die Länge nicht mehr auszuhalten war.

Dazu kam noch Dieses: auch unter den guten Menschen selbst, die sich zu einer Gesellschaft verbunden und die Anführer gewählt hatten, entstanden nach und nach allerlei Mißverständnisse und Zänkereien, wodurch die Ruhe der Gesellschaft sehr gestört wurde. Bald glaubte der Eine von dem Andern beleidigt zu sein; bald beschuldigte ein Dritter den Vierten, daß er ihm nicht gebe, was sein sei, oder daß er ihm Etwas verderbt oder etwas Böses von ihm geredet habe. Da entstanden nun heftige Wortwechsel unter ihnen, die oft in Thätlichkeiten übergingen. Bald wollte man sich selbst Recht verschaffen, und suchte das Unrecht, welches man erlitten zu haben glaubte, an seinem Widersacher zu rächen; bald lief man hin zu einem der Anführer, und verlangte, daß dieser entscheiden solle, wer von ihnen Recht

und wer Unrecht habe. Aber dieser entschied dann oft nach Gunst und wie es ihn gelüstete, nicht nach Recht und Gerechtigkeit. Darüber lebte denn die Gesellschaft in großer Unruhe und Unzufriedenheit.

Endlich riefen die Klügsten das ganze Volk oder die ganze Gesellschaft zusammen, und stellten vor, daß es eher nicht vernünftig und gut bei ihnen hergehen könne, als bis sie Alle, nach gemeinschaftlicher Berathschlagung und Ueberlegung, festsetzen würden, wie es künftig solle gehalten werden; weil aber viele tausend Menschen nicht zugleich mit einander reden und sich berathschlagen könnten, so sollten sie diejenigen Männer, die sie für die vernünftigsten und rechtschaffensten hielten, unter sich auswählen, und diesen Vollmacht geben, in ihrer Aller Namen zu überlegen und zu beschließen, wie sie es künftig wollten gehalten wissen.

Das geschah nun; und die erwählten Stellvertreter des Volks machten zuvörderst Gesetze, d. i. Vorschriften, nach welchen künftig Jeder sich in seinem Thun und Lassen richten solle, damit Jeder wisse, was ihm zu thun erlaubt und nicht erlaubt sei. Eine sehr nützliche Einrichtung! Denn auch die besten Menschen können nicht Alles sehen, und was ihnen und der ganzen Gesellschaft gut ist.

Hätte Jeder das Recht, darüber zu urtheilen: so denket selbst, was daraus werden würde? Der würde sagen: ja, es ist gut; Der: nein, es muß so sein; Der: nein, so muß es sein; und am Ende würde immer nichts zu Stande kommen. Denn, viele Köpfe, viele Sinne. Geht es euch nicht oft auch so bei euren Spielen? Der Eine sagt: wir wollen Das spielen; der Andere: nein! wir wollen Jenes spielen; der Eine: wir müssen es so machen; der Andere: nein, wir müssen es anders machen. Und wann ihr lange genug darüber gestritten habt, so ist endlich die Zeit zum Spielen vorbei, oder ihr habt euch getrennt, und Jeder spielt nun für sich, welches lange nicht so angenehm ist, als wenn ihr zusammen spielt. So würde es auch in der Gesellschaft der Menschen gehen, wenn Jeder nur Das thun wollte, was er für gut hält. Es ist deßwegen klug gehandelt, daß ein für allemahl nach Regeln oder Gesetzen bestimmt wird, was gut und nicht gut, was recht und unrecht, was erlaubt und nicht erlaubt sein soll, und daß dann Alle sich danach richten müssen. Und das war nun geschehen.

Aber jetzt mußten auch Leute dasein, welche darauf zu sehen hätten, daß die Gesetze von Allen beobachtet würden, und die, wann Streitigkeiten unter

den Leuten entständen, nach diesen Gesetzen entschieden, wer Recht und wer Unrecht hätte. Dergleichen Personen wurden also auch in allen Oertern angesetzt, und sie erhielten Vollmacht, Diejenigen, welche die Gesetze übertreten würden, so zu bestrafen, wie es in den Gesetzen vorgeschrieben stand. Man nannte sie Richter oder Obrigkeiten.

Hiernächst bestimmten die Stellvertreter des Volks, ob es nur Ein oder mehre Oberhäupter haben wollte; worin die Macht und die Pflichten derselben bestehen sollten, und was das ganze Volk diesen seinen Oberhäuptern geben wollte, damit sie anständig leben könnten, und nicht durch Nahrungssorgen gehindert würden, für das allgemeine Wohl zu wachen. Diese Oberhäupter – Kaiser, Könige, Fürsten, Statthalter, oder wie man sie sonst nannte, — sollten dahin sehen, daß überall die Gesetze geehrt, Recht und Gerechtigkeit von den Obrigkeiten gehandhabet würden, und daß überhaupt Jeder, dem ein öffentliches Geschäft oder ein Dienst anvertraut wäre, seine Schuldigkeit thäte. Würde die Gesellschaft von andern Menschen feindselig angegriffen, so sollten sie an die Spitze des bewaffneten Volks treten, und es gegen den Feind anführen, um das gemeinschaftliche Vaterland zu schützen. Diese den Oberhäuptern auf-

getragene Gewalt und Pflicht nannte man die vollziehende Macht oder die Regierung. Und um der wichtigen Dienste willen, die sie der Gesellschaft dadurch leisteten, sollte nun auch Jedermann diese Oberhäupter vorzüglich ehren, und so oft sie im Namen der Gesetze Etwas befehlen oder verbieten würden, ihnen den strengsten Gehorsam leisten.

Da man nun aber nicht alle Gesetze, welche nöthig waren, auf einmahl machen konnte, auch gar wohl voraussah, daß in der Folge immer neue Fälle entstehen dürften, welche eine Abänderung der alten und eine Verfertigung neuer Gesetze erfodern würden; so setzten die Stellvertreter des Volks zugleich fest, wer, wann sie auseinander gegangen sein würden, den Auftrag haben solle, neue Gesetze zu mamachen und die alten, nach Beschaffenheit der Umstände, abzuändern. Einige Gesellschaften waren unvorsichtig genug, diese große Vollmacht — die gesetzgebende Gewalt — einem einzigen Menschen, ihrem Oberhaupte, anzuvertrauen, der doch, wenn er nur seinem eigenen Sinne folgte, so leicht irren, oder, wenn er ein böser Mensch war, das Recht, allen Andern Gesetze vorzuschreiben, so leicht zur Unterdrückung Aller mißbrauchen konnte. Andere Gesellschaften, welche vorsichtiger waren, verordneten,

daß von Zeit zu Zeit eine gewisse Anzahl von ihnen selbst, als Stellvertreter für Alle, zusammenkommen, und entweder mit Zuziehung des Oberhaupts, oder auch ohne desselben Mitwirkung, das Amt der Gesetzgebung verwalten sollten. Noch andere Gesellschaften glaubten ganz und gar kein Oberhaupt nöthig zu haben, und ließen die Gesetze durch ihre Stellvertreter nicht nur machen, sondern auch die Vollziehung derselben besorgen.

Diese Einrichtungen nun, welche jede Gesellschaft zu treffen für gut fand, nennt man ihre Verfassung.

Wenn nun andere Menschen, die sich zusammengerottet, und entweder noch gar keine, oder eine schlechte Verfassung hatten, die ihnen erlaubte, Ungerechtigkeiten zu begehen, eine von den wohleingerichteten Gesellschaften feindselig anfallen wollten, so mußten Alle, auf Befehl des Oberhaupts oder der Stellvertreter, sogleich mit ihren Waffen herbeieilen, um dem ungerechten Feinde Widerstand zu thun. Aber diese Einrichtung hatte doch auch noch ihre großen Unbequemlichkeiten. Oft mußte man, wenn man mitten im Arbeiten war, Alles stehen und liegen lassen, um dahin zu laufen, wo der Feind den Anfall drohete; oft wurde man ganz unvermuthet

überfallen, und da war dann Keiner in Bereitschaft, sich gegen den Feind zu stellen; oft, wenn sie auch frühzeitig genug zusammenkamen, wußten sie nicht, wie sie es angreifen sollten, um sich zu wehren, weil sie die Waffenkunst vorher nicht gehörig hatten üben können.

Hiezu kam noch Dieses. Wenn die Gesetze, die man gemacht hatte, von Allen geehrt und befolgt werden sollten, so mußten auch überall im ganzen Lande bewaffnete Leute sein, um die bösen Menschen dazu zu zwingen. Da mußten also immer viele von der Gesellschaft ihre Arbeiten liegen lassen, um mit den Waffen in der Hand die Guten zu beschützen und die Gesetze gegen die Bösen gelten zu machen; und ihr könnt leicht denken, daß das für Manchen, der zu Haus zu thun hatte, sehr beschwerlich sein mußte.

Da gerieth man denn endlich auf den Einfall, ein Theil der Gesellschaft solle bloß zum Schutze der Uebrigen leben. Dieser solle wachen, wann die Andern arbeiteten oder schliefen, daß die Gesetze nicht übertreten würden, und daß die Gesellschaft von auswärtigen Feinden nicht beunruhiget würde; und wann kein Feind vorhanden wäre, so sollten sie sich inzwischen in den Waffen üben, und lernen, wie sie sich

bei jedem Angriffe und jedem Vorfalle gegen den Feind verhalten müßten. So entstanden die Soldaten.

Diese Leute hatten nun wenig Zeit, die Felder zu bestellen, oder andere Arbeiten zu verrichten; und doch waren sie der Gesellschaft nützlich. Es wurde daher beschlossen, daß Jeder der Uebrigen Etwas von seinem Vermögen dazu hergeben solle, Diese zu erhalten. Das nannte man Abgaben. Dadurch verloren Jene zwar Etwas, aber sie gewannen dafür auch Dies, daß sie nun sicher und ruhig leben konnten, und nicht alle Augenblicke in Gefahr waren, an ihrer Arbeit gehindert zu werden. — Nun, Kinder, wisset ihr, woher die Könige oder Fürsten, die Gerichte, die Gesetze, die Soldaten und die Abgaben entstanden sind. Lernt nun auch, wie ihr es machen müßt, daß euch alle diese Einrichtungen nicht schädlich, sondern vielmehr nützlich werden mögen.

Wenn Diejenigen, welchen die Gesellschaft aufgetragen hat, die Gesetze zu geben und zu vollstrecken, kraft dieser ihrer Vollmacht uns Etwas befehlen oder verbieten, so geschieht dies immer zu unser Aller Vortheil; denn die Gesetze haben keinen andern Zweck, als den, unsere Ruhe, unser Eigenthum, unsere Freiheit und unser Leben zu sichern. Wir

müssen also überall, wo das Gesetz oder ein öffentlicher Befehlshaber im Namen des Gesetzes redet, gern und willig gehorchen. Wenn der Staat — so nennt man die Gesellschaft, nachdem sie eine gesetzmäßige Verfassung erhalten hat — Abgaben von uns verlangt, so werden sie zu unser Aller Besten angewandt. Denn er muß Soldaten erhalten, die uns vertheidigen; er muß Gerichte unterhalten, welche uns gegen das Unrecht böser Menschen schützen; er muß verständige Männer besolden, welche allerlei Mittel erfinden, wodurch die Mitglieder der Gesellschaft immer glücklicher gemacht werden können; er muß weise Lehrer unterhalten, welche uns sagen, was wir zu thun und zu lassen haben, damit es uns wohl gehe. Zu dem Allen gebraucht er Geld; und da dieses zu unserm Besten verwandt wird, so ist es billig, daß er es auch von uns nehme. Wir müssen ihm also geben, was er uns hiezu abfodern läßt.

Uns kommt es dabei nicht zu, zu fragen, warum unsere Obrigkeit diese oder jene Verfügung treffe, uns Dieses oder Jenes befehlen lasse; denn das können wir nicht immer deutlich genug einsehen; unsere Pflicht ist, dem Gesetze und Denen, die es handhaben, zu gehorchen. Laßt euch also, wann ihr ein-

mahl werdet groß geworden sein, nicht von Denen verführen, die immer über ihre Obrigkeiten und über die Gesetze klagen. Ihr wisset nun so viel, daß es euch mit glücklich macht, wann die Gesellschaft, worin ihr lebet, glücklich ist. Wodurch aber die Gesellschaft glücklich werde, das könnet ihr nicht immer einsehen; das müßt ihr also Denen überlassen, welchen die Gesellschaft aufgetragen hat, darüber nachzusinnen und es in Aller Namen anzuordnen.

Ueberhaupt, ihr lieben Kinder, ist der Gehorsam gegen Diejenigen, welche uns zu befehlen haben, es seien unser König, unser Herr, unsere Aeltern, oder unsere Lehrer, eine unserer unverletzlichsten Pflichten; denn der Ungehorsam macht uns gewiß unglücklich. Ich habe euch Kindern z. B. erlaubt, auf dem Hofe, im Garten, und unter den Linden herum, zu spielen, so viel ihr wollt. Aber ich habe euch auch zugleich verboten, bei den Brunnen zu gehen, der auf dem Hofe ist. Ueberträtet ihr nun diesen meinen Befehl, so würdet ihr euer Leben in Gefahr setzen; oder, wenn ihr auch das eine Mahl glücklich davon kämet, so würde es doch mit allen euren künftigen Vergnügungen auf einmahl aus sein. Denn, weil ich euch liebe, und gern verhindern möchte, daß ihr zu Schaden kommt, so dürfte ich euch, von dem

Augenblicke an, daß ihr ungehorsam gewesen wä-
ret, nicht mehr erlauben, auf den Hof, oder von
da in den Garten oder unter die Linden zu gehen,
weil ich mich auf euren Gehorsam nicht mehr ver-
lassen könnte, und immer besorgen müßte, daß ihr
wieder an den Brunnen ginget. Anstatt also, daß
ihr jetzt, so oft eure Schulstunden aus sind, euch
hier unter freiem Himmel so manches Vergnügen
machen könnt, müßtet ihr, so oft ich nicht Zeit hätte,
selbst mit euch zu gehen, euch gefallen lassen, in einer
engen Stube zu sitzen, und lange Weile zu haben.
Und würdet ihr dabei vergnügt sein können?

Hütet euch also vor Ungehorsam, es sei wor-
in es wolle, es sei gegen mich, oder gegen eure Leh-
rer, gegen eure künftige Herren, oder gegen eure
Obrigkeit.

Gehorsam sein ist unser Aller Pflicht!
Kein Mensch ist frei davon, selbst Fürst und König nicht.

Denn auch Fürsten und Könige müssen, wenn
sie gute Herrscher sein wollen, den Gesetzen Folge lei-
sten. Diese müssen sie ehren, sich in allen ihren Hand-
lungen danach richten, und niemahls Etwas vorneh-
men, was diesen zuwider ist. Denn nur unter die-
ser Bedingung hat man sie zu Fürsten und Königen
gemacht. Erfüllen sie dieselbe nicht, handeln sie viel-

mehr willkührlich, und ohne die Gesetze ihres Landes zu Rathe zu ziehen, so hören sie auf, Väter des Volks zu sein, so sind sie Zwingherren oder Despoten und Tirannen, die Jedermann fürchtet und hasset, und von deren ungerechter Herrschaft man sich loszumachen sucht, so bald man kann.

Denket auch nicht, ihr lieben Kinder, daß der Gehorsam etwas Beschwerliches sei, und daß es besser sein würde, wenn wir gar keine Obrigkeiten und keine Gesetze hätten. Denn Alles, was euch von diesen befohlen oder verboten wird, das wird euch deßwegen befohlen oder verboten, weil ihr und andere Menschen sonst nicht glücklich werden könntet.

Wenn man nun das Alles thut, was durch die Gesetze anbefohlen ist, und alles Das unterläßt, was sie uns verbieten; wenn man einem jeden Menschen alles Das giebt, thut und leistet, was er nach den Gesetzen von uns fodern kann: dann, ihr Kinder, ist man — gerecht. Gerechtigkeit! eine große, vielumfassende Tugend; Gerechtigkeit! die erste und heiligste aller unserer Pflichten, das Erste und Heiligste von Allem, was geübt werden muß, ehe wir auf den Namen guter Menschen irgend einen gegründeten Anspruch machen können! Man sei noch so gelehrt und geschickt, man sei noch so gefällig und

artig, man werfe ganze Säcke voll Geld unter die Armen aus, kurz, man habe noch so viele andere schätzbare Eigenschaften und Tugenden: ist man dabei nicht gerecht, giebt man dabei nicht Jedem Das, was er mit Recht von uns fodern kann, so ist man doch ein schlechter Mensch, und nicht werth, an den Vortheilen einer durch Gesetze beglückten Gesellschaft Antheil zu nehmen.

Einem Jeden das Seinige!

Dies, Kinder, müßt ihr euch mit unauslöschlichen Buchstaben ins Herz und ins Gedächtniß schreiben, um es nie zu vergessen, und es zur Richtschnur aller eurer Handlungen zu machen.

Und denke doch ja Keiner, daß wir Etwas dabei verlieren oder einbüßen, wenn wir Jedem geben und thun, was er gesetzmäßig von uns fodern kann; denn eben dieselben Gesetze, welche unser Betragen gegen Andere bestimmen, die bestimmen auch das Betragen Anderer gegen uns. Sie sichern dadurch unser Eigenthum, unsere Ruhe, unser Glück und unser Leben vor Andern, so wie sie das Eigenthum, die Ruhe, das Glück und das Leben Anderer vor uns in Sicherheit stellen. Ich will dies durch ein Beispiel erläutern.

So ist uns z. B. verboten, Jemand Schmerz

zu verursachen, es sei auf welche Weise es wolle, und es ist das Gesetz gegeben worden: wer aus thörichtem Scherze, oder aus strafbarer Unvorsichtigkeit, oder gar aus Zorn und Bosheit, einem Andern Schmerz verursacht, der wird durch Schmerz gestraft werden. Nach diesem Gesetze wird Derjenige, der Jemand schlägt, wieder geschlagen; Derjenige, der Jemand tödtet, wieder getödtet; und glaubt ihr, Kinder, daß es gut wäre, wenn man dies Gesetz uns nicht gegeben hätte? Wir wollen einmahl sehen.

Weißt du noch, mein lieber Wilhelm (so hieß der sechsjährige Sohn des alten Ehrenreich) wie dich neulich der große Bube mißhandeln wollte, da du allein nach der Schule gingest? Wie war doch das? Erzähle es uns.

»Ja, ich hatte ihm nichts gethan, lieber Vater; da kam er auf einmahl hergelaufen, und wollte mir den Zwieback wegnehmen, den mir die Mutter gegeben hatte; und da sagte ich, er sollte das bleiben lassen, es wäre mein Zwieback; und da wollte er mich schlagen, wenn ich ihm nicht gleich den Zwieback gäbe.«

Konntest du denn dich nicht wehren, mein lieber Sohn?

»Ach nein, Vater; es ist ja schon so ein großer Junge, daß er mich gleich bezwingen kann.«

Wie machtest du es denn, daß er dich mit Frieden lassen mußte?

»Ja, da er schon den Stock in die Höhe hob, um mich zu schlagen, da sagte ich: er sollte es nur thun, so wollte ich es dem Konrektor sagen, so würde er wieder Schläge kriegen. Da ließ er es bleiben, und ich behielt meinen Zwieback.«

Siehst du nun, mein Kind, fuhr hierauf Ehrenreich fort, wie gut das Gesetz ist, daß Derjenige, der Andern Schmerz verursachet, wieder Schmerz leiden muß? Wäre dieses Gesetz nicht gewesen, so würde der große Junge dir deinen Zwieback genommen, und wol noch obenein dich geprügelt haben. Aber so fürchtete er sich vor der Strafe, und ließ es bleiben.

Seht, Kinder, so ist es überall in der Welt. Daß wir sicher auf der Straße gehen, sicher unsere Geschäfte verrichten und ruhig schlafen dürfen, das haben wir lediglich diesem Gesetze zu verdanken. Wäre es nicht gegeben worden, so würde kein Mensch einen Augenblick seines Lebens sicher sein. Der Stärkere würde den Schwächern, wo er ihn fände, überfallen, ihm das Seinige rauben, ihn mißhan-

deln und wol gar todtschlagen. Besonders würdet ihr armen Kinder recht übel daran sein, weil ihr euch noch nicht wehren könnt. Man würde euch Alles nehmen, was ihr habt, man würde euch beständig necken, foppen und schlagen; und wenn man wollte, würde man euch gar tödten, ohne daß ein Hahn danach krähete.

Ihr seht also, wie gut es für euch ist, daß man diese Verordnung gegeben hat, und wie gern deßwegen ihr selbst sie befolgen müsset, wenn ihr euch nicht selbst unglücklich machen wollt. Danket also Demjenigen, der dies weise Gesetz gegeben hat, und hütet euch, es zu übertreten, und wenns auch nur in Spaß wäre. Denn aus Spaß kann leicht Ernst werden, und man hat wol eher gesehen, daß Leute, die damit anfingen, sich aus Scherz zu schlagen, am Ende Mörder wurden. So ging es dem jungen Menschen, der hier vor sechs Jahren enthauptet wurde. Er wohnte mit einem andern Jünglinge auf Einer Stube. Eines Tages, da er müßig war, fing er vor langer Weile an, sich mit seinem Freunde zu necken; aus dem Necken wurden scherzhafte Schläge, und diesen folgte eine ernsthafte Prügelei. Unglücklicher Weise traf er, nachdem der Zorn ihn wüthend gemacht hatte, seinen Freund mit einem knotigen

Stocke in die Schläfe, so daß er todt zu Boden fiel. Er wollte entfliehen; aber die Gerichtsdiener holten ihn ein, und er mußte mit seinem Leben bezahlen. Denn, sagten die Richter, wer Menschenblut vergießt, dessen Blut muß wieder vergossen werden.

Mit dem Diebstahl ist es eben so beschaffen. Wäre das Stehlen nicht verboten, Himmel! wie würde es da wieder in der Welt hergehen! Kein Mensch würde Etwas mit Sicherheit besitzen; kein Mensch, der Etwas hätte, würde einen Augenblick ruhig sein können. Es ist daher auch ein weises Gesetz, welches befiehlt: daß Derjenige, der einem Andern Schaden zufügt, oder ihm Etwas entwendet, nicht nur den Schaden oder das Entwendete wieder ersetzen, sondern auch noch überdas eine schimpfliche oder peinliche Strafe leiden soll, damit sich andere Menschen daran spiegeln mögen. Nun können wir so ziemlich unbesorgt sein, weil unser Eigenthum durch dieses Gesetz gesichert ist. Denn die Strafe, welche auf den Diebstahl folgt, ist so groß, daß Keiner, der nicht ein sehr abgehärteter Bösewicht ist, sich leicht gelüsten läßt, Jemanden Etwas zu entwenden. Denn ein erkannter und überführter

Dieb wird von der Obrigkeit ins Gefängniß geworfen, oder gar am Leben gestraft, und wenn er nicht überwiesen werden kann, aber doch in dem Verdachte der Dieberei bleibt, so wird er von allen Menschen gehaßt und verachtet. Niemand läßt ihn gern in sein Haus, Niemand gern in seinen Garten oder auf sein Feld gehen; kann man es nicht verwehren, so schließt man Alles vor ihm zu; man hat immer die Augen auf ihn gerichtet; man schickt ihm Leute nach, welche zusehen müssen, daß er nichts mitnehme. Will er Etwas von Andern leihen, so traut es ihm kein Mensch an, wenn er es auch noch so gewiß wiederzugeben verspricht. Befällt ihn ein Unglück, so hat Niemand Mitleid mit ihm; wird er dürftig, so getrauet sich Niemand, ihn aufzunehmen; und gemeiniglich wird ein solcher Mensch arm und elend.

Auch in Ansehung dieses Lasters, ihr lieben Kinder, müßt ihr euch vor dem Anfange hüten. Niemand wird gleich auf einmahl ein Dieb im Großen. Gemeiniglich fängt man mit kleinen Betrügereien an. Dann erlaubt man sich allerlei Näschereien, und wenn Einem das auch erst zur Gewohnheit geworden ist, so wird man endlich ein vollkommener Dieb; erst im Kleinen, dann im Großen.

Wißt ihr noch die Geschichte von dem Diebe,

der eben, da er gehangen werden sollte, seine Mutter ins Ohr biß? Ich habe sie euch neulich erzählt; wer hat sie behalten?

Ich, ich, rief der kleine Wilhelm, und fing folgende Erzählung an:

Es war einmahl ein Dieb, der sollte gehangen werden. Da er schon unter dem Galgen war, sah er seine Mutter, die erbärmlich weinte. Da sagte er zu dem Scharfrichter, er möge ihm doch erlauben, erst noch ein Wort mit seiner Mutter zu sprechen; und der Scharfrichter sagte, das könne er thun. Da ging er hin zu seiner Mutter und that, als wenn er ihr Etwas ins Ohr sagen wollte, und da biß er sie auf einmahl so gewaltig ins Ohr, daß die alte Frau laut zu schreien anfing. Da sagten alle Leute, die zugegen waren: Das muß doch wol ein rechter Bösewicht sein, daß er so kurz vor seinem Tode noch seine Mutter ins Ohr beißen kann! Aber der Dieb antwortete: Ihr lieben Leute, wundert euch nicht darüber! Wisset nur, daß diese meine Mutter die Ursache meiner Schande und meines Todes ist. Da ich noch ein Kind war, gewöhnte ich mir das Naschen an, und meine Mutter ließ das ungestraft hingehen. Da ich in die Schule ging, stahl ich meinen Schulfreunden die Fibeln, und wenn ich nach Hause

kam, freuete sie sich darüber und verkaufte die Fibeln. Das machte, daß ich immer mehr Lust zum Stehlen kriegte, bis ich endlich ein großer Dieb wurde. Hätte meine Mutter mich gleich anfangs bestraft, so würde es nicht so weit mit mir gekommen sein. Deßwegen biß ich sie ins Ohr, um — um — wie war's doch weiter, lieber Vater?

Nun, Wilhelm, sagte der Vater, um ihr auf eine empfindliche Weise zu erkennen zu geben, daß sie die Ursache seines Todes wäre. Seht, Kinder, so geht es immer: mit kleinen Lastern fängt man an, mit großen hört man auf! Hütet euch also vor kleinen Betrügereien, vor jedem kleinen Diebstahle, und wenn er auch nur eine Stecknadel beträfe: so werdet ihr nie in Versuchung gerathen, größere zu begehen. Merkt euch hierüber die Vorschrift:

Du sollst nicht naschen oder stehlen,
Und was du findest, nicht verhehlen,
Du sollst Betrug und Unrecht scheun,
Sonst werden Schmach und Schande dein!

Im Grunde ist jede Art von Betrügerei, und wenn sie noch so klein wäre, schon ein wirklicher Diebstahl. Und wenn sie auch von der Obrigkeit nicht allemahl so streng bestraft wird, so macht

sie doch den Betrüger gewiß eben so unglücklich, als die Dieberei den Dieb. Wenn Einer z. B. Etwas kauft, und bezahlt nicht das versprochene Geld dafür, oder Etwas borget, und giebt es nicht zurück, so will ihm nachher kein Mensch mehr Etwas verkaufen, kein Mensch mehr Etwas borgen. Und würdet ihrs nicht selbst eben so machen? Wenn ihr Einem euren Rock oder euren Hut geliehen hättet, und er gäbe ihn euch nicht wieder, würdet ihr ihm noch einmahl Etwas leihen? Mehr als einmahl läßt man sich nicht betrügen. Ein Mensch, welcher einmahl betrogen hat, ist daher eben so schlimm daran, als ein Dieb; er wird eben so sehr gehaßt und gefürchtet, man will eben so wenig mit ihm zu thun haben, und wenn er dann in Noth geräth, so nimmt sich seiner eben so wenig Jemand an.

Das hat man an dem Buchhalter meines seligen Freundes gesehen, von dem ich euch gestern erzählte.

Da dieser böse Mensch sich durch seine Betrügereien Geld genug gesammelt hatte, so wollte er eine eigene Handlung für sich anlegen. Er kaufte daher so viele Waaren ein, als er für sein Geld erhalten konnte. Nun bekommt aber ein Kaufmann nicht immer baares Geld für Das, was er verkauft, sondern er muß oft den Leuten Etwas borgen, und hat

daher auch selbst Vertrauen bei Andern nöthig, um wieder neue Waaren einkaufen zu können. Diesem betrügerischen Menschen aber wollte Keiner Etwas verkaufen, wenn er nicht baares Geld zeigte, weil Jeder besorgte, von ihm betrogen zu werden. Da er nun sein eigenes Geld verborgt hatte, und Keiner ihm Etwas leihen wollte, so mußte er seine Handlung von Tage zu Tage kleiner machen; und weil er zugleich von dem Gelde, welches er täglich lösete, leben mußte, so ging sein ganzes Vermögen in einigen Jahren gänzlich darauf. Und da war nun Keiner, der sich seiner annahm, weil er von Allen gehaßt wurde. Da er sich nun des Bettelns schämte, so wollte er sich durch Stehlen ernähren. Allein er wurde bald entdeckt, weil Jeder auf ihn Acht gab, und der Richter erkannte ihm die Strafe zu, daß er eine schwere Kette an der einen Hand und an dem einen Fuße tragen, und so zeitlebens die Karre schieben solle, damit er Keinen mehr betrügen oder bestehlen könne. So, oder auf eine ähnliche Weise pflegt es den Betrügern am Ende immer zu gehen.

Aber nicht allein beim Handel, sondern auch im Umgange mit Menschen überhaupt, müßt ihr wahrhaftig und aufrichtig sein, sonst werdet ihr euch den Haß der ganzen Welt zuziehen.

Ein Wort ein Wort; ein Mann ein Mann!

das muß euer Wahlspruch sein, wenn ihr als brave Männer leben, und auf die Achtung und das Zutrauen der Menschen Anspruch machen wollt.

Die Menschen können die Absichten und Gedanken ihrer Nebenmenschen nicht errathen, sie müssen sich also auf Das verlassen, was ihnen gesagt wird. Sagt man uns die Wahrheit nicht, so thun wir allerlei Dinge, die uns Schaden bringen. Deßwegen sind die Menschen von jeher den Lügnern so feind gewesen. Die erste Strafe, die den Lügner trifft, ist die, daß man ihm niemahls wieder glaubt, auch wenn er wirklich Wahrheit sagt.

So ging es dem kleinen Martin, der sich sehr schlimm dabei befand. Er hatte sich einige Mahl eine boshafte Freude daraus gemacht, die Nachbaren anzuführen, indem er auf der Straße plötzlich ein klägliches Geschrei erhob, als wenn ihm, ich weiß nicht was für Leid geschähe. Wenn dann die Nachbaren ihm zu Hülfe eilten, so lachte er sie aus, daß sie sich so von ihm hätten anführen lassen. Einsmahls, da er wieder auf der Straße spielte, kam plötzlich ein toller Hund auf ihn zugelaufen. Martin, der weder fliehen, noch sich vertheidigen konnte, hub an, aus Leibeskräften zu schreien: Hülfe! Hülfe!

Die Nachbaren hörten es, aber sie dachten, daß er sie wieder anführen wolle, und kamen ihm nicht zu Hülfe. Da fiel der tolle Hund über ihn her und biß ihn todt. Das hatte er also von seinem Lügen!

Hiezu kommt noch dies, daß ein Lügner gemeiniglich sein ganzes Leben hindurch ein schlechter Mensch bleibt, und fast niemahls gebessert werden kann. Ein Kind mag noch so viele andere Untugenden angenommen haben, es sei nur aufrichtig, so hats noch keine Noth; durch verständiger Leute Rath kann ihm noch geholfen werden, wenns nur immer offenherzig gesteht, was es begangen hat. Sucht es sich aber zu verstellen, sucht es seine Fehler, statt sie zu gestehen, geheim zu halten und zu beschönigen, so ist Hopfen und Malz an ihm verloren.

Denn es ist mit unsern Untugenden, ihr lieben Kinder, wie mit unsern Krankheiten. Wenn ein Kranker seinen Arzt belügt, ihm nicht Alles, was ihm fehlt, offenherzig bekennt, so kann dieser ihm nicht die rechte Arzenei verschreiben, und dann muß es immer schlechter mit ihm werden. So, wenn ein Kind seine Fehler zu verbergen sucht, können verständige Leute ihm nicht rathen, was es thun müsse, um sich diese Fehler wieder abzugewöhnen. Dann muß ein solches Kind nothwendig immer lasterhafter

werden, bis es endlich ein vollkommener Bösewicht wird. Aufrichtigkeit ist daher die größte und nothwendigste Tugend eines Kindes, so wie das Lügen unter allen das gefährlichste Laster ist, worein es verfallen kann.

Die Wahrheit schmückt ein edles Herz;
Sie sei dir heilig, selbst in Scherz!

Ihr habt Recht, lieber Nachbar, sagte Gutwill; das Lügen ist ein garstiges Laster. Aber sollte es nicht zuweilen Fälle geben, wo man aus gutem Herzen die Wahrheit verschweigen muß? Seht, ich wills euch nur gestehen, ich selbst habe erst gestern eine Unwahrheit gesagt, über die ich mir aber auch heute noch kein Gewissen machen kann, weil ich noch immer glaube, daß ich recht daran gethan habe. Ich ging gestern Abend ein wenig ins Feld, nach dem Amthofe hin. Unterweges traf ich einen armen reisenden Alten an, der schon vier Meilen gegangen war, und noch nach dem nächsten Flecken wollte, wo sein einziger Sohn, wie man ihm gesagt hatte, sehr schwer krank danieder liegt. Seine matten Glieder zitterten, und er mußte sich oft niedersetzen, weil er vor Entkräftung beinahe ohnmächtig wurde. Dennoch wollte er nicht eher ruhen noch rasten, bis er seinen armen Sohn gesehen hätte.

Indem wir so gingen, kam ein Fußsteig, der quer über den Acker lief. Sollte ich da wol gehen dürfen, fragte mich der ehrliche Alte? Das würde mir meinen Weg um eine gute Viertelstunde verkürzen. Warum nicht? antwortete ich ihm; der Weg ist ja genug betreten; ihr könnt weiter keinen Schaden darauf thun. Es ist ja auch überdies hier kein Warnungszeichen aufgesteckt. Der Alte glaubte mir, und schlug, auf seinen Stab gebückt, den Fußsteig ein; ich aber verfolgte den Weg.

Nach einer guten Weile, da ich auf eine Anhöhe gekommen war, sah ich mich nach ihm um, und, guter Gott! was mußte ich da erblicken! Ich sah, daß er von einem unmenschlichen Kerl, der ihn mit Gewalt fortschleppen wollte, erbärmlich geschlagen wurde. Mein Blut kochte; ich eilte, was ich konnte, ihm zu Hülfe zu kommen. Aber ehe ich die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, sah ich, daß der Unmensch von dem Alten abließ, und nach dem Vorwerke lief, um, wie ich nachher erfuhr, Leute herbeizurufen, welche den armen Greis ins Hundeloch schleppen sollten. Dieser rettete sich indeß durch die Flucht in den nahegelegenen Wald. Indem ich ihm nachlief, kam der Unmensch mit seinen Helfershelfern zurück, und fragte mich: wo der Alte hingegangen sei?

Dorthin, rief ich, und zeigte nach der entgegengesetzten Seite des Waldes, wo ich wol wußte, daß sie ihn nicht finden würden. Ich selbst aber eilte ihm nach, fand ihn äußerst bekümmert und kraftlos, bot ihm meinen Arm zur Unterstützung an, und begleitete ihn so bis an den Ort, wo er hin wollte. Nun sagt mir, Nachbar, habe ich Unrecht daran gethan, daß ich den bösen Leuten nicht die Wahrheit sagte?«

Behüte Gott! erwiederte Ehrenreich; wie hättet ihr Unrecht daran thun können, da ihr bloß verhütetet, daß dem armen Greise nicht noch größeres Unrecht geschah! In solchen Fällen ist es nicht bloß erlaubt, sondern auch Pflicht, die Wahrheit zu verschweigen. Lügen heißt, zu anderer Leute Schaden, oder wider seine Pflicht eine Unwahrheit reden. Wenn uns keine Pflicht antreibt, die Wahrheit zu gestehen, das heißt, wenn Niemand, der ein Recht dazu hat, uns dazu auffodert, und wenn wir überdas sehen, daß die Wahrheit einem Andern schaden, und Niemand nützen kann, so sind wir verbunden, sie zu verschweigen; und dann verdient dies Verschweigen nicht, eine Lüge genannt zu werden.

Ein solches Recht aber, ein Geständniß der Wahrheit von uns zu fodern, haben unsere Aeltern, unsere Lehrer und unsere Obrigkeiten. Sobald da-

her diese Etwas von uns zu wissen verlangen, so sind wir allemahl verpflichtet, die reine Wahrheit zu sagen. Denn diese fragen bloß deßwegen danach, um dafür sorgen zu können, daß kein Unrecht geschehe. Sagt man also diesen seinen Obern und Vorgesetzten eine Unwahrheit, so wird man mit Recht dafür bestraft und gehaßt, welches auch niemahls auszubleiben pflegt.

Wenn es nun lauter vernünftige Menschen gäbe, so wären die unausbleiblichen bösen Folgen der Lügen, die ich euch jetzt genannt habe, hinreichend, Jeden davon abzuschrecken. Aber so wie es viele Leute giebt, die dumm genug sind, sich vollzutrinken, ob sie gleich wissen, daß sie dadurch krank und elend werden, so hat es auch oft Leute gegeben, die Unwahrheiten sagten, ob sie gleich wußten, daß sie allen Glauben verlieren, und wenn es herauskäme, überall gehaßt und verachtet werden würden. Diese Leute waren desto eher geneigt zum Lügen, weil sie so schwer zu überführen waren. Denn wer kann immer erforschen, was der Andere denkt? Indessen war doch Allen daran gelegen, daß man ein Mittel finde, wodurch man diese Leute bewegen könne, die Wahrheit zu sagen. Das beste Mittel schien der Eid zu sein. Gebt Acht, Kinder, ich will euch dies Wort erklären.

Ihr müßt wissen, daß die Menschen von jeher überzeugt gewesen sind, daß Gott Alles, sogar die Gedanken der Menschen weiß, daß er Alles thun kann, was ihm gefällt, und daß er alles Böse verabscheuet und strafet. Auch wir, eure Väter, und alle andere vernünftige Menschen sind von dieser Wahrheit fest überzeugt. Wenn nun Jemand Etwas als wahr angiebt, und man sonst nicht erfahren kann, ob es sich wirklich so verhalte, so sagen die Richter zu ihm: Siehe, wir wissen nicht, ob du Wahrheit sagest, oder Lügen. Wüßten wir es, so würden wir dich wol strafen, wenn du lögest; an unserer Statt wird es Gott thun, denn Gott liebet die Wahrheit, und hasset und bestrafet die Lügen. Sie lassen ihn hierauf feierlich sagen: auch er glaube, daß Gott Alles wisse, was er denke, und er verlange, daß Gott ihn strafen möge, wenn er die Unwahrheit sage. Diese Erklärung nennt man einen Eid. Wenn nun Jemand einen falschen Eid schwört, das heißt, wenn er Gott zum Zeugen einer Unwahrheit anruft, so giebt er dadurch zu erkennen, daß nichts auf der Welt ist, was er noch achtet, sobald er nur seinen Vortheil sieht; und daß er durch nichts, weder durch Menschen, noch selbst durch Gott, kann abgehalten werden, allen Menschen zu schaden, wo

er nur Gelegenheit dazu findet. Einen solchen Menschen, Kinder, sieht man an wie den Wolf, der nur vom Raube lebet. Man hält sich eher nicht sicher, als bis er von der Erde ausgerottet ist, und überläßt ihn dann dem Gotte, dessen Strafen er nicht achtete.

Einen Eid zu schwören, ist daher eine Sache von der äußersten Wichtigkeit, wozu wir nie anders, als mit der größten Ueberlegung, und nur dann schreiten müssen, wenn es uns zur Pflicht gemacht wird, und wir unserer Sache vollkommen gewiß sind. Wer leichtsinnig, und ohne dazu verpflichtet zu sein, schwöret, der giebt dadurch zu erkennen, daß er ein Mensch sei, dem man nicht auf sein bloßes Wort glauben dürfe; und einem solchen Menschen glaubt man gemeiniglich auch dann nicht, wenn er eine Betheurung hinzufügt. Denn man denkt: wer sich kein Gewissen daraus macht, zu lügen, wenn er nicht dabei geschworen hat, der wird sich auch kein Gewissen daraus machen, seine Lügen mit Eidschwüren zu bekräftigen. Und das findet man auch wirklich in der Erfahrung bestätiget. Wollt ihr also für glaubwürdige Menschen gehalten werden, so macht es euch zum Gesetz, niemahls Etwas zu betheuern, niemahls zu schwören, es müßte denn sein, daß die Obrigkeit

euch dazu auffoderte. Aber hütet euch auch, jemahls eine Lüge zu sagen; denn gewiß, Gott unterscheidet auch ohne Eid Wahrheit und Lügen, und strafet diese ganz gewiß. Auch geschieht es selten, daß Unwahrheiten verborgen bleiben. Kommen sie nun an den Tag, so glaubt euch kein Mensch mehr; kommen sie aber auch nicht heraus, so habt ihr wenigstens beständig die Furcht und die Angst, daß ihr verrathen werden könntet, und das ist schon eine Qual, die weit größer ist, als aller Vortheil, den ihr durch Lügen erlangen könnt.

Ihr habt nun gesehen, wie viel euch daran gelegen ist, daß ihr mit Wissen und Willen euren Nebenmenschen keinen Schaden zufügt; und wie sorgfältig durch die Gesetze vorgebaut ist, daß kein Mensch dem andern vorsätzlich schaden dürfe. Aber oft geschieht es auch, daß Einer ohne seinen Willen dem Andern Schaden thut. So ist neulich in dem nächsten Dorfe Einem ein Ochs ausgerissen, und hat einem Andern ein Stück Saat abgefressen. Der, welcher den Schaden litt, wollte ihn von dem Herrn des Ochsen ersetzt haben, weil seine Nachlässigkeit Schuld daran gewesen war, daß das Thier sich losgemacht hatte. Dieser aber wollte sich zu keiner Schadloshaltung verstehn. Was geschah? Ein paar

Tage nachher ließ Der, welcher den Schaden gelitten hatte, wiederum sein Vieh auf die Saat des ungerechten Mannes treiben, dem dadurch noch einmahl so viel Schaden zuwuchs, als er hätte zu ersetzen gehabt. Das war nun freilich auch sehr unrecht von diesem gehandelt, denn man muß nie sein eigener Richter sein wollen, und sich nie der Rachsucht überlassen; aber der Andere hatte doch den Schaden, den er litt, sich selber zuzuschreiben; und ihr seht hieraus, daß es wiederum sehr weislich von den Gesetzgebern gehandelt ist, indem sie verordnet haben: daß Derjenige, durch dessen wirkliche Schuld, oder bloße Vernachlässigung und Unbedachtsamkeit ein Anderer Schaden leidet, diesen Schaden ersetzen soll. Und so verhält es sich mit allen andern Gesetzen, welche uns vorgeschrieben sind. Alle zielen auf unser eigenes und unserer Nebenmenschen Bestes ab. Wir wären also Alle verbunden, Dasjenige, was sie uns vorschreiben, zu erfüllen, auch wenn kein Mensch uns dazu zwänge, weil unser eigener Vortheil darauf beruhet. Wie vielmehr müssen wir sie zu beobachten suchen, da die Uebertretung derselben noch außerdem von der Obrigkeit bestraft wird!

Wohl uns, meine lieben Kinder, daß wir unter

Gesetzen und Obrigkeiten stehen! Durch Gesetze kommt Ordnung, durch Ordnung Glückseligkeit in die Welt. Seht nur in der ganzen Natur, wie der allweise Schöpfer selbst Alles nach unverbrüchlichen Gesetzen geordnet hat! Seht ihr dort den lieben freundlichen Mond allmählig hinter dem Gebirge emporsteigen? Wie regelmäßig ist der Gang, den Gott ihm vorgeschrieben hat, wie genau bestimmt sein Zunehmen und sein Abnehmen! So wie er in einem Monate kommt und geht, zunimmt und abnimmt, so thut er es auch in dem andern Monate. Eben so regelmäßig, eben so abgemessen ist der Lauf aller übrigen Gestirne. Da wird nirgends eine Abweichung wahrgenommen. Alles kommt und geht, scheinet und verschwindet in ununterbrochener Ordnung. Seht, ihr Lieben, dadurch hat uns Menschen Gott gelehrt, daß auch unsere Handlungen nach weisen Gesetzen müssen geordnet sein, wenn Ruhe und Glückseligkeit unter uns wohnen sollen. Noch einmahl also, wohl uns, daß wir Gesetze haben, und daß Obrigkeiten gesetzt sind, welche über die Beobachtung derselben wachen müssen!

Hier schwieg der Greis; und schweigend waren alle Gesichter gegen den herrlichen Mond gewandt, der nun in seiner ganzen Schöne am Himmel stand.

Manche frohe Empfindung schwoll bei dieser stummen Betrachtung in Ehrenreich's und Gutwill's Busen auf. Endlich drückten sie sich einander die Hände, und Jeder führte seine Lieblinge zur Ruhe.

Drittes Abendgespräch.

Von den Pflichten der Geselligkeit.

Die vorhergehenden Gespräche des alten Ehrenreich waren für Alle so unterhaltend gewesen, daß die ganze Gesellschaft am folgenden Abend, noch eine gute Stunde vor Sonnenuntergang, sich wieder bei der Linde einfand, und auf ihn wartete. — Schon hier, meine Lieben? sagte er, indem er sich freundlich zu ihnen gesellte. Es ist noch so früh; ich dächte immer, ihr spieltet erst noch eine Stunde, ehe wir unser Abendgespräch anfangen.

»O, spielen!« antworteten die Kinder, und sahen sich einander mißmüthig an.

Nun, ich freue mich, ihr guten Kinder, fuhr Ehrenreich fort, ich freue mich herzlich, euch so begie-

rig nach meinem Unterrichte zu sehen, daß euch die Lust zum Spielen darüber vergangen ist. Zur Belohnung will ich euch auch recht was Merkwürdiges sehen lassen. Kommt, folgt mir.

Er führte sie in den Garten. Hier hatte er einen jungen Bienenschwarm in ein gläsernes Bienenhaus eingefangen, in welchem man ihre Geschäftigkeit genau beobachten konnte. Das war ein Vergnügen anzusehen! Einige kamen von den Blumen zurückgeflogen, und brachten Klümpchen Wachs mit, welche sie an die Füße geklebt hatten. Andere, welche in dem Häuschen waren, nahmen ihnen dieses Wachs bei der Thür ab, und brachten es hinein. Wiederum Andere plätteten die kleinen Wachsklümpchen, und noch Andere machten kleine Zellen daraus. Einige brachten Honig ein, und füllten die Zellen damit an; und eine unter ihnen, die sie Alle vorzüglich zu bedienen schienen, und welche man daher die Königinn nennt, legte in einige Zellen Eier, aus welchen wieder junge Bienen werden sollten. Kurz, jede hatte ihr eigenes Geschäft, und keine blieb müßig. Die Kinder waren außer sich vor Freuden, da ihnen das Alles gezeigt wurde.

Der alte Ehrenreich sagte darauf: Hier, Kinder, könnt ihr von kleinen unvernünftigen Thieren

lernen, was Ordnung und gesetzmäßiges Betragen für eine schöne Sache ist. Was, meint ihr, würde daraus werden, wenn alle diese Bienen thun könnten, was sie gelüstete, und wenn nicht jede ihr besonderes, angewiesenes Geschäft hätte? Da würde jede nur für sich sorgen, nur so viel Honig einsammeln, als sie täglich gebrauchte; die jungen und diejenigen alten Bienen, welche sich auf das Honigsammeln nicht verstehen, würden verschmachten, und wann endlich der Winter herannahete, so würden alle umkommen müssen, weil sie keinen Vorrath gesammelt hätten. Diesem Allen wird durch die gesetzmäßige Einrichtung, die Gott ohne ihr Wissen ihnen vorgeschrieben hat, vorgebeugt; und ihr seht, wie wohl sie sich dabei befinden. Kinder, so müssen es die Menschen auch machen, wenn es ihnen wohlgehen soll.

Unter diesen Worten waren sie wieder auf ihrem vorigen Platze angekommen.

Aber, liebe Kinder, fuhr er fort, Vieles, was ihr thun müßt, um glücklich zu leben, hat durch die öffentlichen Gesetze nicht bestimmt werden können, weil es Handlungen betrifft, wozu Niemand gezwungen werden kann, die man vielmehr aus eigenem freien Triebe verrichten muß. Ich habe euch schon

gesagt, und ihr wißt es auch aus der wenigen Erfahrung, die ihr selbst nun schon habt, daß ihr ohne den guten Willen und die Beihülfe anderer Menschen nicht glücklich werden könnt. Zuweilen könnt ihr freilich wol die Hülfe anderer Menschen erkaufen, indem ihr euch z. B. einen Bedienten miethet, oder ein Kleid, oder sonst Etwas von Andern für Geld machen laßt; allein, meine lieben Söhne, wo wolltet ihr so viel Geld hernehmen, als ihr nöthig hättet, wenn ihr Alles bezahlen solltet, was andere Menschen dazu beitragen müssen, wenn es euch wohlgehen soll? Wenn Jemand von euch in einen tiefen Graben fiele, und ihr riefet Einem, der eben vorüberginge, zu, daß er euch helfen möchte: wie würde es euch gefallen, wenn der euch nicht anders herausziehen wollte, als für baare Bezahlung, und ihr dann gerade kein Geld bei euch hättet? Oder ihr wolltet euch einen angenehmen Zeitvertreib machen, und eure Freunde wollten euch nicht eher dazu behülflich sein, als bis ihr ihnen Dieses oder Jenes dafür verspråchet? Nicht wahr, das würde ein verdrießliches Leben geben, und ihr müßtet in kurzer Zeit arm werden, wenn ihr auch noch so viel Geld hättet. Aber sorget nicht, Kinder! So nöthig, als euch die Hülfe, der Rath und die Freundschaft ande=

rer Menschen sind, eben so nöthig sind ihnen die eurigen auch. Wenn sie sehen, daß ihr geneigt seid, ihnen zu helfen, wo ihr dazu im Stande seid; wenn sie sehen, daß ihr sie warnt, wo sie Schaden nehmen können, oder ihnen guten Rath gebt, wie sie Dieses oder Jenes anfangen müssen, um damit zu Stande zu kommen; oder wenn sie merken, daß sie in eurem Umgange Vergnügen finden, weil ihr gefällig, dienstfertig und artig seid: so werden sie von selbst eben so viel, und oft noch mehr für euch thun, als ihr für sie thatet.

Ihr müßt also keine Gelegenheit übersehen, wo ihr sie dieses merken lassen könnt. Die geringsten Kleinigkeiten sind dazu oft schon genug. Ein höflicher Gruß, ein freundlicher Blick, ein Besuch, eine kleine Handreichung sind oft schon hinreichend, euch die Gunst eurer Nebenmenschen zu erwerben. Ich habe einmahl bei einem Lustgange einen Knaben von ungefähr acht Jahren, der vor meinen Augen ins Wasser fiel, mit sehr leichter Mühe herausgezogen, und seinen Aeltern nach Hause gebracht. Ich that das bloß aus Menschenpflicht, ohne irgend einen andern Beweggrund; denn das Kind kannte ich kaum, und den Vater desselben hatte ich vielleicht nicht zweimahl in meinem Leben gesprochen. Am wenig=

sten konnte mir einfallen, irgend eine Art von Belohnung dafür zu erwarten. Aber was geschah? Einige Wochen danach wurde ich krank. Da hättet ihr sehen sollen, Kinder, wie der ehrliche Mann mir meinen geringen Dienst belohnte. Er ging fast nicht von meinem Bette; er schickte mir alle Tage das gesundeste Essen, was er nur anzuschaffen vermochte; er fuhr ohne mein Wissen nach einem, vier Meilen von hier entlegenen Orte, und holte einen geschickten Arzt, der mich wieder herstellte; und wer weiß, ob ich nicht damahls gestorben wäre, wenn der Mann nicht so für mich gesorgt hätte. Laßt euch also das ja gesagt sein, daß ihr alle Menschen, die um euch sind, lieben, und, so viel ihr könnt, sorgen müßt, daß ihnen wohl sein möge. So oft ihr sehet, daß Jemand eurer Hülfe benöthiget ist, so stellt euch gleich in Gedanken an seine Stelle, und ihn an die eurige. Alsdann fragt euch selbst: was würde ich wol von diesem Menschen erwarten, wenn er ich, und ich er wäre? und was ihr dann von ihm wünschet, das thut ihm auch.

Siehst du es gern, daß Andere dir dienen,
So diene, wo du kannst, auch ihnen!

Ich habe euch neulich eine Fabel erzählt, wobei

ihr euch an die Pflicht der Dienstfertigkeit erinnern könnt; habt ihr sie behalten?

Jakob, Gutwill's ältester Sohn, erinnerte sich zuerst daran, und erzählte sie mit folgenden Worten:

»Die Glieder des menschlichen Körpers wurden einmahl überdrüssig, sich einander zu dienen, und wollten es nicht mehr thun. Die Füße sagten: Warum sollen wir allein euch Andere alle tragen und fortschleppen? Schafft euch selbst Füße, wenn ihr gehen wollt. Die Hände sagten: Warum sollen wir allein für euch Andere arbeiten? Schafft euch selbst Hände, wenn ihr welche gebraucht. Der Mund brummte: Ich müßte wol ein großer Narr sein, wenn ich immer für den Magen Speisen kauen wollte, damit er sie nach seiner Bequemlichkeit verdauen möge; schaffe sich selbst einen Mund, wer einen nöthig hat! Die Augen fanden es gleichfalls sonderbar, daß sie allein für den ganzen Leib beständig Wache halten, und für ihn sehen sollten. Und so sprachen auch alle die übrigen Glieder des Leibes, und eins kündigte dem andern den Dienst auf. Was geschah? Da die Füße nicht mehr gehen, die Hände nicht mehr arbeiten, der Mund nicht mehr essen, die Augen nicht mehr sehen wollten, so fing der ganze Körper in allen seinen Gliedern an, zu welken und

allmählig abzusterben. Da sahen sie ein, daß sie thöricht gehandelt hatten, und wurden einig, daß es künftig nicht wieder geschehen solle. Da diente wieder ein Glied dem andern, und Alle wurden wieder gesund und stark, wie sie es vorher gewesen waren.«

Das war recht gut erzählt, mein Sohn, fuhr der alte Ehrenreich fort, indem er ihm freundlich auf die Wangen klopfte. Gewisse Leute, ihr Kinder, sind bloß aus Trägheit undienstfertig; andere hingegen gar aus Neid. Ein abscheuliches Laster! Ich will euch sagen, worin es besteht. Es giebt gewisse thörichte und verwöhnte Menschen, welche mit Dem, was sie haben, sich so wenig zu begnügen wissen, daß sie unzufrieden werden, so oft sie sehen oder hören, daß es andern Leuten wohl, oder gar noch besser, als ihnen, geht. Wenn sie z. B. sehen, daß ein Anderer ein besseres Kleid trägt, als das ihrige ist; oder wenn sie von Jemand etwas Gutes rühmen hören, welches sie selbst nicht an sich haben: so werden sie immer mißvergnügt darüber. Dieses Mißvergnügen nun, welches ein solcher Mensch über das Glück eines Andern empfindet, wird Neid genannt. Nun müßt ihr aber wissen, daß neidische Menschen überall gehaßt werden. Denn da sie nicht gern sehen, daß es einem Andern wohlgeht, so helfen

sie auch Andern ungern, und rathen ihnen selten; und deßwegen hilft auch ihnen Niemand gern. Was haben die dummen Menschen davon? Nichts, als Mißvergnügen. Wenn sie klug wären, so würden sie über das Glück ihrer Nebenmenschen sich freuen; und dann würden auch diese sich wieder über ihr Glück freuen, und es zu befördern suchen. Aber weil sie dumm sind, so thun sie das Gegentheil, und daher geht es ihnen denn auch so, wie es dem kleinen Peter Neidhart ging, dessen Geschichte ich euch, wenn ich nicht irre, schon einmahl erzählt habe; nicht?

Die Kinder konnten sich nicht besinnen, und der alte Ehrenreich fuhr fort:

Peter Neidhart war der Sohn eines rechtschaffenen Vaters, der Alles, was er im Vermögen hatte, daran wenden wollte, seinen Sohn recht gut erziehen zu lassen. Er schickte ihn daher auf ebendieselbe Schule, auf welcher ich damahls von meinen Aeltern gehalten wurde. Nun waren da viele Kinder reicher Leute, welche besser gekleidet gingen, als er. Das verdroß den kleinen Thoren. Aber er ließ es dabei nicht bewenden, sondern suchte, wo er nur konnte, den Andern ihre schönen Kleider zu beschmutzen und zu verderben. Das war nun schon sehr

arg; und doch wäre es damahls noch Zeit gewesen, diesen bösen Fehler abzulegen, wenn er nur dem Rathe der Lehrer hätte Gehör geben wollen. Weil er das aber nicht that, so wurde es immer schlimmer mit ihm, und seine Mitschüler gaben ihm daher denjenigen Namen, der seine Gemüthsart ausdruckte, und den er nachher immer behalten hat.

Nach und nach fing er an, seinen Schulfreunden auch alles Vergnügen zu mißgönnen, welches sie bei ihren Spielen genossen, und zeigte sich als einen so unleidlichen Spielverderber, daß die Lehrer sich genöthiget sahen, ihn von unsern Vergnügungen auszuschließen. Das ärgerte ihn nun noch mehr, und der Verdruß über unser Vergnügen machte ihn unfähig, aufmerksam zu sein, wenn Etwas gelernt werden sollte. Daher konnte er denn auch niemahls so gut antworten, als wir Andern, wenn uns das Gelernte abgefragt wurde. Natürlicher Weise bezeigten dann die Lehrer uns ihre Zufriedenheit, ihm aber ihre Unzufriedenheit. Neue Ursache zum Verdruß!

Kurz, das ging von Tage zu Tage, von Stufe zu Stufe, am Ende so weit, daß er nach einiger Zeit ganz unfähig wurde, etwas Nützliches zu lernen, weil seine Seele immer verdrießlich und mürrisch war. So verstrich nun seine beste Jugendzeit,

ohne daß er die mindeste Geschicklichkeit erwarb, wodurch er sich nachher in der Welt hätte forthelfen können. Daher hatte er die beständige Kränkung, daß kein Mensch mit ihm Etwas zu thun haben wollte, weil man sich vor seiner Gesellschaft wie vor der Gesellschaft eines Aussätzigen scheuete. Da nun die Lehrer sahen, daß gar nichts bei ihm auszurichten war, so hießen sie ihn endlich gehen.

Sein bekümmerter Vater suchte ihn auf einer andern Schule unterzubringen, aber da wollte man ihn auch nicht haben, weil man von seiner schlechten Gemüthsart schon gehört hatte. Er wollte ihn darauf ein Handwerk lernen lassen, aber der Meister, zu dem er ihn brachte, sagte: Haben die gelehrten Herren nichts aus dem Burschen machen können, so werde ich noch weniger dazu im Stande sein. — Das Alles kränkte nun seinen guten Vater so sehr, daß er starb.

Und nun sah Neidhart sich in der allergrößten Verlegenheit. Ohne Vermögen, ohne Geschicklichkeit, ohne Freunde — was sollte er thun? Er sah sich genöthiget, sein Leben lang als ein Taugenichts und Landstreicher sich in der Welt umher zu treiben, und oft bei Denen um eine Mahlzeit oder um ein altes Kleidungsstück zu betteln, deren Vergnü-

gen er in seiner Jugend auf alle mögliche Weise zu stören gesucht hatte. — Nun sagt, Kinder, hättet ihr wol an dieses Peter Neidharts Stelle sein mögen? Doch das brauche ich ja nicht erst zu fragen; wer will gern unglücklich sein?

Vermeidet also ja das Laster des Neides, und gewöhnt euch vielmehr, an jedem Glücke oder Unglücke eurer Nebenmenschen einen herzlichen Antheil zu nehmen.

Nie freut ein edler Mensch sich bei des Andern Leiden;
Er weint bei fremdem Schmerz und freut sich fremder Freuden.

Um es aber dahin zu bringen, müßt ihr sorgfältig über euer Herz wachen, daß es von Stolz und Hochmuth frei bleibe. Denn ein hochmüthiger Mensch bildet sich gemeiniglich ein, daß Alles nur für ihn erschaffen sei, und er kann deßwegen nicht leiden, daß es andern Menschen eben so wohl, oder gar besser, als ihm, gehe. Neid und Hochmuth sind daher von jeher mit einander verbunden gewesen. Ein hochmüthiger Mensch aber kann niemahls glücklich sein. Denn bald sieht er Leute, welche Vorzüge haben, die er selbst nicht hat, und ärgert sich darüber; bald sieht er Andere, welche ebendieselben Vorzüge haben, die er hat, und wird von neuen unzu-

rieden, daß er nicht der Einzige ist, der sie hat. Wie schwach ein solcher Mensch an Verstande sein müsse, sieht man auch daraus, daß er es recht darauf anlegt, seine Absicht zu verfehlen. Er wünscht nämlich, sich geehrt und über alle Menschen erhoben zu sehen. Aber weil er selbst gegen Jedermann stolz ist, und alle Andere gegen sich verachtet, so verachten ihn deßwegen alle Andere wieder, und das kränkt ihn denn gar sehr. Wäre er hingegen selbst bescheiden, höflich und gefällig gegen Andere, so würden diese sich wieder eben so gegen ihn betragen, und dann würde er Freude haben. Denn die Menschen sind durchgängig eben so geneigt, Denjenigen, der sie liebt, und ihnen Achtung erzeigt, wieder zu lieben und hochzuschätzen, als sie geneigt sind, Denjenigen zu hassen und zu verachten, der ihnen selbst auf eine gehässige und verächtliche Weise begegnet. Es ist daher sehr wahr, was das Sprichwort sagt:

Hochmuth kommt vor dem Falle.

Indem ich aber vom Hochmuthe rede, so müßt ihr euch wohl in Acht nehmen, nicht die Ehrliebe damit zu verwechseln, welche kein Laster, sondern vielmehr eine nöthige Tugend ist. Ich will sehen, ob ich den Unterschied euch begreiflich machen kann.

Die Ehre, nach welcher der Hochmüthige strebt,

und welche auch dem Ehrliebenden werth ist, besteht in der guten Meinung, welche andere Menschen von uns und von unserer Aufführung haben; so wie im Gegentheil die Schande in dem schlimmen Urtheile Anderer über uns und unsere Aufführung besteht. Nun giebt es eine wahre und eine falsche Ehre, so wie es auch eine wahre und eine falsche Schande giebt. Wenn nämlich das Gute oder das Böse, welches man uns nachsagt, wirklich etwas Gutes oder Böses ist, und wenn das Urtheil der Menschen, daß wir es an uns, oder durch unsere Handlungen begangen haben, wirklich begründet ist, so haben wir wahre Ehre, oder wahre Schande. Lobt oder tadelt man uns hingegen, ohne daß wir Lob oder Tadel verdienen, so legt man uns falsche Ehre oder falsche Schande bei, wodurch wir in der That weder geehrt, noch geschändet werden.

Der erste Unterschied nun zwischen einem ehrliebenden und einem hochmüthigen Menschen besteht darin, daß jener die gute Meinung Anderer von sich und seiner Aufführung durch wirklich gute Eigenschaften und Handlungen zu verdienen, dieser hingegen auf alle mögliche Weise, es sei mit Recht oder mit Unrecht, sie zu erzwingen sucht. Der Ehrliebende also trachtet nur nach wahrer Ehre, oder

vielmehr nach dem Guten, wodurch wahre Ehre erworben wird, und er würde dieses Gute lieben und danach trachten, auch wenn es von Andern nie gelobt, und er von ihnen deßwegen nie geehrt würde. Dem Hochmüthigen hingegen ist es bloß darum zu thun, gerühmt und geehrt zu werden, er mag es verdienen oder nicht. Jener wird daher niemahls etwas Unedles unternehmen, um sich hervorzuthun, diesem hingegen ist es gleichviel, ob sein Betragen an sich schön oder häßlich ist, wenn er es nur so einrichten kann, daß es von Andern gelobt wird.

Ein zweiter Unterschied zwischen Beiden ist der, daß der Ehrliebende gar wohl leiden kann, daß andere Menschen auch ihre Vorzüge haben, die ihnen Lob erwerben, der Hochmüthige hingegen nicht. Dem ist jede gute Eigenschaft, die ein Anderer besitzt, und jede rühmliche Handlung, die ein Anderer begeht, ein Dorn im Auge, der ihm empfindliche Schmerzen macht. Er kann daher nicht eher ruhen noch rästen, bis er die gute Meinung, welche Andere von einem Menschen haben, verschlimmert hat.

Daher kommt es denn auch, daß hochmüthige Menschen gemeiniglich dem häßlichen Laster der Verleumdung und der Verkleinerung ergeben sind. Erfahren sie nämlich von Jemand den geringsten Feh-

ler, so breiten sie ihn überall aus, und lachen und freuen sich darüber, daß ihr Nebenmensch gefehlt hat. Oft, wenn sie keine wirkliche Fehler an Jemand bemerken können, legen sie sich aufs Lügen, und dichten ihm Fehler an, die er niemahls hatte. Bemerken sie hingegen an ihm etwas Gutes, so nehmen sie sich wohl in Acht, davon zu reden; und wird in ihrer Gegenwart von Andern davon gesprochen, so geben sie sich alle mögliche Mühe, dieses Gute zu verkleinern, oder so zu verdrehen, daß es böse scheinen muß. Nun, Kinder, was dünket euch von solchen Leuten?

Fi! das müssen ja häßliche Menschen sein! antworteten die Kinder.

Ja wol häßliche Menschen, fuhr unser Alter fort; allein auch recht dumme Menschen, so verschlagen sie in andern Stücken sein mögen. Denn sie machen, daß Jedermann sie verabscheuet, und daß Keiner mit ihnen umgehen will, weil kein Mensch es gern hat, daß man übel von ihm spricht und ihn verächtlich macht. Ein verleumderischer Mensch hat daher keinen wahren Freund, und zu seiner gewöhnlichen Gesellschaft hat er nur solche Leute, welche sich gleichfalls das Nachreden angewöhnt haben. So lange solche Leute bei einander

sind, stellen sie sich, wer weiß, wie freundschaftlich gegen einander, und reden Alle nur von Abwesenden Böses; kaum aber sind sie auseinander gegangen, so verlästert Einer den Andern, so sehr er kann. Das sind euch rechte Freunde; nicht wahr?

Oft ist das Verlangen, für einen unterhaltenden, witzigen Menschen gehalten zu werden, die erste Verführung zur Verleumdung. Man sucht seine Gesellschaft durch Spöttereien über gegenwärtige oder abwesende Personen zum Lachen zu bewegen, und ist Einem das erst einige Mahle gelungen, so wird die Begierde, Andere lächerlich und verächtlich zu machen, immer stärker, bis man ihr am Ende gar nicht mehr widerstehen kann.

Hütet euch also, ihr Lieben, vor der Neigung zum Spotten und vor jeder Art von Tadelsucht. Gewöhnt euch vielmehr an, von allen Menschen, besonders von Abwesenden, ohne dringende Noth, nichts als Gutes zu sagen; und wenn ihr etwas Böses von Jemand wißt, so verschweigt es, so lange euch keine besondere Pflicht zum Reden zwingt. Reden andere Leute in eurer Gegenwart von einem Abwesenden Böses, so nehmt euch seiner an, und vertheidigt oder entschuldigt ihn, so gut ihr könnt. Dies wird euch bei allen Menschen beliebt machen, und Alle

werden dadurch geneigt werden, euch ebendenselben Dienst zu erweisen, wenn von euch in eurer Abwesenheit auch einmahl übel gesprochen wird.

Rühme gern, was rühmlich scheint;
Tadeln macht dir keinen Freund.
Wo du kannst, da decke du
Deines Nächsten Fehler zu,
Wär der Nächste auch dein Feind!

Ueberhaupt, meine lieben Kinder, seid versichert, daß die meisten Menschen sich so gegen euch verhalten werden, wie ihr euch gegen sie verhaltet. Wenn ihr euch gegen Andere bescheiden, dienstfertig und freundlich beweiset, so werden auch sie sich eben so gegen euch betragen. Besonders ist die Freundlichkeit ein sicheres Mittel, sich beliebt zu machen, so wie hingegen ein mürisches und verdrießliches Wesen uns bei Jedermann verhaßt macht. Einem freundlichen, lieblichen Gesichte kann fast Keiner widerstehen. Es zwingt uns, wir mögen wollen oder nicht, Denjenigen zu lieben, an dem wir es bemerken. Eben so unmöglich ist es uns, einem Menschen gut sein, der immer verdrießlich und mürisch ist. Kein Mensch mag gern mit ihm umgehen, weil man in seiner Gesellschaft unmöglich vergnügt sein kann. Auch scheut man sich, ihm irgend einen

Dienst zu erweisen, denn gemeiniglich dankt er Einem mit einer so sauern Miene, daß man nie weiß, ob man es ihm auch recht gemacht habe, oder nicht. Solche Leute haben daher selten einen wahren Freund, und selten werden ihnen von Andern Gefälligkeiten erwiesen; denn eine freundliche Miene ist ja doch das Wenigste, was man für seinen Dienst erwarten kann.

Solche mürrische Leute sind gemeiniglich auch zum Zorne geneigt. Sie werden nämlich bei der geringsten Beleidigung, welche oft nur Scherz oder Mißverständniß war, sogleich außer sich gesetzt, und schlagen zu, oder schelten und fluchen, als wenn man ihnen, ich weiß nicht was, zu Leide gethan hätte. Das ist eine gefährliche Krankheit der Seele, die Denjenigen, der damit behaftet ist, gewiß unglücklich macht. Denn der Zorn ist eine Art von Raserei, in der wir tausend Dinge begehen, die wir nachher zu bereuen Ursache haben. Präget euch dies durch den Denkspruch ein:

Unrecht zornig zu erwiedern,
Schafft nur Unglück, ziemt nicht Brüdern.

Ich habe euch schon einige traurige Geschichten davon erzählt, und könnte, wenns nöthig wäre, euch noch viele andere von Solchen erzählen, die im Zorn

Todtschläger wurden, und unter Scharfrichters Händen sterben mußten. Aber wenn auch dies nicht zu besorgen wäre, so würde uns der Zorn an sich schon elend genug machen. Habt ihr schon jemahls einen zornigen Menschen gesehen, Kinder?

Ach ja, lieber Vater! riefen die Kinder; die beiden Männer, die sich da neulich auf der Straße prügelten; die waren recht zornig!

Nun, habt ihr bemerkt, wie diese beiden unsinnigen Leute aussahen? Wie ihre Gesichter verzerrt waren, wie ihre Augen zu brennen schienen, wie der Schaum ihnen vor dem Munde stand, und wie sie vor Wuth kaum reden konnten? Könnt ihr euch einbilden, daß ihnen wohl dabei gewesen sei? Und sah man es ihnen nicht vielmehr deutlich genug an, daß sie innerlich ganz entsetzlich leiden mußten? Gewiß, der Zorn muß eine schmerzhafte Empfindung sein.

Dazu kommt noch Dieses. Weil es so unangenehm und so gefährlich ist, mit zornigen Leuten umzugehen, so fliehet Jedermann ihre Gesellschaft, und sie müssen daher auf alle Freuden der Geselligkeit und der Freundschaft Verzicht thun. Sogar unbekannte Leute scheuen sich vor ihnen, weil man es ihrem Gesichte ansieht, daß sie leicht wüthend werden

können. Man geht ihnen daher aus dem Wege, wie gewissen Thieren, von welchen man sich nichts Gutes versieht; und wenn sie dann einmahl fremder Hülfe benöthiget sind, so haben sie keinen Freund, der sich ihrer annähme. In der That ein kläglicher Zustand!

Eben so elend werden andere Menschen durch das Laster der Unversöhnlichkeit. Es giebt nämlich gewisse, nicht bloß dumme, sondern auch zugleich sehr boshafte Menschen, die gar keinen Fehler an Andern, gar keine Beleidigung vergeben können, und wenn Derjenige, der sie beleidiget hat, es auch noch so sehr bereuet. Das sind abermahls eben so dumme, als gefährliche Leute. Denn da auch die besten Menschen fehlen und aus Unwissenheit oder Uebereilung Jemand beleidigen können, so muß Jeder sich fürchten, mit einem unversöhnlichen Menschen Gemeinschaft zu haben. Denn wenn man's nur im geringsten mit ihm versieht, so wird er gleich unser beständiger Feind, der nichts als Rache sucht. Wer mag mit einem solchen Menschen zu thun haben? Und was gewinnt er dabei? Was kann es ihm nützen, wenn ein anderer Mensch unglücklich wird? Will er Andere dadurch abschrecken, daß sie ihn nicht beleidigen sollen, so schreckt er zugleich auch seine Freunde

ab, daß sie ihm nicht helfen, weil sie ihn dabei unvermuthet beleidigen könnten. Macht sich also ein solcher Mensch nicht äußerst unglücklich! Denn wie kann ein Mensch unglücklicher sein, als wenn ihn Niemand liebt, Niemand mit ihm umgehen, Niemand ihm helfen will, und wenn sich Jedermann vor ihm fürchtet?

Weit klüger also handeln die versöhnlichen Menschen, welche die ihnen zugefügte Beleidigung bald vergeben und vergessen können. Die machen sich nicht bloß Denjenigen, gegen welchen sie sich so großmüthig bezeigen, sondern auch alle andere Menschen, die Etwas davon hören, zu Freunden. Denn wir können uns unmöglich enthalten, Denjenigen zu lieben, an dem wir Güte und Großmuth wahrnehmen. Und wenn wir einen solchen Menschen auch niemahls gesehen haben, so müssen wir ihm doch gut sein, sobald man uns eine solche edle That von ihm erzählt. Versucht's einmahl, ob ihr einem gewissen Joseph gram sein könnt, dessen Geschichte ich euch jetzt erzählen will.

Vor alten Zeiten lebte ein Mann, der hieß Jakob. Dieser hatte zwölf Söhne, die ihm alle lieb waren. Aber am liebsten unter Allen hatte er einen der jüngsten von ihnen, Namens Joseph, weil er

unter allen der artigste und gehorsamste war. Das verdroß nun die Andern, und ihr Neid und ihre Bosheit gingen am Ende so weit, daß sie ihn umbringen wollten. Sie warfen ihn nämlich, da sie mit ihm allein in einem großen Walde waren, in eine tiefe Grube, worin er verhungern sollte. Nur Einer unter ihnen hatte noch einiges Mitleid mit ihm. Da dieser eben fremde Kaufleute vorbeiziehen sah, so beredete er die Andern, daß sie ihren Bruder wieder aus der Grube herauszögen, und diesen Kaufleuten als einen Knecht verkauften. Denn damahls kaufte und verkaufte man Menschen, wie man jetzt das Vieh zu Markte bringt. Diese Kaufleute nun führten den armen Joseph weit weg, in ein fremdes Land, und seine boshaften Brüder machten ihrem alten Vater weiß, daß ihn ein Wolf im Walde aufgefressen habe.

Dem armen Joseph ging es in dem fremden Lande anfangs ziemlich gut. Aber da die Frau seines Herrn ihm einmahl etwas Böses zumuthete, und er es nicht thun wollte, so verleumdete sie ihn bei ihrem Manne so sehr, daß er ihn ins Gefängniß werfen ließ. Hier hatte er Gelegenheit, einem vornehmen Manne, den der König, ich weiß nicht warum, in das nämliche Gefängniß hatte setzen las-

sen, einen Dienst zu leisten; und da dieser wieder auf freien Füßen war, so erinnerte er sich seiner bei einer guten Gelegenheit, und empfahl ihn dem Könige. Der König ließ ihn zu sich kommen, und da er fand, daß er ein sehr verständiger und redlicher Mensch war, so gewann jener ihn lieb, und machte ihn am Ende gar zu seinem ersten Minister, der über Alles zu befehlen hatte.

Nun fügte es sich nach einigen Jahren, daß eine sehr theure Zeit einfiel. Glücklicher Weise hatte Joseph es vorhergesehen, und so viel Korn aufgekauft, daß er nun das ganze Land damit versorgen konnte. In allen andern Gegenden war große Hungersnoth, auch da, wo der alte Jakob mit seinen Söhnen wohnte. Dies bewog den alten Mann, seine Söhne nach demjenigen Lande zu schicken, in welchem Joseph (den er für todt hielt) noch Korn zu verkaufen hatte. Kaum waren die Kinder Jakobs daselbst angekommen, so wurden sie von Joseph erkannt; sie selbst aber erkannten ihn nicht, weil er sich sehr verändert hatte.

Wäre nun Joseph unversöhnlich und rachgierig gewesen, was hätte er nicht Alles mit seinen Brüdern vornehmen können! Er brauchte ihnen nur kein Getreide zu geben, so hätten sie verhungern

müssen. Er hätte sie züchtigen, ins Gefängniß werfen, ja hinrichten lassen können, wenn er gewollt hätte. Auch war die Beleidigung, die sie ihm zugefügt hatten, nicht geringe; und er würde sie nach allen Rechten dafür haben bestrafen können. Was that er aber? Nachdem er sie zum Schein ein wenig bange gemacht hatte, gab er sich ihnen zu erkennen, sagte, statt aller Vorwürfe, weiter nichts, als: Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, Gott aber hat es gut gemacht! umarmte sie darauf als Brüder, ließ seinen alten Vater dazu holen, beschenkte sie Alle reichlich, und gab ihnen die schönste Gegend im Lande ein, wo sie an Allem einen Ueberfluß hatten. Nun sagt, Kinder, könnt ihr euch enthalten, diesem Joseph gut zu sein? Und gleichwol habt ihr ihn nie gesehen. Zu einer andern Zeit will ich euch seine Geschichte weitläufiger erzählen.

Noch muß ich euch vor einer Untugend warnen, welche schon manchem Menschen viel Verdrießlichkeiten zugezogen hat. Es giebt nämlich Leute, welche gar nichts verschweigen können, und durch Schwatzhaftigkeit sich und Andern oft großes Unglück zuziehen. Das sind auch dumme Leute, die sich oft an ihrem eigenen Glücke hindern. Denn durch ihr Klatschen entstehen allerhand Zänkereien und Feindschaf-

ten, oft unter den besten Freunden. Deßwegen meidet sie Jedermann, und Diejenigen, welchen sie geschadet haben, können nicht umhin, sie zu hassen. Alle suchen sie aus ihrem Hause und von ihrem Umgange auszuschließen. Zu einem verschwiegenen Menschen hingegen haben alle Leute Vertrauen, und es kann daher nicht fehlen, daß er auf eine oder die andere Weise sein Glück machen muß. Ich muß euch doch ein Beispiel davon erzählen, welches ich irgendwo einmahl gelesen habe.

Einige von euch wissen schon, daß es vor Zeiten ein mächtiges Volk gab, welches man die Römer nannte. Dieses Volk hatte dazumahl keine Könige, sondern es ließ sich von vielen alten Männern beherrschen, welche Rathsherren hießen. Diese Rathsherren pflegten nun zu gewissen Zeiten zusammen zu kommen, um sich über allerlei wichtige Dinge mit einander zu bereden, und wenn da Etwas vorfiel, was nicht alle Leute wissen sollten, so waren Alle schuldig, es geheim zu halten. Zuweilen pflegten die Väter auch wol ihre Söhne mit in diese Versammlung zu nehmen, damit sie recht früh mit den Angelegenheiten des Vaterlandes bekannt werden, dasselbe lieb gewinnen, und mit desto größerem Eifer sich zu tüchtigen Männern bilden möchten.

So pflegte oft ein junger Mensch, Namens Papirius, mit seinem Vater diesen Rathsversammlungen beizuwohnen. Einst, da er aus einer solchen Versammlung zu Hause kam, verlangte seine Mutter zu wissen, was an dem Tage im Rathe vorgefallen sei? Liebe Mutter, antwortete der Sohn, ich wollte euch gern Alles erzählen, aber es ist mir verboten worden. Die unvernünftige Mutter wollte jedoch diese Entschuldigung nicht gelten lassen; sondern drohete mit Strafen, wenn er ihr nicht Alles wieder sage. Der junge Mensch, der sich in dieser Verlegenheit gar nicht zu helfen wußte, fiel endlich auf den Gedanken, die Neugierde seiner Mutter zu befriedigen, ohne gleichwol die Pflicht der Verschwiegenheit zu brechen. Er antwortete ihr also: man habe sich heute berathschlaget, ob es nicht gut sei, daß jeder Mann statt Einer zwei Frauen nehme?

Kaum hatte die thörichte Frau dieses gehört, als sie, wie wahnsinnig, zu allen ihren Freundinnen herumlief, und ihnen das Geheimniß mittheilte. Diese wurden eben so sehr darüber aufgebracht, und am folgenden Tage liefen Alle in die Rathsversammlung, und schrien den Männern die Ohren so voll, daß diese auf den Gedanken geriethen, sie seien sammt und sonders verrückt geworden. Da trat der

junge Mensch hervor, und sagte, er müsse seinen Fehler nur gestehen, er habe Das, worüber die Weiber sich beschwerten, seiner Mutter weis gemacht, weil er sich vor ihrer Neugierde nicht anders zu retten gewußt habe. Die Rathsherren gaben ihm darauf zwar einen Verweis, daß er seiner Mutter nicht ehrerbietig genug begegnet sei; aber seiner Klugheit und Verschwiegenheit wegen gewannen sie ihn doch Alle recht sehr lieb; und ob sie schon, aus Besorgniß vor schlimmen Folgen, die Gewohnheit, junge Knaben mit in den Rath zu nehmen, abschafften, so erlaubten sie doch dem jungen Papirius, zu seiner nicht geringen Ehre, dieses Vorrechts, die ganze Zeit seiner Jugend hindurch, allein zu genießen, und gaben ihm, zum Andenken an jenen Vorgang, einen besondern Zunamen, der sich auf seine Nachkommen fortpflanzen, und ein beständiges Denkmahl seiner rühmlichen Verschwiegenheit sein sollte.

Ich habe euch diese Geschichte bloß deßwegen erzählt, weil ihr daraus lernen könnt, wie sehr die Menschen die Verschwiegenheit zu schätzen und zu belohnen pflegen. Denn sonst war es gar nicht hübsch, daß der junge Römer seiner Mutter eine Unwahrheit sagte; so wie es auch von der Mutter sehr häßlich war, daß sie Etwas zu wissen verlangte,

das sie nichts anging, und welches ihrem Sohne zu sagen verboten war.

Hütet euch also, ihr lieben Kinder, Etwas auszuplaudern, wovon ihr vermuthen könnet, daß man es nicht gern bekannt gemacht wissen wolle. Sonst wird euch Jedermann, als Verräther, fliehen, und ihr werdet selbst niemahls einen treuen Freund erlangen, in dessen sichern Busen ihr eure Geheimnisse niederlegen könnet. Denn ein Verräther wird von Jedermann gehaßt, selbst von Denen, welchen er dadurch zu dienen glaubt. Nur dumme Leute also, welche nicht Verstand genug haben, um einzusehen, daß sie selbst am meisten sich dadurch schaden, können in dieses Laster verfallen. Betragt ihr euch daher klüger, meine lieben Kinder, und merkt euch hierüber den Spruch:

Treu und verschwiegen sein ist eine schöne Pflicht;
Wo Plaudern schaden kann, da schweig', und rede nicht!

Am allerdummsten aber und am allerbösesten sind die Undankbaren; diejenigen Leute, sage ich, welche empfangene Wohlthaten vergessen, oder ihren Wohlthätern wol gar zu schaden suchen. Solche Leute geben öffentlich zu erkennen, daß sie Niemand etwas Gutes zu erweisen im Stande sind; denn wollen sie nicht einmahl Dem Gutes thun, der ihnen

vorher selbst wohlgethan hat, wie werden sie es Andern thun, die ihnen noch keinen Dienst erweisen konnten? Dergleichen Leute machen sich recht unglücklich; denn wenn sie einmahl gezeigt haben, wie schlecht sie die Dienste belohnen, die man ihnen leistet, so wird kein Mensch mehr die geringste Neigung haben, ihnen ferner dienen zu wollen. Ein Undankbarer wird daher von allen Menschen, als ein Ungeheuer, vor dem man sich in Acht nehmen muß, verabscheuet, und man hütet sich, so sehr man kann, mit ihm in Gemeinschaft zu gerathen.

Lieb' und Dankbarkeit gefällt;
Undank haßt die ganze Welt!

Fragt z. B. einmahl euch selbst, ob ihr wol einen gewissen Inkle, dessen Geschichte ich euch jetzt erzählen will, zu eurem Freunde haben möchtet?

Dieser Inkle war ein Kaufmann. In der Hoffnung, viel Geld zu gewinnen, ging er zu Schiffe, und reisete nach einem Lande, welches man erst kürzlich entdeckt hatte. Es heißt Amerika. Dazumahl wurde dieses Land noch größtentheils von Menschen bewohnt, die man Wilde nennt, weil sie, beinahe wie die wilden Thiere, in den Wäldern lebten. Die Reise ging ganz gut von Statten; aber da sie nahe bei dem Lande angekommen waren, er-

hob sich ein entsetzlicher Sturmwind. Dieser warf das Schiff gegen einen Felsen, daß es in Stücken zerfiel. Diejenigen Leute, welche nicht schwimmen konnten, mußten ertrinken; die Andern aber, welche mit genauer Noth das Ufer erreichten, wurden von den wilden Menschen umgebracht. Dem einzigen Inkle nur glückte es, in einen Wald zu entfliehen, wo er sich zwischen Büschen verbergen konnte. Hier warf er sich ganz verzweiflungsvoll auf die Erde, ungewiß, ob der Hunger, oder die Wilden ihn tödten würden.

Auf einmahl hörte er ein Geräusch. Ein wildes Mädchen sprang aus dem Gebüsch hervor, sah ihn da liegen und stutzte. Anstatt aber, daß sie ihm Etwas hätte zu Leide thun sollen, blickte sie ihn freundlich an, und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er ihr folgen möge. Er that es. Sie führte ihn in eine kleine Hütte, sprach ihm durch Lächeln Muth ein, setzte ihm allerlei Früchte vor, um seinen Hunger zu stillen, und zeigte ihm einen Wasserquell, aus dem er trinken konnte. Dabei bewachte sie ihn immer so treu, und war für sein Wohlergehen so liebreich bekümmert.

Und so lebten sie nun eine ziemliche Zeit hindurch, wurden einander immer lieber, und er nahm sie zu seiner Frau. Sie erfanden auch bald eine

Sprache, wodurch sie sich einander ihre Gedanken mittheilen konnten. Da erzählte nun Inkle seiner Yariko (so hieß das gute wilde Mädchen) oft Etwas von seiner Vaterstadt: wie es da ganz anders, als in ihrer Wildniß sei; wie man da in großen Häusern wohne, in Kutschen fahre, schöne Kleider trage, und was er Alles mehr sagte. Wenn ich da mit dir wäre, setzte er dann hinzu, wie glücklich wollte ich dich machen!

Das gute Kind weinte dann oft vor Freuden, und lief nach dem Ufer hin, um zu sehen, ob noch kein Schiff vorbei fahre, welches sie mitnehmen könnte. Endlich erblickte sie eins, und kam eilends, ihren Inkle davon zu benachrichtigen. Das Schiff, welches unterdeß gelandet war, nahm Beide auf, und setzte bald darauf seinen Lauf nach einer gewissen Insel fort, auf welcher Menschen, wie bei uns das Vieh, zu Markte gebracht werden. Hier fiel dem habsüchtigen Inkle ein, daß er auf seiner langen Reise gar nichts gewonnen habe, und daß er ärmer wieder nach Hause kommen werde, als er bei seiner Abreise gewesen sei. Das beunruhigte ihn sehr.

Endlich kam er auf den abscheulichen Gedanken, seine arme Frau, die gute Yariko, die ihm das Leben gerettet hatte, als Sklavinn zu verkaufen, um

dadurch wenigstens zu etwas Gelde zu kommen. Vergebens fiel die Unglückliche vor ihm auf die Knie, weinte und flehete; nichts konnte den Unmenschen erweichen. Grausamer! rief sie endlich aus, erinnere dich, daß ich schwanger bin, und erbarme dich wenigstens des Kindes, welches ich dir gebären soll! Und was antwortete der Bösewicht? »Hört ihrs?« rief er dem Kaufmanne, an den er sie verhandeln wollte, zu; »sie ist schwanger; also noch zwanzig Thaler mehr für das Kind, welches sie zur Welt bringen wird!« Der Kaufmann gab's, und der Unmensch ging mit dem Gelde davon.

Hier hielt der alte Ehrenreich ein, und die Kinder, welchen die hellen Thränen in den Augen standen, konnten eine Zeit lang gar nicht reden, so gerührt waren sie. Endlich fragte der Alte: Nun, Kinder, möchtet ihr den Inkle wol zu eurem Freunde haben?

Bewahre der Himmel! antworteten die Kinder: das mußte ja ein abscheulicher Mensch sein; wer wollte damit Etwas zu thun haben?

Ihr habt Recht, fuhr Ehrenreich fort. Eben so denken andere Leute auch. Keiner kann einen undankbaren Menschen ausstehen. Vermeidet also, meine Kinder, vermeidet ja auf das sorgfältigste

dieses und alle die andern Laster, vor welchen ich euch gewarnt habe. Denn euer ganzes Glück hängt davon ab, daß die Leute, mit welchen ihr leben müsset, euch wohl wollen und euch lieben, und das werden sie gewiß, wenn auch ihr ihnen zeiget, daß ihr sie liebt und ihnen wohlzuthun bereit seid.

Vornehmlich aber sucht euch die Leute zu Freunden zu machen und zu behalten, die mit euch unter Einem Dache wohnen. Diese haben die meiste Gelegenheit, euch zu dienen und zu helfen, und euch das Leben angenehm zu machen. Eure Aeltern sind schon von selbst geneigt, euch zu lieben; aber wenn ihr sie nicht wieder liebtet, und ihnen nicht gehorsam wäret, so könnten sie auch anfangen, gleichgültig gegen euch zu werden; und wenn Andere sehen sollten, daß ihr eure Aeltern nicht liebtet, die euch so viel Gutes gethan haben, so würden sie euch, und zwar mit Recht, für undankbar halten; und dann würde euch kein Mensch mehr lieben können. Denn denkt nur, wie sauer ihr euren Aeltern geworden seid! Eure Mutter mußte euch mit Schmerzen gebären; mußte, so lange ihr klein waret, unbeschreiblich viel Ekel und Ungemach um euretwillen ertragen; mußte, so wie euer Vater, beständig für euch wachen, damit ihr nicht zu Schaden kämet; und

Beide mußten für euch arbeiten, um Etwas zu erwerben, wovon sie euch speisen, kleiden und erziehen könnten. Wenn ihr nun für das Alles sie nicht lieben wolltet, würde das nicht der größte Undank von der Welt sein?

Aber nicht bloß Undank, sondern auch außerordentliche Dummheit wäre es, wenn ihr eure Aeltern nicht recht herzlich lieben und ihnen folgen wolltet. Sie sind so viel älter, als ihr, sie haben so viel Erfahrung, sie können euch so manches Gute lehren, sie machen euer Glück zu dem ihrigen, und wer könnte sie zwingen, das Alles für euch zu thun, wenn sie es nicht freiwillig und aus Liebe thäten? Scheinen sie euch zuweilen ein wenig hart zu sein, indem sie euch Etwas untersagen, oder euch strafen, so denket immer, daß sie das aus weiser Liebe thun, und daß sie euch gewiß kein Mißvergnügen verursachen würden, wenn sie nicht überzeugt wären, daß es zu eurem Besten gehöre. Denn es ist unmöglich, daß Aeltern ihren Kindern, ohne Ursache, Etwas zuwider thun, oder sie hassen sollten; und wenn ich es vor Augen sähe, so glaubte ichs nicht. Es wäre eben so viel, als wenn Einer sich selbst hassen wollte.

Auch eure Lehrer haben ein vorzügliches Recht auf eure Liebe und auf eure Folgsamkeit. Denn sie

lieben euch selbst eben so aufrichtig, als eure Aeltern, und suchen auch eben so sehr, als sie, eure wahre Glückseligkeit zu befördern. Es würde daher sehr undankbar von euch gehandelt sein, wenn ihr sie nicht wieder lieben, sondern durch Ungehorsam betrüben wolltet. Auch würde das euch selbst am meisten zum Schaden gereichen. Denn wenn ihr das väterliche Wohlwollen eurer Lehrer verwirkt hättet, so würden sie euch nicht mehr mit eben der Freudigkeit, wie bisher, unterrichten können, und dann würde euch das Lernen, welches euch jetzt Vergnügen macht, gar sehr beschwerlich fallen. Bemühet euch daher, so viel ihr könnt, euren Lehrern Freude zu machen, so werden auch sie darauf bedacht sein, euer eigenes Vergnügen zu befördern.

Auch eure Geschwister und eure Schulfreunde können euch viel Vergnügen und viel Mißvergnügen machen, je nachdem ihr von ihnen geliebt oder gehaßt werdet. Liebt ihr euch unter einander, und sucht ihr Einer den Andern glücklich zu machen, so werdet ihr gern beisammen leben; liebt ihr euch aber nicht, so denket selbst, was das für ein elendes Leben ist, wenn ihr nothwendig eine lange Zeit mit Menschen umgehen müsset, die ihr nicht liebet, und von denen ihr selbst nicht geliebt werdet. Ueberdies ist

ein Bruder, oder ein Hausfreund, auch immer eher im Stande, uns zu helfen, als Andere; denn er kennt unsere Umstände am besten, und unser Glück ist auch ihm nützlicher, als Andern. Es muß uns daher sehr daran gelegen sein, von ihm geliebt zu werden.

Seid liebreich und vertraut, ihr Freunde, Schwestern, Brüder!
Die Eintracht baut das Haus, die Zwietracht reißt es nieder.

Habt ihr endlich, wann ihr werdet groß geworden sein, auch Gesinde, so laßt sie vor allen Dingen merken, daß ihr ihnen gern wohlthut. Ihr wißt, ihr könnt nicht immer bei ihnen sein. Verlaßt ihr euch bloß auf den Lohn, den ihr ihnen gebt, so werden sie auch nur so viel arbeiten, als nöthig ist, um zu verhindern, daß ihr sie nicht abschafft. Sehen sie hingegen, daß ihr billig, mitleidig, gütig und wohlthätig gegen sie seid, so werden sie von selbst Alles thun, was zu eurem Besten gereicht. Denn da denken sie gewiß: wird unser Herr noch reicher und vergnügter, als er jetzt ist, so wird er uns auch immer mehr wohlthun, da er schon jetzt so gut ist. In eurem Hauswesen müsset ihr also vor allen Dingen euch überall durch Dienstfertigkeit, Güte,

Wohlthätigkeit und Dankbarkeit Freunde zu machen, und auch außer eurem Hause Jedermann zu gewinnen suchen, damit Jedermann euch wieder diene, wenn er kann.

Behandle liebreich und gerecht
Die Untergebnen, Magd und Knecht;
Um dich beliebt zu sehn, thu Allen,
Was billig ist, gern zu Gefallen.

Und glaubt nicht, daß bloß die Reichen und Großen euch wieder nützlich werden können. Der ärmste, der geringste Bettler kann euch oft den allerwichtigsten Dienst leisten; und gemeiniglich pflegen arme Leute viel erkenntlicher und dienstfertiger, als die Reichen, zu sein.

Das hat mein Vetter, der Amtmann zu Neuendorf, wohl erfahren, fiel hier der Nachbar Gutwill ein. Der würde jetzt ein armer Mann sein, wenn er nicht einen Bettler zum Freunde gehabt hätte. Wie so? fragte Ehrenreich. Ich wills euch erzählen, antwortete der Nachbar.

Vor einigen Jahren kam oft ein armer Mann in das Dorf, wo mein Vetter Amtmann ist, um Almosen zu suchen. Seine unverschuldete Armuth und seine gänzliche Unfähigkeit zur Arbeit bewogen meinen Vetter, ihm jedesmahl eine Wohlthat zu reichen.

Wer hätte nun denken sollen, daß der arme Mann jemahls in Stande sein würde, ihm wieder zu dienen? Und gleichwol geschah es wirklich. Mein Vetter hatte einmahl einen großen Beutel voll Gold auf der Post erhalten, wofür er Getreide aufkaufen sollte, und hatte ihn in seinen Schrank gelegt. Es fügte sich, daß ich eben bei ihm war. Des Abends, da wir uns zu Bette legen wollten, wurde noch gepocht, und bei Eröffnung der Thür kam der arme Mann ganz außer Athem hereingestürzt. Er berichtete meinem Vetter, er habe vor einigen Stunden ein paar Spitzbuben im Walde belauscht, welche sich beredet hätten, ihm diese Nacht die Scheuer in Brand zu stecken, um alsdann unter dem Lärmen sich in das Haus zu schleichen, und ihm sein Geld zu rauben. Jener versammelte in dieser Noth alle seine Freunde, und versteckte uns bei der Scheuer. Kaum hatten wir da eine Stunde gewartet, so kamen die Diebe, und wollten das Feuer wirklich anlegen. Wir ergriffen sie aber, und sie wurden der Obrigkeit zur wohlverdienten Bestrafung übergeben.

Wäre mein Vetter nun gegen den Armen nicht so mitleidig gewesen, so hätte sich dieser vielleicht aus Verzweiflung selbst zu den Mordbrennern geschlagen, oder wäre wenigstens nicht gekommen, den Amtmann

zu warnen, und der wäre nun wol eben so arm, als der Bettler selbst. Wie gut ist es also, in allen Ständen Freunde zu haben!

Ja wol gut! versetzte Ehrenreich. Laßts euch also genug sein, daß Einer ein Mensch ist, um ihm zu helfen, wenn ihr könnt. Merkt euch hierüber die Lehre:

Verschmäh' den Armen nicht, er sei auch noch so klein!
Er ist ein Mensch, wie du; braucht er noch mehr zu sein?

Laßt ihr die Armen in der Noth, so werden sie bald aus Hunger und Verzweiflung genöthiget werden, euch zu bestehlen; helft ihr ihnen aber, so können sie euch selbst wieder auf tausenderlei Arten nützen.

Und wenn ihr nun auch nicht immer einen sichtbaren Nutzen davon hättet, würde die Freude, einem Unglücklichen geholfen zu haben, nicht allein schon Belohnung genug für euch sein? Erinnert euch an die Geschichte von dem armen Greise *), die euch so wohl gefallen hat, und sagt mir: möchtet ihr nicht eure liebsten Spielsachen darum geben, Derjenige zu sein, der diesen alten armen Mann noch kurz vor seinem Tode erquickte?

O ja, o ja! riefen die Kinder. — Ich wollte,

*) Siehe Gellert's Fabeln.

sagte Karl, daß uns einmahl ein solcher Greis begegnete; ich wollte ihm gern den blanken Thaler geben, den ich von meinem Oheim geschenkt gekriegt habe! Und ich meine rothe Schreibtafel, rief Jakob. Und ich mein Kegelspiel, sagte Hänschen.

Ihr habt Recht, Kinder, antwortete Ehrenreich; so ein Vergnügen kann man nicht leicht zu theuer bezahlen. Die edelste Art von Wohlthätigkeit aber ist, wenn man sich von seinem eigenen Vergnügen, oder gar von seiner Nothdurft Etwas abzieht, um Nothleidende damit zu unterstützen, und wenn man das im Verborgenen thut, damit man sicher sei, es nicht aus Eitelkeit oder andern selbstsüchtigen Absichten gethan zu haben. Ich will euch bei dieser Gelegenheit die Geschichte von dem gutherzigen Wilhelm erzählen.

Seit acht Tagen schien dieser Knabe einen ganz ungewöhnlichen Hunger zu haben, ungeachtet er sonst immer sehr mäßig im Essen gewesen war. Wenn des Morgens das Frühstück ausgetheilt wurde, so bat er jedesmahl, daß man ihm doch ein recht großes Butterbrot geben möchte, und wenn er es bekommen hatte, so machte er sich immer ein Gewerbe, um damit hinauszugehen. Nach einer Weile pflegte er dann wiederzukommen, und sich noch ein Stück-

chen trockenes Brot auszubitten, weil er, wie er sagte, noch gar zu hungerig sei. Die Mutter konnte nicht begreifen, woher er auf einmahl eine so starke Eßgier bekommen habe, und nahm sich vor, ihn zu beobachten.

Am folgenden Morgen, da er sein Butterbrot erhalten hatte, und, wie gewöhnlich, wieder hinausging, sah sie ihm durchs Fenster nach; und da bemerkte sie, daß er ganz leise an der Mauer hinschlich, und an ein kleines Fenster in des Nachbars Hause klopfte. Dieser Nachbar war ein armer Schuster, der seit vierzehn Tagen krank lag, und dessen sechs kleine Kinder unterdeß oft Hunger leiden mußten.

Kaum hatte Wilhelm angeklopft, so guckte ein kleiner Knabe mit bleichem Gesichte und zerrissenen Kleidern zum Fenster heraus. Dem reichte Wilhelm stillschweigend sein Butterbrot hinauf, und lief dann geschwind wieder zurück nach Hause.

Der Mutter, welche dieses sah, rollte eine süße Freudenthräne über die Wange; aber sie beschloß, bei dieser Gelegenheit zu versuchen, wie weit ihr Sohn es im Guten wol schon gebracht habe; ob er auch wol so tugendhaft sei, zu ertragen, daß ihm um einer guten Handlung willen Unrecht geschehe.

Es währte nicht lange, so trat er wieder ins Zimmer, und bat sich, wie gewöhnlich, noch ein Stück-

chen trocknes Brot aus. »Bist du denn unersättlich?« fragte ihn die Mutter, und stellte sich, als wenn sie unfreundlich darüber wäre.

»O, sei nicht böse, liebes Mütterchen,« antwortete Wilhelm; nur noch so ein klein klein Stückchen trocken Brot!«

»Geh,« sagte die Mutter, »du wirst ein Vielfraß werden! Ich gebe dir nichts mehr.«

Wilhelm ging, ohne weiter ein Wort zu sagen, und setzte sich an den Tisch, um in einem Buche zu lesen. Da konnte die Mutter sich länger nicht mehr halten vor Freude und Liebe; sie riß ihn heftig in ihre Arme, drückte ihn fest an ihren Busen, und benetzte sein Gesicht mit Thränen. Wilhelm wußte nicht, wie ihm geschah. »Mein Goldsohn!« rief sie endlich aus, »mein theures Kind! Ich habe gesehn, welchen Gebrauch du von deinem Butterbrote gemacht hast, und bin entzückt darüber, einen Sohn zu haben, der das Elend seiner Nebenmenschen fühlen kann, und es zu lindern sucht. — Aber sage mir, guter Wilhelm, warum du ein Geheimniß daraus machtest?«

Wilhelm antwortete: »Weil du mir immer gesagt hast, daß man von so Etwas nicht viel Redens machen müsse.«

»Schon recht, mein Kind,« erwiederte die Mutter; »aber mir hättest du es doch sagen können. Dann würde ich dich in den Stand gesetzt haben, der nothleidenden Familie mehr, als dein bloßes Butterbrot, zu bringen.«

Da erzählte Wilhelm seiner Mutter, was er von der großen Noth dieser armen Leute wußte; und zur Belohnung seiner Gutherzigkeit wurde ihm erlaubt, mit dem Bedienten hinzugehen, und ihnen einen ganzen Korb voll Speisen und einige abgelegte Kleidungsstücke zu bringen. Seine Freude darüber war unbeschreiblich, und die Dankbarkeit, welche der arme Schuster und seine Kinder gegen ihren kleinen Wohlthäter empfanden, wurde mehr durch Thränen, als durch Worte ausgedruckt. Alle, welche davon hörten, gewannen den gutherzigen Wilhelm lieb, und suchten ihm ihre Freundschaft zu erkennen zu geben. Er war die Freude seiner Aeltern und das Muster, welches alle Väter und Mütter ihren Kindern zur Nachahmung empfahlen. —

Nun, Kinder, fuhr hierauf Ehrenreich fort, wie gefällt euch dieser Wilhelm?

Ach! allerliebst! riefen die Kinder, welche noch ganz gerührt von der Erzählung waren.

Wohl! sagte Ehrenreich; so sucht ihm denn

ähnlich zu werden. Aber Etwas muß ich euch doch bei dieser Gelegenheit zur Lehre sagen. Man kann auch auf eine unverständige Weise mildthätig sein; und dann ist es keine Tugend mehr, sondern etwas Tadelnswürdiges. Ich will euch sagen, was ich damit meine.

Ich kenne einen Mann, der viele Kinder und eine mäßige Einnahme hat. Der ist in der ganzen Stadt dafür bekannt, daß er die Freigebigkeit und Wohlthätigkeit selbst sei. Viele Menschen loben ihn deßwegen sehr; ich aber muß ihn tadeln. Hört, warum!

Er begeht dabei den großen Fehler, daß er nie bedenkt, ob Das, was er den Armen giebt, auch wirklich ihm gehöre, und ob er es weggeben könne, ohne einem Dritten Unrecht zu thun. Er hat, wie gesagt, viele Kinder; diese ist er, als Vater, schuldig, zu ernähren, zu kleiden und gehörig unterweisen zu lassen. Weil er aber mannichmahl Alles weggiebt, was er hat, so fehlt es diesen armen Kleinen bald an Diesem, bald an Jenem. Oft haben sie nicht satt zu essen, oft gebricht es ihnen an den nöthigen Kleidungsstücken, oft können sie mehre Monate lang nicht in die Schule gehen, weil ihr Vater das Schulgeld nicht bezahlen kann. Ich sage also: die Wohlthätigkeit

des Mannes ist unvernünftig; denn erst muß man sein eigenes Haus versorgen, bevor man freigebig gegen Andere sein darf.

Der nämliche Mann ist vielen Menschen schuldig; hier einem Schuster, dort einem Schneider, da einem Kaufmanne. Nun sollte er billig jeden Thaler, den er erübrigen kann, dazu anwenden, diese Leute zu befriedigen, und nicht eher einen Pfennig verschenken, bis er bezahlt hätte, was er schuldig ist. Aber was thut er? So oft ihm etwas Geld zufließt, und es stellt sich gerade Einer ein, der entweder wirklich ein mitleidswürdiger Armer, oder auch nur ein liederlicher Landläufer ist, der bloß deßwegen darbt, weil er nicht arbeiten will: flugs ist die Hand des schwachen Mannes in der Tasche, und er giebt weg, was er hat, ohne zu bedenken, daß er solche Almosen Denjenigen stiehlt, welchen er schuldig ist. Ich sage also abermahls: seine Wohlthätigkeit ist sehr unüberlegt und sehr strafbar zugleich; denn erst muß man gerecht sein, bevor man freigebig und großmüthig sein darf.

Derselbe Mann bekümmert sich auch nie darum, ob die Leute, welchen er so reichlich giebt, das Geschenkte gehörig anwenden, oder nicht; und es fügt sich daher oft, daß der Landläufer, dem er den Beutel

füllte, sich in die nächste Schenke setzt, und das Geschenk in Wein oder Brantwein versäuft. Ich sage deßwegen zum dritten Mahle: daß er auf eine unverständige und dumme Weise wohlthätig ist, weil durch seine Wohlthaten selten etwas Gutes gestiftet wird. Vernünftiger würde er handeln, wenn er den Leuten Gelegenheit gäbe, sich durch Fleiß und Geschicklichkeit Etwas zu verdienen; wenn er sich deßwegen jedes Mahl erst genau erkundigte, wie ihnen, nicht für den Augenblick, sondern für immer geholfen werden könne; oder wenn er endlich, um sicher zu sein, daß seine Almosen immer gut angewandt würden, Das, was er wirklich übrig hätte, in die öffentliche Armenkasse gäbe, deren Vorsteher die Pflicht haben, dahin zu sehen, daß nur Diejenigen Etwas erhalten, die von ihren Mitmenschen unterstützt zu werden verdienen.

Merkt euch dieses tadelnswürdige Beispiel, ihr Kinder, und spendet ihr künftig, wann ihr erst selbst Etwas erwerben könnt, eure Almosen auf eine bessere und vernünftigere Weise aus; das heißt: überlegt erst jedes Mahl, ob Das, was ihr geben wollt, auch wirklich das Eurige sei, und ob ihr es weggeben dürft, ohne Jemand Unrecht zu thun. Sucht auch eure Neigung zur Wohlthätigkeit nicht bloß

durch Geschenke, sondern vielmehr dadurch zu befriedigen, daß ihr den Nothleidenden mit Unterricht, Rath und Hülfe dergestalt unterstützet, daß er in den Stand gesetzt werde, sich seinen Unterhalt künftig selbst zu erwerben. Das ist die weiseste und beste Art von Mildthätigkeit.

Uebrigens, ihr Lieben, muß es euch völlig gleichgültig sein, ob Der, der eurer Hülfe bedarf, eures Standes, eures Volks und eures Glaubens sei, oder nicht. Der arme Bauer hat eben so gerechte Ansprüche an euren Ueberfluß, als der arme Edelmann; der Jude und der Türke — wenn sonst die Umstände gleich sind — eben so sehr, als der Krist. Der Eine ist so gut ein Mensch, als der Andere. Alle Menschen aber sind eure Brüder, und als solche haben sie alle ein gleiches Recht auf euer Mitleid und auf eure Hülfe.

Ja, auch gegen euer Vieh müßt ihr mitleidig sein. Denn auch die Thiere haben Empfindung von Schmerz und von Vergnügen; und wer wollte wol so unbarmherzig sein, sie ohne Noth elend zu machen! Hiezu kommt euer eigener Vortheil; denn wenn ihr euer Pferd übertreibt, euren Ochsen zu viel arbeiten lasset, oder ihnen nicht das nöthige Futter gebt, so macht ihr sie nicht allein zur Arbeit untüchtig, und

setzt euch in Gefahr, sie zu verlieren, sondern wenn Andere sehen, daß ihr gegen euer Vieh hart und grausam seid, so hoffen sie auch immer weniger von euch, und sind immer weniger eure Freunde, weniger geneigt, euch zu dienen. Auch werdet ihr finden, daß das Vieh selbst gewissermaßen dankbar gegen uns ist, wenn wir ihm das Leben angenehm zu machen suchen. Ein Hund, eine Katze, ein Vogel u. s. w. wissen ihre Wohlthäter recht gut von Andern zu unterscheiden, und suchen durch Folgsamkeit und Schmeicheleien ihnen wieder Freude zu machen. Von der Dankbarkeit eines Löwen wird eine sonderbare Geschichte erzählt; wollt ihr sie hören, Kinder?

Ach ja! ach ja! riefen die Kinder; und Ehrenreich erzählte:

Einem Römischen Statthalter in Afrika war ein Sklave, Namens Androkles, entlaufen. Dieser hatte sich, um nicht entdeckt zu werden, in einer Höhle im Walde versteckt. Da kam in dieselbe Höhle ein großer Löwe, der ganz entsetzlich brüllte, und den einen Fuß in die Höhe hob. Androkles glaubte anfangs, er wolle ihn zerreißen, und zitterte und bebte. Da aber der Löwe ihm nichts zu Leide that, sondern nur fortfuhr, zu brüllen und den Fuß aufzuheben, so wurde er endlich dreist ge-

nung, zu untersuchen, was doch wol dem Thiere fehlen möchte? Er fand, er habe sich Etwas in die Klaue getreten, und zog es ihm heraus. Darüber war der Löwe sehr erfreut und so dankbar, daß er dem Androkles nicht nur gar nichts zu Leide that, sondern ihm auch alle Tage von seinem Raube Etwas brachte, um seinen Hunger zu stillen.

Nach einiger Zeit wurde der entlaufene Androkles wieder erhascht, und sollte, wie es damahls der grausamè Gebrauch war, zur Strafe seiner Entlaufung von wilden Thieren zerrissen werden. Man führte ihn schon auf den Platz, wo dieses geschehen sollte, und ließ einen grimmigen Löwen auf ihn los. Dieser kam brüllend ihm entgegen; aber in dem Augenblicke, da man erwartete, daß derselbe ihn zerfleischen werde, sah man auf einmahl die wunderbarste Veränderung. Statt ihn zu zerreißen, wedelte der Löwe mit dem Schweife, und blieb liebkosend bei ihm stehen. Alle Zuschauer erstaunten, und wußten nicht, wie das zuginge. Aber Androkles, der den Löwen für den erkannte, dem er einstmahls die Klaue geheilt hatte, erzählte ihnen die Geschichte. Da konnten Diejenigen, die ihn zum Tode verurtheilt hatten, sich nicht enthalten, ihm das Leben und den dankbaren Löwen dazu zu schenken.

Nun, Kinder, bei dieser Erzählung könnt ihr euch recht lebhaft erinnern, wie gut es ist, auch gegen die Thiere mitleidig und wohlthätig zu handeln.

Damit ist nun aber gar nicht gesagt, daß wir die Thiere nicht dazu gebrauchen dürfen, wozu sie gut sind und wozu der liebe Gott sie uns gegeben hat! O nein! gebrauchen dürfen wir Alles; nur daß wir es nicht mißbrauchen. Es ist uns also erlaubt, die eßbaren Thiere zu schlachten und von ihrem Fleische zu leben; erlaubt und recht, die schädlichen Thierarten auszurotten, um sicher vor ihnen zu sein; aber wir müssen uns dabei hüten, irgend Etwas, was Leben und Empfindung hat, ohne Noth zu quälen, oder ihm gar um nichts und wieder nichts das Leben zu nehmen. Beides wäre grausam und strafbar; weil es ohne allen vernünftigen Zweck, und nur aus unmenschlicher Lust, zu quälen und zu morden, geschähe. — Folgender Denkspruch warne euch künftig vor jeder Unbarmherzigkeit gegen Thiere:

Mensch! quäle nie ein armes Thier zum Scherz;
Es hat Gefühl, wie du, für Freuden und für Schmerz.
Nimm auch dem kleinsten Wurm muthwillig nie sein Leben;
Er hat es nicht von dir, Gott hat es ihm gegeben.

Wenn ihr nun das Alles thut, was ich euch gelehrt habe, so werdet ihr gewiß ein glückliches Leben

führen. Zwar werdet ihr manchmahl Andern Dienste oder Gefälligkeiten erweisen, ohne einen sichtbaren Nutzen davon zu haben, weil nicht alle Menschen gut und klug genug sind, um dankbar und dienstfertig zu sein; aber laßt euch das ja nicht abschrecken, immer fortzufahren, gut zu sein und Gutes zu thun, und werdet ja nicht gleich hart und unfreundlich, wenn auch je zuweilen euch Einer mit Undank lohnen sollte. Besäet doch der Landmann sein Feld immer wieder, wenn auch einmahl Mißwachs eingefallen ist. — Auch das muß ich euch vorhersagen, daß ihr auf diesem Wege der Tugend und der Rechtschaffenheit zwar immer ruhig und zufrieden, aber doch nicht immer frei von Widerwärtigkeiten und Leiden bleiben werdet. Diese sind vom menschlichen Leben nun einmahl unzertrennlich. Euer Zustand wird aber doch im Ganzen immer glücklich sein. Ein Unglück, das ohne eure Schuld euch zustößt, wird viel leichter zu ertragen sein, als das, was ihr euch selbst zugezogen habt. Jedermann wird euch dann beklagen, und bereit sein, euch zu helfen. Seid ihr aber selbst Schuld daran, so verachtet und verspottet euch der größte Theil; Keiner hat Mitleid mit euch; die Wenigsten werden euch beistehen, und ihr werdet auch euer Unglück noch selbst durch

die schmerzlichsten und bittersten Vorwürfe vergrößern.

Mit diesen Worten stand er auf, und weil es schon spät war, so begaben sich Alle zur Ruhe.

Viertes Abendgespräch.

Von dem Gewissen und der Gottseligkeit oder Religion.

Ungeachtet Ehrenreich ein so rechtschaffener Mann war, daß er, wo er nur konnte, allen Menschen Freude zu machen suchte, so fehlte es doch nicht an bösen Leuten, welche ihn ins Unglück zu stürzen trachteten. Einer derselben, der auf seinen Tod hoffte, um alsdann sein Amt zu erhalten, konnte die Zeit nicht erwarten, da ihm der gute Greis Platz machen würde, und suchte ihm daher die Ungnade des Fürsten zuzuziehen, damit er seines Amtes entsetzt werde. Mit Wahrheit konnte er ihm nichts Böses nachsagen; er mußte sich also aufs Lügen legen. Es gelang ihm auch, den Fürsten zu bereden, daß Ehrenreich bei der Verwaltung seines Amtes ihn oft be=

trogen, und sich selbst dadurch bereichert habe; und der Fürst, der darüber aufgebracht wurde, wollte schon Befehl ertheilen, daß man den unschuldigen Mann ins Gefängniß werfen solle. Aber weil er sonst ein weiser und gerechter Herrscher war, so wußte er sich noch zur rechten Zeit zu mäßigen, und nahm sich vor, die Sache, wie es sich gebührt, erst gehörig untersuchen und dann nach den Gesetzen darüber richten zu lassen.

Indeß verbreitete sich schon das Gerücht, daß Ehrenreich, als ein Betrüger, abgesetzt und ins Gefängniß geworfen werden solle. Eine Nachricht von solcher Erheblichkeit konnte ihm selbst nicht lange verborgen bleiben. Er hörte sie, aber ohne in seiner Gemüthsruhe auch nur im geringsten dadurch gestört zu werden, und fand sich gegen Abend, als wenn nichts vorgefallen wäre, mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit wieder bei der Linde ein. Gutwill war zwar auch herbeigekommen, aber in der Vermuthung, seinen unglücklichen Nachbar entweder gar nicht, oder doch wenigstens sehr niedergeschlagen und bekümmert zu finden. Wie mußte er sich wundern, da er den lieben Alten eben so heiter und vergnügt erblickte, als er ihn immer zu sehen gewohnt war!

Nun, bei meiner Treue! Nachbar, sagte er,

das begreife ich doch in der That nicht, wie ihr heute ein so vergnügtes Gesicht machen könnt! In solcher Gefahr, und doch so ruhig zu sein! Das ist mir zu hoch.

Wie so, lieber Gutwill, erwiederte der Alte; haltet ihr mich denn etwa auch für schuldig?

Ob ich euch dafür halte? Bei Gott! ich weiß, daß ihr so unschuldig seid, als ein Kind im Mutterleibe. Aber wenn der Fürst euch nun für schuldig hält? wenn ihr abgesetzt, ins Gefängniß geworfen werdet? und eure armen Kleinen hier —

Die Thränen stürzten ihm aus den Augen.

Guter, mitleidiger Mann! erwiederte Ehrenreich, und drückte ihm liebreich die Hand. Unser Fürst ist kein Tirann, er ist gerecht, er weiß, was er den Gesetzen schuldig ist, und wird daher gewiß nicht durch einen Machtspruch entscheiden wollen. Es wird daher auch keine Noth haben. Und wär's nun auch, daß die Lüge siegte, und der Fürst willkührlich handeln wollte: dünkts euch denn ein so erschreckliches Unglück zu sein, unschuldiger Weise einmahl ein wenig Unrecht zu leiden? Freund, wenns hier nur richtig ist (indem er auf die Brust zeigte) so hats keine Noth, so läßt sich Alles ertragen.

Liebe Kinder! (hier wandte er sich zu den Kleinen)

ihr versteht noch nicht, was ich jetzt gesagt habe; aber gebt Acht, ich wills euch erklären. Ich will euch sagen, warum ihr mich heute so ruhig seht, ungeachtet ich von einer großen Widerwärtigkeit bedrohet werde; damit ihr es auch sein könnt, wenn euch in eurem Leben einmahl etwas Aehnliches begegnen sollte.

Ihr habt gehört, daß Alles, was ihr thun sollt, euch bloß deßwegen befohlen wird, weil ihr dadurch euch selbst glücklich macht; und ich habe euch überall gezeigt, wie ihr euch dadurch glücklich macht. Aber von Einer Art von Glückseligkeit, die ihr euch erwerben könnt, wenn ihr allen meinen Ermahnungen folgt, habe ich euch noch nichts gesagt; und diese ist gerade diejenige, die ich selbst empfinde, und die mich bei der Gefahr, welche mich jetzt bedroht, wie ihr seht, so unerschrocken und so ruhig erhält.

Das ist ein gutes Gewissen oder das Bewußtsein unserer Unschuld. Ein köstlicher Schatz, ihr Kinder! So lange wir den besitzen, können wir nicht wirklich unglücklich sein, es mag uns auch gehen, wie es wolle. Haben wir ihn aber einmahl verloren, dann fangen wir an, wahrhaft elend zu sein.

Der Gedanke nämlich, daß wir Dasjenige, was wir leiden, uns durch unsere eigene Schuld zugezo-

gen haben, ist weit quälender, als Alles, was wir wirklich leiden. Das Bewußtsein hingegen, daß wir unsere Widerwärtigkeiten nicht selbst verschuldet haben, macht uns ruhig und getrost, so wie ihr es jetzt an mir seht.

Ich erinnere mich noch immer mit Vergnügen an einen Mann, durch dessen Beispiel ich zuerst lernte, was für eine unschätzbare Sache ein gutes Gewissen ist. Es war ein Pfarrer, der nun schon lange todt ist, und dessen Unterrichte ich es größtentheils zu verdanken habe, daß ich schon als Jüngling die Tugend lieb gewann. Ein rechtschaffener Mann, und gewiß so klug und gut als Einer! Dieser hatte einmahl das Unglück, auf der Kanzel vom Schlage gerührt zu werden. Er kam zwar wieder zu sich, aber er blieb gelähmt, so lange er lebte. Ich besuchte ihn täglich, und ich gestehe es, ich konnte mich der Thränen nicht enthalten, so oft ich den rechtschaffenen Mann da liegen sah. Aber wenn er anfing zu reden, so war in dem Augenblick alle meine Traurigkeit dahin. Er sprach von seinem Unglücke mit so vieler Gelassenheit; er erinnerte sich mit so vieler Freude an jede gute Handlung seines Lebens; er war so vergnügt, wenn er sah, wie zärtlich seine Frau, seine Kinder, seine Freunde um ihn

besorgt waren, daß man ihn unmöglich für unglücklich halten konnte, und daß man, statt ihn zu trösten, von ihm selbst getröstet wurde. Was weinet ihr? sagte er mit der heitersten Miene; ihr wißt ja, daß ich dieses Unglück mir nicht selbst zugezogen habe; es wird bald vorübergehen, wenigstens wird es mich nie ganz daniederschlagen, nie aller Glückseligkeit berauben. Seine Freudigkeit dauerte bis an den letzten Hauch seines Lebens.

Indem Ehrenreich so redete, kam ein Bedienter des Fürsten, und brachte ihm einen Brief. Er erbrach ihn mit vieler Gelassenheit, und las:

»Mein lieber Ehrenreich, ich habe euch beleidiget, indem ich einem niederträchtigen Verleumder einen Augenblick Glauben beimaß. Der Bösewicht ist entlarvt, und eure Unschuld gerettet. Vergebet eurem, seine Uebereilung bereuenden und euch aufrichtig schätzenden Fürsten.«

Nun, Nachbar, rief hierauf Ehrenreich aus, sagte ich nicht, daß unser Fürst ein gerechter Herr sei, und daß es so leicht keine Noth mit mir haben werde? Und gesetzt, es wäre ihm nicht gelungen, die Bosheit meines Verleumders zu entdecken, und er hätte dann aus Leidenschaft sich so weit vergessen, durch einen unbefugten Machtspruch über mich und mein

Schicksal zu entscheiden, so würde ich ihn und den Verleumder zugleich bedauert haben; ihn wegen seines Irrthums und wegen seiner Uebereilung, diesen wegen seiner Bosheit; mich selbst aber würde ich, auch im Gefängnisse und in Banden, für glücklicher, als Beide, gehalten haben. Seht, Kinder, so viel ist ein gutes Gewissen werth! Wer es hat, der besorgt nicht leicht etwas Böses; und widerfährt ihm dennoch etwas Unangenehmes, nun, so weiß er es mit Gelassenheit zu ertragen. Wünscht ihr euch nun eben diese Gemüthsverfassung, so bemüht euch, immer so gesinnt zu sein, und so zu leben, wie ich euch gelehrt habe.

Aber, Kinder — ich muß es euch aufrichtig gestehen — so freudig und glücklich, als mein Freund, der Pfarrer, mitten unter seinen Leiden war, und als ihr diesen Abend mich selbst gesehen habt, könnt ihr dennoch nicht werden, wenn ihr nicht noch mehr wisset, und mehr thut, als was ich euch bisher gelehrt habe. Ich habe euch nur gelehrt, wie ihr es anfangen müsset, um euch nicht selbst unglücklich zu machen. Aber es giebt so viele Fälle, die ihr nicht voraussehen, so viel Elend, das ihr durch eure Kräfte nicht abwenden könnt; und Unglück ist immer Unglück. Zwar ein unverschuldetes Unglück ist, wie ich

euch schon gestern sagte, weit weniger schmerzlich, und viel leichter zu ertragen, als dasjenige, was wir uns selbst zugezogen haben; aber schmerzlich ist und bleibt doch auch dieses immer.

Und nicht allein schmerzlich, wenn es da ist, sondern auch dann schon, wenn man es bloß befürchtet, bloß als möglich denkt. Wenn Einer seinen Garten bestellt, und denkt: wer weiß, ob der Fluß ihn nicht morgen überschwemmen wird? — wenn Einer sich des Abends zu Bette legt, und denkt: wer weiß, ob ich die Nacht nicht vielleicht von Räubern werde überfallen und ermordet werden? oder wer weiß, ob nicht diese Nacht mein Haus und alles das Meinige in Feuer aufgehen werden? — dann, o Kinder! wird ihm weder sein Garten, noch sein Haus mehr Freude machen können. Und wo ist ein Mensch, der ihm dafür bürgen kann, daß er dieses, oder ein ähnliches Unglück nie erleben werde? Und wenn das auch Einer könnte, wie fürchterlich müßte ihm doch immer die Erwartung des Todes sein? Ich baue meinen Garten vielleicht für Andere! Ich muß diese Nacht vielleicht mein Haus verlassen, mich von meinen Aeltern, von meinen Freunden, von Allem, was mir lieb ist, getrennt sehen! Und wie wird es dann mit mir werden? — Beobachtet Alles, was ich euch

bisher sagte, noch so genau: diese Furcht werdet ihr doch nie dadurch vertreiben können.

Aber freuet euch, es giebt ein Mittel, wodurch ihr sie vertreiben könnt! Etwas davon habt ihr, bald hier, bald da, schon gehört; aber es ist nöthig, daß ihr es recht wißt; denn nunmehr seid ihr in einem Alter, da ihr es schon fassen könnt.

Vernehmt also mit Aufmerksamkeit und Freude: — es ist ein Gott — ein großes, ein mächtiges und liebevolles Wesen, das uns und Alles, was da ist, erschaffen hat und erhält; das Alles weiß und Alles sieht, was wir denken und thun; das uns nie unglücklich werden läßt, wenn wir uns nur nicht selbst unglücklich machen! Das ist der Gott, der die schöne Sonne gemacht hat, die unsere Erde so lieblich erleuchtet und erwärmet; der im Frühlinge das Gras, die Blätter und die Blumen wachsen läßt, im Sommer alle die herrlichen Früchte und Gewächse, die uns ernähren und durch Wohlgeschmack erfreuen; der den Thau, den Regen und den Wind entstehen läßt, ohne welche nichts wachsen, nichts gedeihen würde; das der Gott, der die Erde für uns und die andern Geschöpfe zu einem so angenehmen Aufenthalte gemacht hat, auf dessen Befehl die Vögel so lieblich singen, die Quellen rauschen, die Blumen

duften, und bei schwüler Hitze die kühlenden Winde uns erfrischen müssen; das der Gott, der unsern Leib und seine Glieder so wunderbar gebildet, und unserer Seele das Vermögen, zu empfinden, zu denken und sich zu freuen, gegeben hat! —

Ein Gott, der uns so viel Gutes giebt, sollte der uns hassen, uns unglücklich machen können? Nein, Kinder, nimmermehr! Ihm also vertraut, und fürchtet nichts. Nichts geschieht ohne seinen allmächtigen Willen, und sein Wille ist, daß ihr glücklich sein sollt, wenn ihr euch nicht selbst unglücklich macht. Nun können wir, wenn wir gute Menschen sind, beständig ruhig sein; können ohne Furcht und ohne Sorgen uns jeden Abend ruhig schlafen legen, weil ein so mächtiges und gütiges Wesen für uns wacht und uns beschützet.

Aber, lieber Vater, fragte Hänschen, wo ist denn Gott?

Er ist hier, mein Kind, antwortete Ehrenreich, hier und an allen Orten, ungeachtet wir ihn nicht sehen können. Das macht, er ist ein unsichtbares Wesen, welches keinen solchen Leib hat, als wir haben, den man anschauen und betasten kann.

Wie weiß man denn aber, fragte Jakob, daß er hier ist, wenn man ihn nicht sehen kann?

Höre, mein Sohn, antwortete Ehrenreich, hast du jemahls meine Seele gesehen?

Nein!

Aber glaubst du nicht, daß ich wirklich eine Seele habe, und daß sie hier zugegen sei?

O ja, das glaube ich.

Und warum glaubst du das?

Jakob besann sich einen Augenblick, dann sagte er: weil ich euch reden höre.

Weil du mich reden hörest? Aber das Reden verrichtet ja eigentlich nicht meine Seele, sondern mein Mund und meine Zunge, welche Theile meines Leibes sind. — Vielleicht, weil du mich vernünftig reden hörest? Weil du hörst, daß ich nicht bloß Töne ausspreche, sondern solche Töne, wodurch Gedanken angezeigt werden? Meinst du nicht das?

Ja, aber ich konnte es nur nicht so sagen.

Nun gut; du glaubst also, daß meine Seele hier zugegen sei, deßwegen, weil sie hier Etwas thut, Etwas macht, nämlich die Gedanken, welche von meinem Munde ausgesprochen werden. Wenn du nun erführest, daß auch Gott hier und an allen Orten in der Welt Etwas thue, Etwas mache; würdest du aus ebendemselben Grunde nicht überzeugt

sein müssen, daß auch er hier und an allen Orten zugegen sei?

Ja, das müßte ich, antwortete Jakob; denn wie könnte Einer an einem Orte Etwas thun, wo er nicht zugegen ist?

Du hast Recht, mein Lieber! Nun, so laß uns denn sehen, ob Gott hier um und neben uns wirklich Etwas thut, Etwas verrichtet? — Siehe einmahl hier diese große Linde an, die ihre Aeste und Zweige über uns nach allen Seiten weit ausstreckt. Wer hat die wol gemacht?

I, die ist ja aus der Erde gewachsen.

Freilich ist sie das; aber die Erde muß doch wol eine sonderbare Kraft haben, daß sie aus einem kleinen Samenkörnchen einen so großen Baum hervortreiben kann? Und wer giebt nun wol der Erde diese Kraft, Gras, Kräuter, Gesträuch und Bäume aus ihrem Schooße hervorzutreiben? Aus eigenem Vermögen kann sie das doch nicht thun. Denn sie ist ja todt, und ihr wißt, daß ein todtes, lebloses Ding gar nichts machen kann.

Mit Gunst! lieber Nachbar, fiel hier der ehrliche Gutwill ihm ins Wort; das ist doch wol nicht so ganz richtig. Seht einmahl hier diese Taschenuhr an; die ist doch auch ein lebloses Ding. Und kann

sie nicht dennoch Etwas machen? Dreht sie nicht selbst den Zeiger herum, der die Stunden anzeigt?

Das thut sie, guter Freund, erwiederte Ehrenreich; aber würde sie das jemahls von selbst gelernt haben, wenn kein Uhrmacher gewesen wäre, der sie so eingerichtet hätte? Im Grunde also ist es nicht die Uhr selbst, sondern vielmehr der Uhrmacher, der den Zeiger herumdrehet, ungeachtet er die Hand nicht mehr daran hat. Und wie lange würde eure Uhr gehen, wenn Niemand da wäre, der sie von Zeit zu Zeit wieder aufzöge? Vier und zwanzig oder dreißig Stunden, dann stände der Zeiger still.

Eben so, ihr lieben Kinder, ist es mit unserer Erde beschaffen. Nie würde sie von selbst die Kraft gehabt haben, Etwas hervorzubringen, wenn nicht Gott diese Kraft in sie gelegt hätte; und würde nicht diese Kraft augenblicklich wieder aufhören, wenn der unsichtbare Gott sie ihr nicht erhielte? Im Winter ist sie gleichsam todt, ist sie, wie ein abgelaufenes Uhrwerk, welches still stehet; aber mit jedem neuen Frühlinge zieht der unendlich weise und mächtige Schöpfer derselben das Uhrwerk gleichsam wieder auf, daß es von neuen gehe, von neuen Etwas wieder hervorbringe. Dann brechen Blätter und Knospen hervor; dann öffnet sich der Schooß der Erde,

daß Gras, Kräuter und Blumen in unendlicher Mannichfaltigkeit hervorsprossen; dann steht rund umher die Natur in ihrer ganzen ungeschwächten Jugendkraft wieder da, als wenn sie eben erst aus den Händen ihres Schöpfers gekommen wäre.

Aber nicht allein Dies, sondern auch das bloß fortdauernde Dasein der Dinge, überzeugt mich von der ununterbrochenen Mitwirkung desjenigen Wesens, welches Alles hervorgebracht hat. Hörte dieses Wesen einmahl auf, alle diese Dinge im Dasein zu erhalten, so würden sie in demselben Augenblicke wieder in ihr Nichts zurücksinken, oder aufhören, dazusein. Gott wirkt also in jedem Augenblicke auf ein jegliches Ding in der Welt; folglich muß er auch bei einer jeden Sache zugegen sein.

Freuet euch also, ihr Kinder, und besorget, wenn ihr recht gehandelt habt, niemahls etwas Böses, denn Gott ist bei uns, wir mögen sein, wo wir wollen, mir mögen schlafen oder wachen. Und dieser Gott will uns gern glücklich machen, hier und in einem andern Leben nach dem Tode; wovon ich euch bald ein Mehres sagen werde. Er fodert dafür nichts mehr, als daß ihr alles Das thut, was ich euch bisher gelehrt habe, und daß ihr dabei völlig auf ihn vertraut, und in allen euren Angelegenheiten zu ihm eure Zu-

flucht nehmet. Dieses, ihr lieben Kinder, hat mein Freund, der rechtschaffene Pfarrer, gethan, der, wie ich euch vorhin erzählte, bei der größten Krankheit, bis an das Ende seines Lebens so freudig und so glücklich war.

Er sagte mir oft: Ich würde in meinem Elende vergangen sein, wenn ich nicht zu meinem Gott ein volles Vertrauen gehabt hätte; aber, setzte er hinzu, wann ich betrübt werden wollte, so rief ich Gott an, so klagte ich ihm ingeheim meine Leiden, und ich weiß selbst nicht, wie es kam, ich wurde nach jedem Gebete so ruhig, so vergnügt, als wenn mir nichts mehr fehlte.

So sagte mein Freund, und, Kinder, er hatte wahrlich Recht. Glaubet einem alten Manne, der es auch erfahren hat: das Gebet des Rechtschaffenen, der von Gott Alles erwartet, ihm allein vertraut, das Gebet ist nie unerhört geblieben. Wenn uns Gott auch schon nicht immer Das giebt, um was wir ihn bitten, so giebt er uns gewiß etwas Besseres — nämlich Ruhe des Gemüths, Zufriedenheit mit unserm Schicksale, und die sicherste Hoffnung, daß wir künftig noch weit glücklicher sein werden.

Wie könnte er auch uns gerade Das geben, was wir bitten? Wir bitten oft sehr unvernünftig um

Dinge, die uns äußerst elend machen würden. Es war einmahl ein Bauer in dem nächsten Dorfe, der glaubte, es sei nichts besser, als Reichthum und vieles Geld. Vermuthlich hat er Gott auch oft genug darum gebeten. Dem mag nun aber sein, wie ihm wolle, genug, er erbte einmahl eine Summe Geldes von etlichen tausend Thalern. Sobald er das Geld hatte, verkaufte er seinen Bauerhof, und zog in unsere Stadt. Er arbeitete nun nicht mehr; seine Frau auch nicht; die Kinder wurden liederlich; die Alten tranken und spielten den ganzen Tag. Kaum waren etliche Jahre vorbei, so fingen seine liederlichen Söhne an, erst ihn, danach Andere zu bestehlen; der Eine wurde erwischt und aufgehängt; der Andere lief davon, und irrt nun in der Welt umher; die Mutter kam wegen allerlei Ausschweifungen und Liederlichkeiten ins Zuchthaus, und der Vater starb endlich in der äußersten Armuth. Was nützte diesem nun sein Geld? Um wie viel glücklicher würde er nicht gewesen sein, wenn er in seinem vorigen Stande geblieben wäre? Seht, Kinder, so wenig wissen wir oft, was wir wünschen!

Gott allein weiß, was uns glücklich machen kann, und den Rechtschaffenen und Guten macht er gewiß glücklich. Ich war krank; da rief ich: Gott, erbarme dich meiner; und Gott stärkte mich, daß ich meine Schmerzen ertragen konnte; es gefiel auch seiner weisen Güte, mich wieder gesund zu machen. Ich war arm; da fiel ich nieder und betete, und Gott half mir. Er schenkte mir Kraft und Gelegenheit, mich durch meine Arbeit von dem Mangel zu befreien, und ich arbeitete und dankte ihm, und wurde

getröstet und beruhiget. So gütig, Kinder, so barmherzig ist unser Gott, so lieb hat er uns! Und hätte er damahls, da ich ihn anrief, mich auch nicht von meiner Krankheit und von der Armuth befreiet, so würde ich deßwegen an seiner Güte doch nicht gezweifelt haben. Ich würde daraus geschlossen haben, daß es mir gut sein müsse, noch länger krank, noch länger arm zu sein; und dieser Gedanke würde mich beruhigt haben.

Denn oft, ihr lieben Kinder, ist es uns wahrhaftig gut, eine Zeit lang unglücklich zu sein. Wie Mancher wäre ein Bösewicht geworden, wenns ihm immer gut gegangen wäre! Das Glück macht leicht übermüthig; aber die Noth bringt uns wieder zum Nachdenken über uns und unsere Pflichten. Ich selbst, meine Lieben, würde gewiß viel schlimmer geworden sein, als ich bin, wenns mir, besonders in meinen jüngern Jahren, nicht zuweilen übel gegangen wäre. Aber weil ich sah, daß mir gemeiniglich etwas Schlimmes begegnete, so oft ich nicht recht gehandelt hatte, so dachte ich: sollst doch einmahl sehen, ob dirs besser gehen wird, wenn du nichts als Gutes zu thun suchest. Und von der Zeit an bin ich nie wieder wirklich unglücklich gewesen.

Zwar habe ich nachher auch wol manche Widerwärtigkeit erlebt, aber diese wurde mir viel leichter zu ertragen, als vorher, und ich merkte auch bald, daß dergleichen Unfälle, die ich mir nicht selbst zugezogen hatte, am Ende zu meinem wahren Vortheile ausschlugen. Ich hatte z. B. einmahl Gelegenheit, mit einem vornehmen Herrn bekannt zu werden, der über See reisen wollte. Dieser hatte mich so lieb ge-

wonnen, daß er mir versprach, mich zu einem reichen und angesehenen Manne zu machen, wenn ich mich entschließen könne, ihn auf dieser Reise zu begleiten. Wer war bereitwilliger dazu, als ich? Schon wurden alle Anstalten zur Reise gemacht, als ich plötzlich in eine langwierige Krankheit verfiel. Das schien mir nun ein großes Unglück zu sein, und es fehlte wenig, daß ich in meinem Unverstande nicht wider Gott murrte. Denn der vornehme Herr, der nicht länger warten konnte, reisete nun ohne mich ab, und alle Hoffnungen, die er mir gemacht hatte, waren dahin. Ich war untröstbar. Aber was erfuhr ich nach einiger Zeit? Daß das Schiff, auf welchem ich mit fortreisen sollte, von Seeräubern angefallen und weggenommen worden sei, und daß man die ganze darauf befindliche Schiffsgesellschaft in die Sklaverei geführt habe. Da erkannte ich die Güte der göttlichen Vorsehung und meine eigene Thorheit, daß ich diese Güte hatte in Zweifel ziehen können. Seit der Zeit bin ich immer mit meinen Schicksalen zufrieden gewesen, wenn ich auch nicht allezeit begreifen konnte, wozu mir Dieses oder Jenes gut sein möchte.

Es würde auch in der That sehr vermessen sein, wenn man dies in jedem Falle zu begreifen verlangen wollte. Da müßten wir ja, wie der allwissende Gott, in die Zukunft sehen können, um zu wissen, was aus Diesem oder Jenem, welches uns begegnet, künftig einmahl folgen werde. Und das hat der gute Gott, aus sehr weisen Ursachen, vor uns verborgen.

Da ich in meinen jüngern Jahren auch einmahl ein Unglück erlebte, von dem ich nicht begreifen konnte, wozu es mir nützen würde, suchte mich ein

frommer und weiser Mann, der mehr Erfahrung hatte als ich, zufrieden zu sprechen. Er erzählte mir unter andern einen Traum, den ich nie vergessen werde, und an den ich nachher immer dachte, so oft mir etwas Widriges begegnete.

»Ob ich gleich,« sagte dieser mein ehrwürdiger Freund, »nichts eifriger suchte, als mich durch Rechtschaffenheit glücklich zu machen und Gott zu gefallen, so stieß mir doch auch einmahl ein Unglück zu, das mich außerordentlich schmerzte. In meiner Betrübniß fing ich an zu zweifeln, ob Gott auch wirklich für die Menschen sorge, und sie glücklich machen wolle? Dieser Zweifel preßte mir die bittersten Thränen aus, und mit Thränen im Auge schlief ich ein.«

»Da kam es mir im Traume vor, als ob ich auf einem Wege wäre, wo ich mich verirrt hätte. Ich stand einige Zeit, ohne zu wissen, wo ich hin sollte. Da kam ein Mann zu mir, der mir den Weg zu zeigen und mit mir zu gehen versprach. Ich folgte ihm. Er führte mich in das Haus eines Mannes, der uns sehr wohl empfing, und der beste Mann von der Welt zu sein schien. Als wir weggingen, sah ich, zu meinem Erstaunen, wie mein Begleiter einen schönen silbernen Becher, der auf dem Tische stand, mit wegnahm.«

»Am zweiten Tage kehrten wir bei einem bösen Menschen ein, der uns kaum eine Ecke in seinem Hause zum Obdach lassen wollte, und der nichts that, als fluchen und zanken — kurz, der ein recht gottloser Mann war. Bei dem ließ mein Führer den Becher stehen, den er dem guten Manne entwedet hatte.

»Am dritten Tage trafen wir wieder einen guten, frommen Mann an, der uns alle mögliche Gefälligkei-

ten erwies; dem steckte mein Begleiter das Haus an. Mich schauderte vor der Bosheit. Allein weil ich den Weg nicht allein finden konnte, mußte ich meinem Wegweiser folgen.«

»Dieser führte mich wieder zu einem vortrefflichen Manne, der die Gütigkeit selbst war. Mein Begleiter gab vor, er wisse den Weg nicht recht, und unser Wirth schickte seinen eigenen Sohn mit uns, damit wir ja nicht irre gehen möchten. Kaum aber waren wir auf eine Brücke gekommen, so stieß er den Sohn unsers gütigen Wohlthäters in den Strom hinab, daß er ertrank. Bei dieser abscheulichen That gerieth ich außer mir. O du Ungeheuer! rief ich, lieber will ich ganz allein umherirren, als länger an deiner Seite über einen Erdboden gehen, der dich alle Augenblicke zu verschlingen droht. — Da ich noch redete, umleuchtete mich ein Glanz, und mein Führer nahm eine übermenschliche Gestalt und Würde an. Ich fiel zu Boden. Er aber richtete mich auf, und sprach: Lerne die Wege der Vorsehung, deren Diener ich bin. Der Becher, den ich vor vier Tagen nahm, war vergiftet; darum entwandte ich ihn dem Guten, und gab ihn dem Bösen zur Strafe. Unter der Asche des Hauses, das ich in Brand steckte, liegt ein Schatz, den der wohlthätige Mann, der uns so gütig aufnahm, finden, und womit er viel Gutes stiften wird. Der junge Mensch aber, welchen ich in den Strom stürzte, würde in kurzen seinen Vater ermordet haben, und durch seine Laster die Qual seiner Mutter geworden sein. Verehre Gott, und überlaß dich ihm allein; aber hüte dich, die Wege seiner Vorsehung beurtheilen zu wollen!«

So erzählte mir mein Freund seinen Traum. Und wenn ihr einmahl ein wenig mehr Erfahrung bekommt, so werdet ihr an euch und an Andern tausend Beispiele sehen, wie ein anscheinendes Glück oft ein wahres Unglück ist, und hingegen viele Unglücksfälle die herrlichsten Wohlthaten Gottes sind.

Sollte aber auch nichts als Unglück über euch verhängt sein; solltet ihr im Elende sterben müssen: so wird euch, seid ihr nur ohne eure Schuld unglücklich, noch immer der Trost übrig bleiben, den nichts euch rauben kann; und diesen will ich euch nun bekannt machen.

Kinder, wir sind unsterblich; wir vergehen niemahls! Zwar dieser Leib von Fleisch und Knochen, der wird einmahl sterben und verwesen; aber wir selbst, die wir diese Leiber bewohnen, werden alsdann in ein anderes Leben übergehen, wo wir ganz glücklich, ohne Krankheit, ohne Schmerzen, ohne Mangel — ewig leben werden. Das hat uns Gott versprechen lassen, wenn wir hier Alles thun, was wir können, um recht gute Menschen zu werden. Diejenigen, welche das nicht thun, werden zwar auch ewig leben, aber es wird ihnen nicht wohl gehen, sondern sie werden da, wo sie alsdann hinkommen, für ihre Untugenden leiden müssen, um durch Leiden besser zu werden.

Zu einer andern Zeit, ihr Lieben, will ich euch sagen, woher ich Dieses weiß. Bis dahin glaubet mir auf mein Wort, oder seht vielmehr aus meinem ganzen Betragen, daß ich vollkommen davon versichert sein müsse. Ich bin nunmehr ein alter Mann, und mein Leib wird bald sterben müssen. Ach, Kinder! wüßte ich nun nicht, daß mein eigentliches

Ich, meine Seele, unsterblich ist; wüßte ich nicht, daß der gute Gott, der es mir schon hier in dieser Welt hat so wohl ergehen lassen, auch nach meines Leibes Tode sich meiner annehmen, mir helfen, mich glücklich machen wird: wie elend würde ich dann sein? — Aber ich weiß es, so gewiß weiß ich es, als ich jene Sterne am hohen Himmel funkeln sehe! Ich werde leben, und unendlich glücklicher leben, als alle Könige der Erde mich hier zu machen in Stande sind.

Auch ihr, meine Kinder, auch ihr werdet einmahl mir in jenes bessere, ewige Leben nachfolgen, wenn ihr euch bemüht, gute, rechtschaffene Menschen zu werden. Dann werden wir uns wieder sehen, uns wieder lieben, und die Freude über uns, über unser Glück und über den lieben guten Gott, der uns wieder vereinigte, wird von unendlicher Dauer sein.

Meine lieben Kinder! Laßt mich, o laßt mich diesen Trost mit in mein Grab nehmen, den Trost, daß ihr eurem alten Vater, eurem Freunde, der euch so treu, so herzlich liebte, in allen Stücken gehorchen, und euch dadurch derjenigen Glückseligkeit würdig machen wollt, zu der ich nun bald vorangehen werde. Sagt, ihr theuern Lieblinge meines Herzens, sagt, kann ich mich darauf verlassen?

Die Kinder stürzten wehmüthig in seine Arme, und druckten ihr Versprechen durch stumme Thränen aus. Da sagte Ehrenreich diese merkwürdigen Worte: Wen Gott vorzüglich segnen will, dem giebt er fromme und gehorsame Kinder; und die Herzen Aller zerflossen in sprachloser Empfindung.
